Austr. 5131-2

Wien

<36622880700019

<36622880700019

Bayer. Staatsbibliothek

Wien

und

seine Landesfürsten.

Vom Verfasser:
„Landleben der Reichen.“

Zweiter Band.

Wien, 1834.

Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Oesterreich
unter den Habsburgern.

(Fortsetzung.)

Albrecht III., mit dem Zopf.

Rudolph IV. hatte keinen Sohn, aber drei Brüder: Friedrich, der mit 15 Jahren 1362 unglücklicherweise auf der Jagd erschossen worden, Albrecht III. und Leopold II. Einige Schriftsteller nennen jenen verunglückten Friedrich schon den III. und diesen Leopold ebenfalls, indem sie die zwei in der Jugend unvermählt verstorbenen Söhne Otto's des Fröhlichen, Friedrich und Leopold, mit zählen; hier aber wird dem allgemeineren Gebrauch gefolgt, Prinzen, welche in der Jugend starben, ohne daß die Geschichte von ihnen mehr als ihren Namen weiß, nicht mit zu zählen.

Bei Rudolphs Tod war Albrecht III., sein Nachfolger auf dem Thron erst 16 Jahr alt. Zum Ueberflusse nahm der gutmüthige Herr seinen lebhafteren, aber vollends erst 14 Jahr alten Bruder Leopold II. zum Mitregenten an. Bald darauf theilte er mit ihm die Lande, und in der Folge der Zeit, da Leopold viele Kinder bekam, Albrecht aber nur einen Sohn hatte, theilte er so lange mit ihm, bis

ihm nichts übrig blieb, als das Herzogthum Oesterreich. Kaiser Carl IV. ließ mit Vergnügen geschehen, daß Oesterreich sich selbst schwächte.

Uebrigens hat Albrechts III. lange Regierung eine kurze Geschichte. Sein sanfter persönlicher Charakter machte ihm die Nachbarfürsten zu Freunden und ließ ihn wenig im Innern ändern. Daher genoßen die Wiener Kaufleute in Ungarn, Böhmen, Italien große Begünstigungen, während eine Art Straßenzwang für die übrigen Städte, nämlich eine Vorschrift bestand, auf welchen Straßen sie handeln durften. Das alte von Albrecht I. aufgehobene Stapelrecht, daß nämlich keine Waare durch oder um Wien herum geführt werden durfte, ohne sie den Bürgern anzubieten, war schon unter Rudolph IV. wieder entstanden, und wurde von Albrecht bestätiget. Dagegen wurde die von Rudolph eingeführte Gewerbsfreiheit, über laute Klagen der Wiener, neuerdings beschränkt. Man kann sich vorstellen, wieviel Fragner (Victualienhändler) z. B. in den wenigen Jahren entstanden seyn mögen, da die Beschränkung sie auf 60 festsetzte, theils zünftige, theils befugte; doch sollte Burgermeister und Rath sie mehren und mindern können nach Nothdurft.

Albrecht unternahm 1377 in Begleitung von 70 Edelherren auch einen Preußenzug; zeigte sich zu Königsberg in großer Pracht; begleitete unter seinem eigenen Panier den Hochmeister über die Memel durch Sumpf und Waldesdickicht bis in Lithauen, Samogitien und Reussen; und kehrte, nachdem er

die ausgezeichneten fremden Ritter mit silbernen Pokalen und Schalen voll Gold beschenkt hatte, mit großem Ruhm und reicher Beute zurück. Auf der Heimreise begegnete ihm die Freudenpost, daß ihm seine Gemahlinn einen Sohn geboren. Er hatte diese Beatrix, eine Tochter des Burggrafen von Nürnberg, Grafen von Zollern erst im 10. Jahr seiner Regierung gewählt, und trug einen Zopf von ihrem schönen blonden Haar immer über seinem Harnisch; daher er auch Albrecht mit dem Zopf genannt wird.

Nun baute er Lachsenburg mit einem großen Thiergarten und anmuthigen Teichen. Aus dem Schlosse auf dem Leopoldberg und aus dem Fürstenhof zu Klosterneuburg, die bereits verlassen waren, und aus mancher anderen Burg ließ er die marmornen Statuen und andere Zierden und Seltenheiten dahin bringen. Die Zeit war schon vorüber, wo die Herrn Felsenburgen bauten, um sich und ihre Leute vor barbarischen Horden zu schützen. Man baute die Schlösser schon in der Ebene; denn an die Türken dachte man noch nicht, unter deren Verwüstungen leider so viele alte Kostbarkeiten, und auch die zu Lachsenburg zu Grunde gingen.

Papst Urban verwilligte endlich, 20. Febr. 1384, der Universität die theologische Facultät, welche bis dahin auf Andringen des scheelsüchtigen Carl IV. verweigert war. Nun erst erkaufte Albrecht drei weitläufige Gebäude, worunter der alte Lilienfelderhof, ungefähr an der Stelle, wo noch heute das Universitätshaus steht, und stellte 31 Professoren an; 3

Theologen, wovon 2 aus Paris, 4 Juristen, 3 Mediciner, 1 Mathematiker und 20 für Philosophie und Sprachen.

Die **Karmeliten** übersetzte er aus dem obern Werd in die alte herzogliche Burg am Hof, die bis dahin das Münzhaus war; und kaufte zur Herstellung einer Kirche und des Freithofes 8 Häuser dazu, worunter eines von dem Juden Mustal; ein anderes von dem Bürger Peter Suchenwirth, dessen berühmte Gedichte noch vorhanden und 1827 von Al. Primißer herausgegeben sind.

Unten in der Singerstraße hatten mehrere reiche und frommgesinnte Rathsmitglieder ein Büßerinnen Kloster gestiftet, für unzüchtige Weibsbilder, die entweder in den öffentlichen Häusern (deren Wien mehrere hatte, und die man verkehrt genug Frauenhäuser nannte) oder außer denselben ein schändliches Leben geführt hatten, und um es zu bessern, aus freiem Willen in das Kloster traten. Sie hatten kein Gelübde, jedoch Clausur, worin ihnen außer Gastgeben, Weinschank und Kaufmannschaft, jede anständige Beschäftigung erlaubt war. Sie durften heiraten, der Ehre und den Zunftrechten des Mannes unbeschadet; und wer eine solche Frau schmähte, wurde an Leib und Gut gestraft. Sie durften mit Bewilligung der Vorsteher auch austreten; fielen sie aber in das alte Leben zurück, so wurden sie in die Donau geworfen. Albrecht bestätigte diese Stiftung und befreite sie von aller Steuer, Mauth und Zoll. Außerdem mußten Adelige und Geistliche, die Hofdiener

allein ausgenommen, mit den Bürgern gleich zu den Lasten der Stadt beitragen. Noch eines anderen Gesetzes ist zu erwähnen; fremde Weine durften nur in einer einzigen Taverne geschenkt werden, die auf Rechnung und zum Nutzen der Stadt betrieben wurde.

So gut es Albrecht auch meinte, war seine Regierung doch nicht ohne bedeutendes Unglück. Die Pest brach 1370 und noch viel heftiger 1381 wieder aus; am Stephans Freithof allein wurden 15,000 Leichen begraben. Als man in neuerer Zeit die Magdalenacapelle dort abgebrochen, fand man ein ganzes Gewölb voll kleiner Splittern von Menschengebein.

Während die Kämpfe der Häuser York und Lancaster England mit Blut tränkten; die Feindschaft der Häuser Orleans und Burgund Frankreich an den Rand des Verberbens brachte; in den Städten Italiens Anarchie oder Tirannei wütheten; Blutsverwandte Fürsten einander beim Gastmal mordeten; herrenlose Miethsoldaten von allen Enden in Hütten wie in Pallästen raubten; in Deutschland unter einem Kaiser, der sich wenig darum bekümmerte, das Faustrecht wieder waltete; selbst in der Kirche 2, bisweilen 3, Päpste einander entgegen standen; war das glückliche Oesterreich das ruhigste Land in ganz Europa gewesen.

Nach Carls IV. Tod zeigte sich das Ueble eines Wahlreichs; Er hatte Gold aufgehäuft, sein Haus hatte zwei Kurstimmen; dadurch ward es möglich,

daß, mit Umgehung vieler trefflicher Fürsten, sein ältester Sohn **Wenzel** zum Kaiser gewählt wurde. Eben der Wenzel, welcher beständig mit dem Scharfrichter, als seinem Herrn Gevatter umher ritt; den Heiligen Johann von Nepomuck von der Prager Brücke stürzen ließ; sich täglich betrank; dessen Gemahlinn Johanna von Bayern an seiner Seite im Bette von seinem Lieblingshund zerrissen wurde; und der zum Ueberfluß noch **Wenzel der Faule** hieß. Unter solchem Kaiserregiment lösten sich nothwendig alle Zügel der Gesetze und der gesellschaftlichen Ordnung; Adel, Städte und Landvolk standen in wilder Feindschaft gegen einander. Das Uebel verbreitete sich endlich auch nach Oesterreich; wechselseitig wurden Bürger und Edle und Landleute angegriffen, beraubt, in Gefangenschaft geschleppt, erschlagen. Ein solcher Räuber, der **Lichtenecker** genannt, der den Wienern viel Schaden gethan, hatte die Kühnheit, sich am hellen Tage in die Stadt zu wagen; da schlug ihn ein tüchtiger Fleischhacker am hohen Markt wie einem Stück Rind vor den Kopf. Ein anderer Raubritter war **Wilhelm Rohrer** auf der Feste Leonstein; wie einst gegen Rauheneck zogen die oft beleidigten Wiener unter dem Bürger und Ritter Zacharias **Haderer** gegen ihn; hier 1381 wurde zum ersten Mal in Oesterreich vom Schießpulver Gebrauch gemacht; mit großen **Kugeln** schoßen sie seine trotzigen Mauern und Thürme in Trümmer.

Kaiser Wenzel hatte es mit seinen Gewalttthä-

tigkeiten dahin gebracht, daß sein eigner Bruder Sigmund (durch seine Vermählung mit Ludwigs des Großen ältester Tochter Maria, König von Ungarn) so wie sein Vetter Jobst Markgraf von Mähren, sich gegen ihn verbanden; ihn 1394 gefangen nahmen, und dem Oberstburggrafen Heinrich von Rosenberg in Verwahrung gaben. Als sein jüngster Bruder Johann von Brandenburg mit einem Heere zu seiner Befreiung heranzog, führte ihn Rosenberg von einer böhmischen Burg zur andern; endlich gar nach Oberösterreich auf das den Stahrenbergen gehörige Schloß **Wildberg** im Haselgraben. Die Beweggründe zu Herzog Albrechts sonderbaren Benehmen bei dieser Gelegenheit sind niemals bekannt geworden. Er mißbilligte Wenzels Thun im höchsten Grad; stellte den gegen ihn Verbündeten 600 Lanzenträger zur Hülfe; ließ aber nun die Stahrenberge hart an, daß sie ohne sein Wissen und Willen den Kaiser in ihrer Burg gefangen hielten; befahl, ihn ohne Lösegeld frei zu geben und nach Budweis zu begleiten. Im geraden Gegensatz stand sein Betragen gegen Johann von Lichtenstein den jüngeren, der wegen seines Ansehens und Reichthums allgemein der gewaltige Hofmeister genannt wurde. Wenzel hatte ihn zu seinem geheimen Rath ernannt, ihm einen Pallast in Prag geschenkt, und ausgezeichnete Gunst bewiesen; diesen forderte er auch auf, ihn aus der Haft zu Wildberg zu befreien. Was nun Lichtenstein dießfalls gethan, ist eben so wenig bekannt; aber er wurde sammt seinem Bruder Hart-

nied und seinen Neffen in strenges Gefängniß geworfen. Nur auf unablässige Verwendung des Burggrafen von Nürnberg, und des Grafen von Cilly wurde er freigelassen; jedoch war ihm verboten, nach der Ursache seiner Bestrafung zu fragen, und er mußte alle seine Besitzungen am rechten Donauufer der herzoglichen Kammer überlassen. So kam die Feste Lichtenstein bei Mödling in fremde Hände, und erst 1807 kaufte der jetzt regierende Fürst Johann sie von dem Fürsten Poniatowsky zurück.

Eine kurze Erzählung von zwei merkwürdigen Wienern aus der Herrengasse gehört in jene Zeit. Christoph von Lichtenstein, durch das Unglück seines Hauses gebeugt, verließ Oesterreich und Deutschland um fremde Kriegsdienste zu suchen. Carl V. von Frankreich führte einen schweren Vertheidigungs-Krieg gegen England; der Kriegsruhm des Connetable Bertrand von Gueclin zog den jungen Lichtenstein an; in der fernen Picardie trat er als gemeiner Reiter ein. Bald aber fesselte seine kühne Entschlossenheit, und sein Erfindungsgeist das Erstaunen der Menge und der Aufmerksamkeit des Connetables. Als nun wieder offenbar diese Eigenschaften Lichtensteins einen lange zweifelhaften Kampf siegreich entschieden, meinten der König und der Connetable, ein gemeiner Reitersmann sei das nicht, und wollten wissen wer er wäre. Sie ließen ihn also vor sich in den Kreis der Kriegshauptleute rufen, und zugleich sein Gepäck durchsuchen. Die allgemeinen Lobsprüche und die besonders gütigen Worte des Königs,

vernahm er mit bescheidenen Anstand; auf die Frage um seinen Namen erwiederte er die Bitte, man möchte ihn als einen unbekannten Unglücklichen betrachten. Da kam Einer von denen, die sein Gepäck durchsuchten, herbei gesprungen; er hatte das Lichtensteinische Wappen an goldener Kette gefunden. Nun verhehlte Christoph seinen Namen nicht länger. Der Kreis der Kriegshauptleute jauchzte ihm stürmisch zu; der König ernannte ihn zu seinem Rath und Obersten, und gab ihm eine reiche Bestallung, die ihm auch nach seiner Heimkehr ins Vaterland verblieb.

Johann von Traun unternahm zuerst eine Preußenfahrt; focht unter den deutschen Rittern gegen die Heiden, und erschlug mit eigener Hand einen reußischen Herzog. Dann ging er nach England, um Eduard III. gegen Frankreich zu dienen. Mit dem Prinzen von Wales, der schwarze Prinz genannt, schiffte er nach Guienne über; und in der berühmten Schlacht bei Poitiers, wo 48000 Franzosen von 12000 Engländer geschlagen worden, hatte Trauns Tapferkeit alle Anderen übertroffen; so daß ihm beim Siegesmal der schwarze Prinz obenan zwischen sich und den gefangenen König von Frankreich setzte. Nun versuchte sich Traun auch zur See, eroberte ein feindliches Schiff, und brachte es dem König Eduard zum Geschenk. Mit ansehnlichem Reichthum, und weltkündigen Ruhm kam er heim in die Burg seiner Väter.

Herzog Albrecht verlebte seine letzten Jahre größtentheils in Lachsenburg, und war dort selbst

der beste Baumeister und Gärtner, Kenner und Sammler fremder Thiere und Gewächse. Dort starb er auch am 29. Aug. 1595, 46 Jahr alt, und wurde unter Begleitung der Geistlichkeit, der Universität und der Bürgerschaft mit lauter aufrichtiger Klage nach St. Stephan begraben. Er hinterließ einen reichen Schatz, und ein einziges Kind, seinen Sohn gleiches Namens; der bereits 18 Jahr alt und mit der zu Wien für ihn erzogenen Johanna von Bayern vermählt war. Der holden Beatrix Witwensitz war zu Berchtholdsdorf.

Die Leopoldinische oder Steyrische Linie.

Es ist schon erwähnt worden, daß Leopold II., Albrechts III. Bruder viele Kinder, und daß dieser ihm alle seine Länder bis auf Oesterreich abgetreten hatte. Da die männlichen Nachkommen Albrechts III. nach 62 Jahren ganz ausstarben, unter Albrecht IV. eigentlich Leopolds II. ältester Sohn Wilhelm regierte, und in den ersten Jahren nach dessen Tode, Leopolds II. Söhne Leopold III. und Ernst die Vormundschaft führten, muß hier von Leopold II., dessen Nachkommen den Habsburgischen Stamm fortpflanzten, Einiges angeführt werden.

Seit man die Hoffnung auf Wiedereroberung des heiligen Landes aufgegeben, hatte sich der Orden der deutschen Herrn, vorzüglich aus den habsburgischen Ländern, gegen die heidnischen Preußen, ein tapferes, aber grausames Volk gewendet. Viel

deutsches Blut ist da geflossen, mancher Ritter hat unter schrecklichen Martern geendet, aber der Hauptzweck wurde erreicht, ein ganzes Königreich erobert und zum Christenthum bekehrt, nebstbei milde Sitten eingeführt, viele schöne Städte erbaut, die deutsche Sprache jenseits der pohlnischen gegründet.

Der feurige und ehrgeizige Leopold II., den die Geschichte den Frommen nennt, aber den Ruhmbegierigen nennen sollte, fand sich als achtzehnjähriger Jüngling schon, sieben Jahre vor seinem älteren Bruder, von leidenschaftlichem Eifer für den Ruhm seines Hauses zu einem Zug gegen die Preußen angetrieben. Großen Aufwand wie Jener konnte er nicht machen, er besaß für seinen Theil erst die Vorlande und Tirol zur Hälfte; an ritterlichen Thaten, die ihm den Beifall des ruhmbedeckten deutschen Ordens in hohem Grade erwarben, ließ er es nicht fehlen. Nachdem er so sich selbst ehrenvoll in die Welt eingeführt hatte, bezeichnete er jedes Jahr mit einer Unternehmung zur Vergrößerung seines Hauses. Er vermehrte zuerst sein Gebiet durch Freiburg und Breisgau; von Montfort kaufte er Feldkirch, von Werdenberg erhielt er Pludenz, Sargans, Rheinthal, von Kaiser Wenzel Ober- und Nieder-Schwaben, Einkünfte von Augsburg und Giengem. So wie seine Söhne heranwuchsen, trat ihm sein gütiger Bruder Tirol ganz, Steyer, Kärnthen, Krain nach einander ab; die Stadt Triest unterwarf sich ihm freiwillig.

Allein, jedes Glück hat seinen Gipfel, von da

geht es nur abwärts. Der nach Albrechts I. Tod zwischen Schwyz, Uri und Unterwalden geschlossene Bund verbreitete sich weiter; eine österreichische Besitzung nach der andern trat dem Bunde bei, und sagte sich vom deutschen Reiche los. In Schwaben entstanden Unruhen, die Städte am Rhein traten in einen Bund; besonders Luzern reizte die österreichischen Städte zum Abfall, gab den habsburgischen Städten Sempach und Reichensee das Bürgerrecht. Nun wollte Leopold dem Unwesen ein Ende machen, und Luzern bestrafen. Er stillte die Unruhen in Schwaben, löste den Städtebund, trennte Zürich vom Schweizerbunde. Er berief seinen Adel nach Baden, und rückte nach Sursee vor; die Schweizer standen schon bei Sempach. Es wurde Kriegsrath gehalten. Einer meinte wohl, es sei noch nicht die ganze Macht beisammen, man sollte die Nachkommenden abwarten, doch zum Unglück für Leopold und seine Gefährten war das der Freiherr von Hasenburg. Man trieb ein leises Gespött mit dem Namen, und ein junger Edelmann rief auf: »Mit dieser Handvoll Bauern werden wir noch diesen Abend fertig.« Leopold beschloß den Angriff. Man fand die Wege für die Pferde zu eng und zu steinig, stieg ab und drang geschlossen vor. Die Schweizer lagen auf den Knien; »Sie ergeben sich« riefen Einige. »Nein, sie beten,« sprach Leopold. Sie mögen eifrig gebetet haben; Arnold Winkelried trat hervor: »Sorgt mir für Weib und Kinder, Landsleute, ich mache euch eine Gasse.« Mit diesen

Worten umfaßte er mehre Lanzen der Oesterreicher, die sofort seine Brust durchdrangen. Durch diese Großthat waren die geschlossenen Reihen geöffnet, die Schweizer drangen ein, und siegten durch Beweglichkeit und kurze Waffen über die schwer gerüsteten Ritter, deren Knechte auf den Rossen entflohen. Noch einmal blitzte Leopolds hoher Geist auf. Nachdem Eschelohe und Aarburg nach einander mit dem österreichischen Panier todt hingestürzt waren, mahnte man ihn auf seine Sicherheit zu denken. Er hob die blutige Fahne auf, und schwang sie über sein Haupt: »Ich will siegen oder sterben mit Ehren!« Damit warf er sich in den dichtesten Haufen. Er und 650 Grafen, Herren und Ritter blieben auf dem Platze. Der 9. Juli 1386 war dieser Unglückstag.

Leopold II. hinterließ vier Söhne, die alle der Welt von sich zu reden machten: Wilhelm, Leopold III. Ernst, Friedrich II. Wilhelm der Schöne, auch wohl der Bezaubernde, der Unwiderstehliche genannt, war das Abbild seiner Mutter, der reizenden Viridis, der Haupterbe von des Vaters Tapferkeit, und von Gott reichlich mit Verstand gesegnet. Er war von Ludwig dem Großen, König von Ungarn und Polen zum Gemahl seiner jüngeren Tochter Hedwig und zum künftigen König von Polen ausersehen; Ludwigs Tod vereitelte die glänzende Hoffnung. Wilhelm war bei seines Vaters Fall in fernen Landen abwesend.

Leopold III. der Stolze genannt, hatte Feuer und Ehrgeiz in vollem Maße vom Vater geerbt.

Obschon erst 15 Jahr alt, doch jetzt der Aelteste der Anwesenden, theilte er die Erbschaft des Vaters redlich und verständig. Dem Wilhelm sprach er Kärnthen, Krain und die Stadt Triest zu, dem Ernst Steyer, dem Friedrich Tirol; sich selbst begnügte er mit den Vorlanden, das ist mit den Besitzungen in Schwaben, Elsaß und der Schweiz, denn er brannte vor Begierde des Vaters Tod zu rächen. Schnell hatte er seinen Adel versammelt, und griff die Schweizer bei Näfels an. Auch er, und abermal aus Geringschätzung des Feindes, wurde geschlagen; doch hatte er sich so tapfer gehalten, daß diese Niederlage nur einen siebenjährigen Waffenstillstand zur Folge hatte, den er 1394 auf 20 Jahre verlängerte. In dieser Waffenruhe ergriff ihn die Lust zu reisen; er durchzog Burgund und Frankreich, gewann an neuen Bedürfnissen, verlor an altem Charakter. Später, als Vormund Albrechts V. erwarb er sich nur gerechten Tadel und Haß, und starb ruhmlos mit 40 Jahren.

Ernst, von seiner seltnen Körperkraft und strengen Ritterlichkeit der Eiserne genannt, hat auf eine romantische Weise sich Cimburgis, Prinzessinn von Massovien erworben, durch die allein der habsburgische Stamm fortgepflanzt wurde. Tapfer, friedliebend, redlich, gütig ward er geehrt und geliebt bis zu seinem Ende. Nachdem beide älteren Brüder gestorben waren, ohne Söhne zu hinterlassen, fielen ihm Wilhelms Länder, Friedrich dem II. Leopolds Besitzungen zu. Sein Sohn war Fried-

rich III., der den Kaiserthron viele Jahre besaß, und **Maximilian** I. war sein Enkel.

Friedrich II., ein ehr- und prachtliebender Fürst, der, seinem Worte getreu, auf dem Concilium zu Constanz den Papst Johann XXIII. in Sicherheit gebracht hatte, ward dafür von Kaiser Sigmund aller seiner Länder verlustig erklärt; daher **Friedrich mit der leeren Tasche** genannt. Er hatte nur einen Sohn, Namens Sigmund, der unbeerbt starb, so daß Maximilian I. zu seiner Zeit der einzige habsburgische Prinz war.

Albrecht IV.,

die Wunder der Welt zugenannt.

Bei Albrecht III. Tod war **Albrecht** IV. bereits 18 Jahr alt, also vollkommen geeignet, allein zu regieren; allein es war einige Wochen vorher sein Vetter **Wilhelm**, Leopolds II. ältester Sohn von seinen Ritterzügen nach Wien gekommen. Er hatte sich solchen Namen erworben, daß Adel und Bürgerschaft den nicht gerechten Anspruch, welchen er, 25 Jahr alt, als Aeltester des Hauses auf Mitregentschaft machte, unterstützten. Der geduldige und friedliebende Albrecht willigte ein, und nicht zum Schaden von Stadt und Land, denn Wilhelm besaß das Herrschertalent, das Albrechten mangelte, der mehr zu zurückgezogener Häuslichkeit geboren war, zur Andacht und stillen Betrachtung der Natur.

In diesem Geiste beschloß Albrecht eine Pilger-

fahrt in das heilige Land, obschon man ihm die große Gefahr dieses Unternehmens zeigte. Eben zu Pfingsten des vorhergegangenen Jahres war eine glänzende und lustige Schaar Franzosen unter dem Grafen von Artois über Wien nach Ungarn gezogen, dem König Sigmund zu Hülfe, der die Türken angriff, um das, damals noch christliche Constantinopel zu retten. Die Schlacht bei Nikopel 26. September 1396 fiel aber so unglücklich aus, daß die Franzosen fast alle getödtet oder gefangen wurden; Sigmund mehrere Monate als Flüchtling umherirrte, die Türken Ofen besetzten, und der Sultan Bajessid (Bajazeth) bis Pettau in Steyer streifte. Demungeachtet zog Albrecht, in der reinen Absicht etwas Gottgefälliges zu thun, die viel befahrene Handelsstraße nach Venedig, und ohne irgend einen Unfall, nachdem er an den heiligen Orten gebetet, und am Grabe des Erlösers den Ritterschlag empfangen, kehrte er mit vielen Kostbarkeiten und Seltenheiten zurück nach Wien. Die Dichter fabelten, er sei mit Hülfe eines leuchtenden Karfunkels auf unterirdischen Wegen bis nach Indien gekommen; habe dort Kriegsheere von Riesen und Zwergen, Menschen mit Schnäbeln und Schnauzen gesehen, u. dgl. m.

So gern er seinem Vetter Wilhelm die Regierungsgeschäfte überließ, war ihm doch die gewünschte Ruhe nicht gegönnt. Die Donau hatte Ende Juni 1402 ihre Ufer überschritten, den Tulnerboden und das Marchfeld gänzlich verheert; an manchen Orten war sie eine Meile breit, stand durch 10 Tag

in solcher Höhe, verschlang mehrere Dörfer, und weit und breit alle Feldfrüchte. Der Metzen Getreide stieg bis 7 Gulden, und viele Menschen verhungerten. Hiezu kam 1404 ein Krieg, eben als Wilhelm in Neapel war, seine Braut abzuholen. Die Markgrafen Jodok (Jobst) und Prokop von Mähren, stritten mit einander um Znaim, dessen sich endlich Prokop bemeisterte. Um es gewisser zu behaupten, nahm er die mährischen Raubritter Johann Sokol und Hynek Goldsteinsky zu sich, die in Oesterreich viel Greuel verübten, und bis an die Thore Wiens streiften. Albrecht, um sein Land wenigstens von dieser Plage zu befreien, brach selbst mit 10000 Mann gegen Znaim auf und belagerte es mit alten Kriegsmaschinen und dem neuen Geschütz. Sigmund kam ihm zu Hülfe, und ohne Zweifel hätte es fallen müssen, wären nicht beide Fürsten durch einen aus der Stadt in das Lager geschlichenen Bösewicht vergiftet worden. Sigmund überstand die damals gewöhnliche Heilart; er wurde bei den Füßen aufgehängt, bis das Gift von ihm ging, und lebte noch lange. Albrechten blieb davon solche Schwäche, daß man nur in einer Sänfte es wagen konnte, ihn nach Wien zurück zu bringen. Er erreichte es nicht, überall lief das Volk zusammen, den gütigen armen Herrn zu sehen. Im Dorfe Haselbach rastend hob er mühsam das Haupt, sah umher, und sprach seufzend: »O mein gutes Volk, welche Verwüstung wirst du erleiden!« In Klosterneuburg verblich er am 14. September 1404 noch nicht vollends

27 Jahr alt. Man hat ihn (Mirabilia mundi) die Wunder der Welt genannt, vielleicht wegen seiner Kenntniß der Baukunst und außerordentlichen Geschicklichkeit in künstlichen Arbeiten, vielleicht wegen der Seltenheiten, die er aus dem heiligen Land mitgebracht, oder wohl gar wegen der erdichteten Fahrt nach Indien.

Unter seiner oder vielmehr seines Vetters Wilhelm Regierung wurde die Kirche Maria Stiegen ausgebaut. Albrecht III. hatte verordnet, es sollten zum Schutz der Armen zwei Ritter mit in dem Stadtrath sitzen, Wilhelm dagegen verordnete, Burgermeister und Rath sollten alljährlich erneuert, jederzeit von der ganzen Gemeinde gewählt werden, und niemals Vater und Sohn, Schwiegervater und Eidam, Brüder, Schwäger oder Vettern zugleich Rathsmitglieder sein. Für das wieder, besonders durch fremdes Geld, in Verfall gerathene Münzwesen wurden die Verordnungen Rudolphs IV. erneuert; alles fremde Geld wurde verrufen, es mußte zu den Münzern oder Silberarbeitern gebracht werden, und diese allein durften Silber und Gold kaufen. Damals entstand das sogenannte Stadtgut, Herzog Wilhelm hatte Inseln zwischen den Donauarmen seinem treuen Kämmerer und Gefährten Lorenz geschenkt, und dieser sie der Stadt verkauft, worüber ihm der Herzog 28. Mai 1396 einen Bestätigungsbrief ertheilte. Herzog Wilhelms Braut, Johanna von Neapel zog in einem prächtigen Gläser-

wagen ein, ganz Wien lief zusammen, den ersten Wagen dieser Art zu sehen.

Kaiser Wenzel wurde 1400 von den Kurfürsten und von den Böhmen wegen seiner Grausamkeit abgesetzt, von seinem jüngeren Bruder Sigmund abermals gefangen genommen, und 1402 dem Herzog Wilhelm zur Verwahrung in Wien vertraut. Das jetzige Salzamt, einst dem bürgerlichen Geschlechte Stoß, dann den Herrn von Prag Freiherrn von Windhag gehörig, nachmals herzoglich und eine kurze Zeit Münzhaus, stand damals hart an der Stadtmauer, und war mit Thürmen wohl verwahrt. Dort saß Wenzel fünf Vierteljahr. Nun wird erzählt, der Fischer Hanns Grundel habe ihm unter Fischen, die er brachte, ein seidenes Seil zugesteckt, an welchem er sich in den Graben herabgelassen. Andere sagen, er habe durch den Fußboden in den Stall herab durchgebrochen. Genug, der Fischer brachte ihn verkleidet bei Stadlau über die Donau; dort wartete seiner Johann von Lichtenstein mit 50 Schützen, brachte ihn zuerst auf sein Schloß zu Nikolsburg, dann nach Prag.

Albrecht V., als Kaiser der II.

Albrechts IV. einziger Sohn war bei des Vaters Tod noch nicht ganz 8 Jahr alt. Wilhelm führte als Vormund die Regentschaft fort. So wie unter Wenzels übler Regierung, und in den Kriegen zwischen ihm und seinen Gegenkaiser Rupert den Pfälzer, in

Deutschland das Faustrecht wieder allgemein wurde; wie mährische Raubritter vor Kurzem, Oesterreich jenseits der Donau plünderten; so fielen nun dieß- seits der Donau ungrische Räuber ein, und thaten großen Schaden. Wilhelm griff rasch und mit star- ker Hand zu; erschlug eine gute Anzahl, brachte viele gefangen nach Wien, hängte die Rädelsführer an hohe Galgen, warf die Uebrigen, wenn auch Edelleute darunter waren, in tiefe Kerker; und äng- stigte sie so lange, bis sie mit schweren Lösegeld den ver- ursachten Schaden ersetzten, und Urfehde schworen. König Sigmund schickte Gesandtschaft, um sich dar- über zu beschweren. Wilhelm schickte Gesandte entge- gen; und als Sigmund hochfahrend ihnen vorwarf, daß sein Gebiet verletzt, seine Unterthanen zu schmäh- licher Strafe nach Wien geschleppt worden, antwor- tete Remprecht von Waldsee: »Ihr irrt euch, o hoher Herr, gar sehr, so Ihr etwa meinet, unser Herzog habe uns hergeschickt zur Abbitte. Er fürch- tet den Krieg nicht, nur will er ihn nicht anfangen; und hat den Frieden nicht verletzt, indem er schädli- che Leute, die ohne daß Ihr es gehindert, aus eurem Lande in seines gefallen, zur Strafe gezogen. Wollt Ihr aber, wie es fast scheint, durchlauchtigster König, die Waffen walten lassen, so wißt; ich stelle dem Herzog tausend wehrhafte Reisige, und unterhalte sie ein volles Jahr auf meine Kosten. Mein Bruder Ulrich und meine übrigen Herrn Mitgesandten, alle reicher und mächtiger als ich, thun wenigstens eben so viel; sehr vieler Anderer gleiches Sinnes, die zu

Hause sind, nicht zu gedenken.« Die tapfere Rede verfehlte ihren Eindruck nicht; bald war Alles freundschaftlich abgethan, und Sigmund fing an, ein Herz zu den Oesterreichern zu gewinnen.

Der edle Herzog Wilhelm, dessen frühere seltsame Schicksale ein anziehender Gegenstand für eine eigene, hier zu weit abführende Geschichte wären, starb (15. Juli 1406) 36 Jahr alt zu Wien ohne Kinder. Durch seinen Tod traten böse Jahre ein für Wien und Oesterreich.

Die Stände huldigten zwar sogleich dem neunjährigen Albrecht V., und beriefen der Ordnung nach seinen nun ältesten Oheim Leopold III. Wilhelms Bruder zur Vormundschaft. Seiner Regentschaft Anfang war auch gemäßigt; allein er war nicht ein Mann des Friedens. Seine herkulische Größe und Kraft, seine Meisterschaft in allen ritterlichen Uebungen machte ihn stolz; sein langer Aufenthalt an den Höfen von Frankreich und Burgund gab ihm eine tiefe Verstellungskunst; seine Verschwendung machte ihn geldgierig. Zum Ueberfluß stand ihm als Freund und Rathgeber ein Mann zur Seite, der auch die Welt nur um seinetwillen geschaffen glaubte; ein Mann von glänzender Gelehrsamkeit, gefährlicher Beredsamkeit und unersättlichem Ehrgeiz. **Berthold von Wähingen** hieß er, zuerst Dompropst bei St. Stephan und Kanzler der Universität, dann Domherr zu Passau und Pfarrer zu Großrußbach, Herzog Wilhelms Hofkanzler, endlich Bischof zu Freysingen; zuletzt durch Leopold III. dem Capitel zu Salzburg

als Erzbischof aufgedrungen. Obschon das Capitel ihn niemals anerkannte, er auch von dem Erzbisthum auf keine Weise Besitz nehmen konnte, legte er doch den Titel bis zu seinem Tode nicht ab. Nicht bald war ein Mann so allgemein verhaßt als dieser Bischof Berthold; den man wußte wohl, daß er es war, der die anfangs milde Regentschaft Leopolds in strenge Herrschaft verkehrte. Sie verfuhren ohne Schonung; geberdeten sich als Herrn, suchten das Geld, wo es zu finden war, legten willkürliche Schätzung auf die Geistlichkeit und auf die Bürger von Wien. Das erzeugte großen Widerwillen, aber Furcht hielt die Meisten zurück; Manche wußte Berthold zu gewinnen. Nur ein Theil des Adels, an dessen Spitze, von Furcht und Hoffnung gleich unbewegt, die tapfern Waldsee, so wie der Rath und die ansehnlichen Bürger von Wien standen treu für das Recht des unmündigen Albrechts V.; und hatten den Muth, Leopolds Bruder, Ernst den Eisernen von Gratz zur Mitvormundschaft zu berufen. Leopold wich nach Neustadt, und ließ sich auf Unterhandlungen ein; aber nur zum Schein, um Zeit zur Rüstung gegen seinen Bruder zu gewinnen. Der Bischof hetzte inzwischen die unruhigen Köpfe Wiens gegen den Rath auf. Das Land litt, da Leopold, um sich zu verstärken selbst die mährischen Räuber unter seine Reisige aufgenommen hatte; in der Stadt stritten die Parteien gegen einander. Kein Tag verging ohne blutige Händel; der Rath sah sich zur Strenge genöthigt, und ließ die zwei vorzüglichsten

Rädelsführer, Wolfgang, einen Krämer am Lichtensteg, und den Schneidermeister Hermann nebst drei Andern den 5. Jänner 1408 am hohen Markt enthaupten. Unter solchen Umständen glaubte Ernst dem Lande mehr zu schaden als zu nützen, und ging nach Gratz zurück. Leopold und der Bischof zogen wie im Triumph in Wien ein, und schienen anfangs gar nicht zu wissen, wer es mit Ernst gehalten. Plötzlich hörte man in der Nacht einen starken Knall; Friedrich von Waldsee hätte mit seinem Bette in die Luft gesprengt werden sollen. Man wußte mit dem Schießpulver noch nicht recht umzugehen; er ward nur stark verletzt, und starb am dritten Tage. Leopold und der Bischof wurden laut und allgemein als die Urheber dieser Missethat angeklagt; sie waren trotzig genug, es nicht einmal zu widersprechen.

Remprecht von Waldsee, den nichts beugte, veranlaßte eine Versammlung der Stände in St. Pölten, und rief inzwischen den Herzog Ernst wieder nach Oesterreich; allein die Parteien waren so erbittert, daß sie sich eben so wenig vereinigten als das Jahr vorher zu Klosterneuburg. Als die Wiener Deputirten auf der Heimreise den Riederberg herabritten, wurden sie von einem Trupp Räuber angefallen. Hätten sich Alle gehalten, wie der wackre Bürgermeister Conrad Vorlauf und der junge reiche Flußhard, so wären die Räuber trotz ihrer Uebermacht mit blutigen Köpfen weggekommen. Allein die übrigen Deputirten, betagte Männer, gaben sich fast ohne Widerstand gefangen; Flußhard wurde

erstochen, und so gerieth auch der Bürgermeister in Gefangenschaft. Sie wurden zuerst auf das Schloß Kegel, dann auf Kreuzenstein, endlich auf Ternberg geschleppt, und nur gegen 2000 Gulden Ranzion losgegeben. Die Deputirten erkannten nun, daß es nicht blos gemeine Räuber waren, denen sie in die Hände gefallen; sondern auch Edelleute, Anhänger Herzogs Leopold darunter; und sie hatten guten Grund zu glauben, daß Er ihnen diesen Umfall bereitet, weil sie es gewesen, die zu St. Pölten am lautesten gegen sein gewaltsames Regiment gesprochen. Damit wurde es indessen nur noch ärger; der Rath hatte, um sich des immer durch Berthold aufgehetzten Pöbels zu erwehren, einige Gassen mit Ketten sperren lassen. Leopold verlangte, daß die Ketten weggenommen, und ein Stück der Stadtmauer eingerissen werden sollte; ein Begehren, dem der Rath wohl auf den Grund sah, und es trocken verweigerte; was den Haß des Herzogs neuerdings entflammte.

Nun fügte es sich, daß für die Bedürfnisse der Stadt eine Abgabe auf Weinfässer und Lesegeräthe gelegt wurde; Einige murrten, am lautesten wie immer die, welche am wenigsten zu zahlen hatten. Die Aufhetzer feierten nicht; ein Haufen Volkes trat vor den Herzog, klagte über den Rath, und begehrte Ausmusterung desselben. Leopold ergriff die Gelegenheit zur Rache, ließ den Bürgermeister mit den ehrwürdigen Rathsherrn, Conrad Ramperstorfer und Johann Rack am 7. Juli 1408 in das Gefäng-

niß werfen; und ohne auf irgend eine Vorstellung oder Fürbitte zu hören, nach 3 Tagen, am 11. des Morgens enthaupten. Ein Grabstein in der Stephanskirche, ganz oben neben dem marmornen Grabmal Friedrichs IV., gibt in lateinischen Versen Zeugniß von dem hohen Ansehen, in welchem sie gestanden.

Leopold wandte durch solchen blutigen Ausbruch seines lange verhaltenen Grolles gegen Wien noch mehr Gemüther von sich ab; zumal er alles Eigenthum der Ermordeten, und selbst die bei ihnen gefundenen Depositen an sich zog. König Sigmund drohte ihm, Rembert von Waldsee both ihm offene Fehde, Herzog Ernst trat nun mit ansehnlicher Kriegsmacht auf.

Unter diesen Verhältnissen gelang es endlich dem Wiener Dompropst, Georg von Lichtenstein einen Vergleich zu Stande zu bringen, den König Sigmund als Vermittler bestätigte. Leopold mußte den Bischof Berthold, der den wohlgesinnten Wienern über Alles verhaßt war, von sich entfernen; und er sollte gemeinschaftlich mit seinem Bruder Ernst, mit gleichem Recht und gleicher Gewalt die Vormundschaft führen. Zum Krieg kam es also nicht, aber zu einer wahrhaften Aussöhnung auch nicht; Leopold residirte in Neustadt, und hielt in der Burg daselbst den jungen Albrecht verschlossen; Ernst hielt sich in Ebenfurt und Himberg auf. Abwechselnd kam Einer und der Andere nach Wien, um ihr Recht gegen einandet zu verwahren. Leopolds Räubervolk

setzte noch immer dem biedern Waldsee mit Feuer und Schwert zu; doch ohne ihn wanken zu machen.

Die Pest brach abermals 1410 in Wien und Oesterreich aus; über 1000 Studenten starben hier, die übrigen ergriffen die Flucht; denn die Pest schien dieß Mal vorzüglich nur junge Leute zu befallen. Aus gleicher Ursache schickte Leopold den jungen Albrecht aus der sumpfigen Umgebung Neustadts in die reinere Luft der Feste Stahrenberg am Gebirg. Waldsee erkannte den günstigen Augenblick, erschien unvermuthet vor Stahrenberg mit seinen Getreuen; erstieg es, und führte mit Leopold von Eckardsau allein Albrechten auf Umwegen über die Donau nach Eggenburg. Durch seine übrigen Kampfgenossen entboth er eiligst eben dahin Prälaten und Herren, Ritter und Städte. Albrecht war zwar kaum 14 Jahr alt, aber hoch aufgewachsen, von unverzagter Rede, ungemeiner Stärke, und früh reifen Verstande; seine großen blauen Augen sahen freundlich aus einem einnehmenden Angesicht. Die versammelten Stände begrüßten ihn mit einstimmigem Frohlocken als ihren Landesfürsten. Leopold war schon über die Entführung Albrechts in Wuth gerathen, und wußte nur nicht gleich, wohin er seine Rache wenden sollte; als er nun vollends den Beschluß der Stände erfuhr, rührte ihn der Schlag. Wenige Wochen darnach tödtete auch seinen Freund Berthold der Verlust seiner Bedeutenheit, und die Furcht vor Vergeltung. So hatte Gott selbst dem Unfrieden ein Ende gemacht.

Herzog Ernst schickte die Bothschaft von Leopolds Tod an Albrecht, mit der Einladung in die Burg seiner Väter. Eine unzählbare Menge begleitetete den Fürsten nach Wien; von allen Thürmen wehten Fahnen, alle Glocken läuteten, Musikchöre tönten von den Häusern, aus allen Gassen tausendstimmiger Jubel. Die Geistlichkeit zog dem Herzog mit allen Heiligthümern, die Ritterschaft in vollem Schmuck zu Pferde; Bürgermeister und Rath mit den Schlüsseln der Stadt bis vor die Thore entgegen. Bei St. Stephan bewillkommte ihn die Universität; nach feierlichem Lob- und Dankamt bezog er erst die herzogliche Burg.

König Sigmund ward noch in demselben Jahr zum Kaiser erwählt, und erklärte Albrechten, obschon im Haus Habsburg das sechzehnte Jahr in der Regel war, nach eben zurückgelegten 14 Jahr »wegen Nothdurft des Landes« für volljährig. Ernst zog in sein Herzogthum Steier, wo er noch 14 Jahr lebte, ohne den Frieden von Oesterreich zu stören. Auch die alte Feindseligkeit zwischen den Häusern Habsburg und Luxenburg war in Bezug auf Albrecht so ganz verschwunden, daß Sigmund ihm seine einzige fünfjährige Tochter und Erbinn feierlich verlobte.

Als Albrecht den Thron bestieg, war durch das böse Beispiel des übrigen Deutschlands, und durch lange innere Zwietracht und Verwirrung fast ganz Oesterreich zu einer Räuberhohle geworden; nach wenigen Jahren rühmten von ferne kommende Kaufleute wie die Nachbarn, daß man in Oesterreich durch

Feld und Wald das Geld in offner Hand tragen könnte. Der 15jährige Fürst brach die Bergschlösser der Raubritter, und erkannte den verbrecherischen Burgherrn ohne Gnade den Strang zu. Zwei seiner Lieblinge, ein Truchseß und ein Schildknappe eigneten sich durch Urkundenverfälschung Erbschaften zu; nichts half ihnen seine Gunst, unerbittlich ließ er das Gesetz walten, das sie zum Feuertode verdammte.

Alle Züge seines vortrefflichen Herrschergeistes zu sammeln würde hier zu weit führen, es ist kein Zweig der öffentlichen Verwaltung, in welchen er nicht, oft aus entfernten Feldlagern, und unter den wichtigsteu Kriegs- und Staatsangelegenheiten, selbst für die kleinsten Interessen seines geliebten Wiens Verordnungen erließ. Die Absicht dieses Buches erlaubt nur solche auszuheben, die uns Sitten, Gebräuche und Verhältnisse der Zeit erkennen lassen. Dem Dompropst und Capitel von St. Stephan und allen übrigen geistlichen Häusern wurde aufgetragen, sie sollten ihre Bauweine nicht in Fässern verkaufen, sondern »bescheidentlich ausschenken, nicht ungezogenen Leuten, die Lärm und Unfug treiben; auch sollten sie dazu weder Frühstück geben noch anderes Essen.« Die Weingärten der Wienerbürger erstreckten sich um die ganze Stadt durch einen großen Theil der jetzigen Vorstädte von der Donau bei Döbling bis wieder zur Donau bei Erdberg; zu ihrem Vortheil durfte im ganzen Stadtburgfried nur im Bräuhaus allein Bier geschenkt werden. Eine Gränzlinie

wurde zwischen Kaufleuten und Krämern gezogen; die Kaufleute durften nach dem Gewicht nicht unter 25. Pf., und nach der Elle nur einige sehr kostbare Stoffe verkaufen. Confect von Venedig war nur den Apothekern zu verkaufen erlaubt. Alle Handels- und Gewerbszweige waren scharf getrennt, und jeder Feilschaft ohne Ausnahme ein eigener Platz angewiesen. So trägt die Gasse, die den Tuchhändlern angewiesen war, noch heute den Namen Tuchlauben; die Wechselbänke waren beisammen auf der Brandtstatt; sie wurden verkauft und durch Heirat übertragen. Man muß sich diese Wechselbänke nicht vorstellen wie heutige Wechselstuben. Das Geschäft bestand blos in Geldwechseln, und wahrscheinlich sah man von diesen Wechselbänken auf der Brandstadt Muster in den vor kurzem weggeschafften Bürstenbinder- und Kammmacher-Läden. Der Hoher (so hieß der Scharfrichter) und der Diebsscherg (Gefangenwärter) sollten nicht mehr auf den Märkten sammeln, sondern dafür eine Summe Geldes erhalten. Der Diebsscherg bekam jährlich 26 Gulden, davon mußte er die Gefangenen speisen und auch den Hoher in der Kost haben; wogegen ihm dieser die Hälfte von dem, was er außer dem Burgfried mit seiner Meisterschaft verdiente, geben mußte. Jeder Schergenknecht erhielt jährlich 5 Gulden aus der Stadtkämmerei. Ein Maurer oder Zimmermann sollte täglich über Sommer 20 Pfenninge, bei der Kost 12; über Winter 14, bei der Kost 8 erhalten; wer mehr gab oder nahm, verfiel in des Herzogs Ungnade.

Noch stand außer der Schlagbrücke keine Brücke über die Donau, obschon der Handel nach Böhmen, Mähren und Pohlen, bei der wieder eingetretenen Sicherheit im Lande, immer lebhafter wurde. Man fuhr gewöhnlich die sehr getriebene Straße nach Klosterneuburg und dort nach Korneuburg über; wobei es häufig Streitigkeiten, Anstände und Erpressungen gab. Albrecht berieth sich mit der Bürgerschaft, und beschloß 1439, von der Stadt gerade aus auf seine und auf ihre Kosten über alle Donauarme Brücken zu bauen. Die Brückenmäuthe erscheinen für unsern Geldwerth sehr klein, für den damaligen waren sie beträchtlich; doch zahlte man sie lieber als man auf andere Weise überfuhr, was nach wie vor erlaubt war. Für ein Zugvieh vor einem beladenen ausländischen Güterwagen zahlte man 7 Pfenninge, vor einem inländischen 5, vor einem leeren 2, u. s. f. Eine Jungfrau Braut mußte für ihre Person 12 Pfenninge zahlen, eine Witwe Braut 24; waren sie arm, so hatten sie nur den zwei Brückenhütern ein Kränzchen und einen Hälbling (Häller) zu geben; sonst zahlte ein Fußgeher 1 Pfenning. Für die Schlagbrücke, wo die Fleischhauer ihre Schlachtbänke hatten, zahlten die Einwohner im Werd (Leopoldstadt) alle Quatember 4 Pfenninge zur Stadt; sonst zahlte Niemand etwas auf dieser Brücke, als wer Vieh auf die Weide hinüber trieb, von 4 Stück 1 Pfenning; herüber nichts. Von Herzog Albrecht ist auch das von dem Piaristen Adrian Rauch herausgegebene »Stadtrecht von Wien und der Gemeinbrauch« in 150 Ti-

teln, die nicht wohl einen Auszug gestatten. Nur ist die Spielwuth jener Zeit merkwürdig, denn es ergibt sich aus den Strafgesetzen, daß die Leute nicht nur auf den Straßen spielten, sondern sogar, wenn sie ihr Geld verspielt hatten, Finger, Ohren und andere Gliedmaßen aufs Spiel setzten. Die Gevatterschaft war noch ein Ehehinderniß. Der Wienerbürger Hanns Keuschner wurde von Münchnern beim strengen **westphälischen Freigericht** (der heiligen Vehme auf rother Erde) belangt; Albrecht nahm sich seiner bei dem Bayernherzog Albrecht, dem Gemahl der unglücklichen Agnes Bernauerinn, an, und so ließen sich die Münchner das Wiener Stadtrecht gefallen. Große Ehre macht ihm auch in jener Zeit, wo die Criminaljustiz noch grausam war, sein Befehl, die Gefangenen im Thurm am Kärnthnerthor (Kärnthnerthurm), welches das strengste Gefängniß war, menschlich zu behandeln; ihnen genügende Nahrung, zu heiligen Zeiten etwas Wein oder Bier zu geben; sie in Krankheitsfällen zu pflegen. Ein Schatten dagegen in dem schönen Bilde seines Lebens ist es, daß er in Bezug auf die Juden dem Geist der Zeit nachgab. Wir haben gesehen, aus welchen Ursachen die Juden in früherer Zeit gehaßt, verfolgt, vertrieben, ermordet wurden; bald waren sie wieder in großer Anzahl vorhanden. Die öftere Geldnoth der Fürsten machte sie diesen nothwendig und half ihnen zu manchem günstigen Privilegium. Unermüdet waren sie in Erfindung neuer Abgaben und Erpressungen, die sie wie die meisten Regalien, Do-

mänen, Steuern und Zölle gepachtet, schon auf Jahre vorhinein große Vorschüsse darauf geleistet hatten, und sie mit empörender Härte eintrieben. Wie in Deutschland der Krieg des Adels, der Städte und der Landleute gegen einander ausgebrochen, Raub und Plünderung allgemein geworden war; wie dieses Uebel während Albrechts Minderjährigkeit sich auch nach Oesterreich verbreitet hatte, der Handel stockte, vielen Gegenden das tägliche Brot mangelte, da wurden die Juden mehr als je reich und verhaßt. Geraubte und gestohlne Kostbarkeiten kamen um eine Kleinigkeit in ihre Hände; andere Kleinodien als Pfänder; aller Metallreichthum als Zinsen, die jährlich das Capital übertrafen, oder durch ihre Pachtungen der landesfürstlichen Einkünfte. Aber der unblutige und verderbliche Krieg, den sie seit langen Jahren wider das Eigenthum aller Welt führten, wendete sich plötzlich greuelvoll und blutig gegen sie. Der steinreiche Jude Israel zu Enns kaufte in seinem Uebermuth von dem Meßnersweib der, einsam außer der Stadt gelegenen Pfarrkirche St. Lorenz consecrirte Hostien um schweres Geld; um durch deren Mißhandlung die Osterfeier der Christen 1420 zu verhöhnen. Das Geschehene ging von Mund zu Mund, ein allgemeiner Beschluß erfolgte. Am Donnerstag vor Pfingsten früh Morgens wurden alle Juden in ganz Oesterreich auf einmal gefangen, ihr Hab und Gut eingezogen, die Geringeren sogleich aus dem Lande gejagt, die Vornehmern, wenn sie die Taufe verweigerten, zu erem-

plarischer Strafe aufbewahrt. Viele ermordeten sich selbst im Gefängniß; am 14. März 1421 wurden blos in Wien auf der Gänsweide zu Erdberg 110 Juden beiderlei Geschlechts verbrannt, und ihre Asche ins Wasser gestreut. Ihre sämmlichen Häuser fielen der Stadt anheim.

Die Mitglieder des Schottenstiftes hatten ihre Zeit überlebt. Sie leisteten große Dienste zur Zeit der Kreuzzüge und der Pilgerfahrten, für die sie gestiftet wurden, da es aber nun damit lange vorüber war, erwartete und forderte man von ihnen Dienste in der Seelsorge. Diese konnten sie mit ihrer fremden Sprache nicht leisten, und doch ergänzten sie sich hartnäckig immer nur mit Schottländern oder Irländern. Der Papst Martin V. befahl ihnen auf Albrechts Verlangen, auch Deutsche und Leute von allen Nationen aufzunehmen; das wollten sie durchaus nicht, auch war ihre einst reiche Stiftung durch häufiges Tauschen und schlechte Wirthschaft so herab gekommen, daß sie bereits die Glocken im Thurm versetzt hatten. Sie begehrten also Reisegeld um in das Stift St. Jacob zu Regensburg zurückzukehren, aus dem sie ursprünglich gekommen, und zogen im August 1415 ab. Das Kloster wurde mit Deutschen besetzt, und der erste deutsche Abt, der gelehrte Meister (Professor) Niklas von Respitz ward durch deutschen Fleiß des tiefgesunkenen Klosters Wiederhersteller.

Auch in andern Klöstern war Unordnung und Zuchtlosigkeit eingerissen, Albrecht gab dagegen schar-

se Befehle, verordnete allgemeine Reformation in den Klöstern und erhielt dazu päpstliche Commissarien.

Daß er den Bau der Stephanskirche und des hohen Thurms vollendet, ist schon gesagt worden. Er stellte auch die dreimal abgebrannte Michaelskirche wieder her. Insbesondere ist das Presbyterium und die Verlängerung beider Seitenchöre von ihm, man erkennt die spätere Bauart daran. Mit dem Lehrer seiner Jugend, dem Pfarrer zu Garsten Andreas Plank gemeinschaftlich stiftete er die Chorherrn zu St. Dorothee. Aus der alten Kanzlei und dem herzoglichen Harnischhause in der Rad und Färbergasse (Dorotheer- und Spiegelgasse) baute er ihr Kloster; jetzt ist die Neuburgergasse durchgebrochen.

Am 26. April 1422 war die Vermählung des 25jährigen Herzogs Albrecht mit der 15jährigen Kaisertochter Elisabeth bei St. Stephan. Bürgerschaft und Universität von Wien, der Adel von Oesterreich und viele ungrische und böhmische Herren, Alles in höchster Pracht verherrlichten diese Feierlichkeit, welche überdieß durch die Jugend und Schönheit des Brautpaares, und durch den Umstand, daß Sigmund der letzte Luxemburger, mit seiner Tochter das Markgrafthum Mähren als Brautschatz, und das Erbrecht auf Ungarn und Böhmen an das früher angefeindete Haus Habsburg gab, für Wien lange unvergeßlich bleiben mußte.

Ueberhaupt hat Kaiser Sigmund, der schon mit 20 Jahren König von Ungarn in der Folge auch Markgraf von Mähren, König von Böhmen, Kur-

fürst von Brandenburg und Kaiser ward, während 50 Jahren so viel Einfluß auf Oesterreich genommen, daß einige Worte über ihn hier nicht außer ihrem Platze sein können. Sigmund war von großer herrlicher Gestalt, noch mit 70 Jahren ein schöner Mann; wo er auftrat, gebot sein Ansehen Ehrfurcht, gewann seine einnehmende Leutseligkeit Liebe. Er war tapfer, standhaft, von hohem Geiste, gütig, aber im höchsten Grade leichtsinnig. Rasch und fröhlich griff er zu den Waffen, mit denen er doch selten glücklich war. Geschlagen und flüchtig, oder inmitten der größten Angelegenheiten, ja selbst als die ungrischen Großen ihn eingesperrt, war sein einziger Kummer, neue Liebschaften zu finden. Oft mußte sein unermüdlicher Kanzler Kaspar Schlick Staatsschriften bei Seite legen, um Liebesbriefe zu schreiben. In solcher Uebereilung vermählte er sich, nachdem er seine erste Gemahlinn, König Ludwigs von Ungarn und Pohlen älteste Tochter Maria, kinderlos verloren, mit der übel berühmten Barbara, deren Großvater noch ein kaum bekannter Freiherr von Sanneck war, und von Kaiser Ludwig dem Bayer die Grafenwürde von Cilly erhielt. Sie war eine solche Sirene, daß Sigmund sie zuletzt einsperrte, weil er überzeugt war, daß er keinem ihrer Begehren widerstehen könne. Kriege und Liebschaften kosteten ihm so viel, daß er Staatsgüter verschleuderte, Titeln und Würden verlieh an Alle, die nur die Taxen zahlen wollten, selbst das Kurfürstenthum Brandenburg an den Grafen von Hohenzollern, den

Ahnherrn des Hauses Preußen verkaufte, und doch immer in Geldnoth war. Nicht selten lebte er blos von dem Privatvermögen seines treuen Kanzlers, und mehrmals ward der Stadt Wien die Ehre, das prächtige Silbergeschirr dieses Herrn von so vielen Kronen im Versatz zu haben.

Das Concilium zu Constanz fiel auch in die Regierung Albrechts, und war eine der ersten Verfügungen Sigmunds als Kaiser, die er mit ruhmwürdigen Eifer betrieb; denn neben Papst Johann XXIII. lebten Benedict XIII. und Gregor XII., die zwar abgesetzt, doch noch ihren Anhang hatten. Die Klosterzucht war überall in Verfall, und an vielen Orten Irrlehren verbreitet. Vierthalbhundert Bischöfe, Erzbischöfe und Cardinäle, gegen 600 Prälaten und Doctoren, und bei 2000 Herren des Adels versammelten sich am 1. November 1414 in Constanz.

Auf der Hinreise begleitete den Kaiser auf kurze Zeit seine Gemahlinn Barbara; und beim Schluß des Conciliums kam sie auch wieder mit ihm die Donau herab. Beide Mahle hielten sie sich einige Tage in Wien auf, und wurden mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen. Man hatte die Höflichkeit, den ihr besonders werthen Ritter ihres Gefolges Heinrich von Zeidenreichsdürren bei dem festlichen Turnier den ersten Dank gewinnen zu lassen. Sie zeigte viel Gefallen an dem freudigen Leben; kaufte manches Bedürfniß ihrer Laune, und begehrte insbesondere von dem Bürgermeister Hölz-

ler zum Bau ihrer Lustschlösser in Ungarn Ziegelbrenner von Wien, die damals sehr berühmt waren. Im Herzen aber waren sie und ihr ganzes Geschlecht, so lange Einer davon lebte, abgesagte Feinde von Oesterreich, und Sigmunds Leichtsinn verdarb Alles auf dem Concilium zu Constanz.

Johann Huß, ein Prediger zu Prag, war wegen Irrlehren angeklagt, und vor das Concilium gerufen. Da er seine Lehrsätze nicht widerrufen wollte, ward er zum Feuertode verurtheilt. Er und seine Freunde beriefen sich auf das sichere Geleit, das ihm der Kaiser zugestanden, ehe er dem Ruf nach Constanz folgte; der Kaiser schlug es in den Wind, und ließ Hussen am 6. Juli 1415 verbrennen. Welche schreckliche Folgen das hatte, werden wir bald sehen.

Eben so wollte Papst Johann sich nicht in Person auf das Concilium begeben, bis auf des Kaisers Geheiß, Friedrich Herzog von Oesterreich und Graf von Tirol, dem nach seines Bruders Leopold III. Tod auch die habsburgischen Besitzungen in Schwaben, Elsaß und der Schweiz zugefallen waren, sein Fürstenwort für dessen Sicherheit verbürgte. Das Concilium hatte indessen beschlossen, alle drei Päpste abzusetzen, und durch eine neue völlig freie Wahl die Einheit in der Kirche herzustellen. Johann, entschlossen, ungezwungen nicht nachzugeben, sorgte für seine Sicherheit, und mahnte den Herzog Friedrich an sein Wort. Dieser, der vom Anfang an durch seinen Aufwand alle anderen Für-

sten überglänzte, veranstaltete ein überaus prächtiges Turnier; während der allgemeinen gespannten Erwartung, in welcher Pracht er selbst auf dem Turnierplatze erscheinen werde, entführte er den Papst verkleidet in seine Stadt Schafhausen. Darüber nun, als es bekannt wurde, war die Versammlung verschiedener Meinung. Ein Theil lobte ihn, daß er sein Wort mit List gelöst, was er mit Gewalt nicht vermocht hätte, und erhob ihn über Sigmund, der sein Wort gegen Huß gebrochen, obwohl er die Macht hatte, es zu lösen; die Gegner schrien über ihn, als hätte Friedrich Kirche und Reich den Türken ausgeliefert. Mit diesen hielt es der Kaiser; erbittert gegen Friedrich, der ihn früher durch seine Pracht, jetzt durch Lösung seines Fürstenwortes so tief in Schatten gestellt, erklärte er ihn in die Reichsacht, und aller seiner Länder verlustig, stellte den Burggrafen von Nürnberg an die Spitze der Reichsexecution, und hetzte die Schweizer gegen Friedrich. Seine Freunde verließen ihn, die alten Feinde standen gegen ihn auf, die viel gerühmte Treue der Schweizer hielt nicht Stich. Obgleich sie erst kürzlich den Frieden auf 50 Jahre beschworen hatten, ergriffen sie die Gelegenheit; und fast alles alte habsburgische Stammgut an der Aar, Thur und Reuß, 60 Städte und die Habsburg selber gingen unwiderbringlich verloren. Friedrich flüchtete mit seinem Freunde von Mülinen nach Tirol, und man gab ihm jetzt den Beinamen von der leeren Tasche. Durch die Treue der Tiroler jedoch unter-

stützt, behauptete er nicht nur dieses Land, sondern starb auch wieder als einer der reichsten Fürsten, der Geld genug zu dem goldnen Dach in Innsbruck hatte.

Inzwischen waren in Böhmen die Folgen des Leichtsinns, mit dem Sigmund gegen Huß gehandelt, zur Reife gelangt; seine Anhänger waren viel zahlreicher und weiter verbreitet, als man vermuthen konnte, der Hussitenkrieg brach aus, und wurde mit solcher Grausamkeit geführt, daß er nach mehr als 400 Jahren unter dem Volke noch nicht vergessen ist. Johann Ziska von Trocznow, ein blinder Edelmann, der sich selbst die Geißel Gottes nannte, Prokop der Große, ein schwärmerischer Mönch, Prokop der Kleine, ein abtrünniger Priester, waren die Heerführer, welche ohne Kriegserfahrenheit, durch bloße wilde Wuth die geübtesten Heere in die Flucht schlugen. Der finsterste religiöse Fanatismus, in welchem sie sich berufen glaubten, Alles, was nicht dachte wie sie, in Blut und Flammen auszutilgen, und ein politischer Fanatismus zugleich, in welchem der langverhaltene Groll der Slaven gegen die Deutschen sich ausließ, trugen die Waffen der Hussiten nach Oesterreich, Franken, Sachsen, Mähren. Die Männer erschlugen, was Waffen tragen konnte, die mitziehenden Weiber erschlugen dann oder peinigten und verstümmelten die Greise, Weiber und Kinder. Daß man entgegen auch wider sie grausam verfuhr, ist leicht zu erachten. Albrecht hatte allgemeine Landwehr aufgebo-

ten; nur Bürgermeister und Rath allein sollte von wehrhaften Männern in Wien bleiben; von Prälaten und Städten forderte er ein Darlehen von 60,000 Gulden, auf jedes Pfund Weingarten legte er 20 Pfenninge Hussitensteuer, allen Verkauf von Waffen, von Bley, Kupfer, Zinn, Salniter und Schwefel verbot er ohne Unterschied. So setzte er sich gleich Anfangs in Verfassung, das Uebel von seinem Lande kräftig abzuhalten oder abzutreiben. Prokop der Große streifte bis gegen Krems; Albrechts Vortrab, entsetzt von dem Anblick der Böhmen, ergriff die Flucht; Albrecht ließ alle Flüchtlinge gefangen setzen, griff mit dem Rest die Hussiten an, schlug sie bei Swietlau, und drückte sie nach Böhmen zurück. Zu Wien kamen 1425, während Albrecht im Felde war, alle Kurfürsten zusammen, und beschlossen, eine Art von Kreuzzug zum Beistand der angegriffenen Länder aufzufordern. Wirklich sah Wien sogar Portugiesen als Hülfsvölker durchziehen, an ihrer Spitze Don Fernando, eben der, von welchem Calderons berühmtes Schauspiel »der standhafte Prinz« den Namen hat.

Wo Albrecht selbst stritt, siegte er jederzeit; aber er konnte nicht überall sein. Er hatte Prokop den Großen 1428 bei Brünn geschlagen; dieser eilte in wilder Wuth an die Donau, lagerte bei Jedelsee, beschoß Nußdorf; mußte aber, als Albrecht nachrückte, seine Absicht gegen Wien aufgeben und über Stockerau wieder abziehen. Noch einmal gelang es Prokop dem Kleinen und einem eben so ruchlosen

Anführer Welik 1430 in Oesterreich einzufallen; Albrecht brachte ihnen eine entschiedene Niederlage bei; Welik wurde erschlagen. Endlich als in der Schlacht bei Krzib und Lipan 1434 beide Prokope gefallen, und Ziska an der Pest gestorben war, hatte der greuelvolle Krieg ein Ende; die Hussiten konnten sich nicht mehr in freiem Felde halten; sie erkannten Sigmund als König, und zerstreuten sich.

Nachdem Sigmund in seinen letzten Jahren, nach so vielerlei Schicksalen, sich wieder im ruhigen Besitz seiner Kronen gesehen, und für das Erbrecht Albrechts und Elisabeths durch ein feierliches Testament gesorgt hatte, starb er zu Znaym am 9. December 1437. Albrecht hatte eben die Türken aus Siebenbirgen hinausgeschlagen, als er auf der Heimreise mit seiner Gemahlinn und der Leiche ihres Vaters zu Preßburg zusammentraf. Nach dem feierlichen Begräbniß wurde er noch am 19. desselben Monats als König von Ungarn, und am 29. des folgenden Monats als König von Böhmen gekrönt, nicht ganz zwei Monate später, am 20. März 1438 zum römischen Kaiser erwählt, und am 30. Mai als solcher gekrönt. Und von diesem Albrecht II. (als Kaiser) an kam durch 300 Jahre die Kaiserkrone nicht mehr von den Häuptern der Habsburger, so lange Einer lebte.

Es darf doch auch der Würdigste nicht dem Glücke trauen. Binnen einem halben Jahr waren drei große Kronen dem mächtigen Herzog von Oesterreich zugefallen; leider nur auf gar kurze Zeit.

Murad (Amurath), der Sultan der Türken hatte das griechische Kaiserthum schon auf einem engen Raum beschränkt, und richtete seine Waffen gegen Ungarn; so wie er zwei Jahre früher in Siebenbürgen eingefallen war, bedrängte er nun 1439 Servien. Albrecht eilte hinab. »Geschwind gewinnt,« war sein Kernspruch; allein die Ungarn waren nicht geneigt, für die Erhaltung dieser Provinz bei ihrer Krone zu streiten. Das kränkte ihn und hielt ihn auf; die Lagerseuche ergriff ihn, er mußte in besserer Luft Genesung suchen; die Hitze des Fiebers zu dämpfen genoß er Melonen, das vermehrte das Uebel; er starb auf der Reise zu Neßmühl bei Komorn am 27. October 1439, 42 Jahr alt.

Ganz Europa trauerte um ihn, denn er war von aller Welt hochgeachtet; selbst sein edler Feind, Sultan Murad, bedauerte ihn mit großen Lobsprüchen. Immer war er auf der Seite des Rechtes; sein Wort war stets die That. Mit durchdringendem Verstand zum Herrschen verband er siegreiche Tapferkeit. Einfach in seiner Kleidung trug er immer ein prächtiges Schwert; ein Freund der Wissenschaften und der Gelehrten, genoß er die ewige Jugend edler Wißbegierde. Er redete alle Sprachen seiner Unterthanen, und war in seinen Sitten so rein, daß er, bei außerordentlicher körperlicher Kraft, nie ein Weib berührte, als seine herzlich geliebte Gemahlinn. Er ist der einzige Herzog von Oesterreich, dessen Tod, als ein wahrer Unfall für die Stadt Wien, in ihrem Eisenbuch eingetragen ist. Er ist der erste, der

keinen Beinamen hat; wahrscheinlich fand man keinen würdig genug. Aber Niemand würde fragen »warum?« wenn man ihn, statt seinem Vater, das Wunder der Welt geheißen hätte.

Ladislaus, Posthumus genannt,

weil er nach des Vaters Tod geboren war.

Im vierten Monat nach Albrechts Tod gebar Elisabeth am 22. Februar 1440 zu Komorn einen Sohn, Ladislav genannt. Weil sie früher zwei Töchter geboren, hatte sie fest geglaubt, dieses dritte Kind werde auch eine Tochter sein; und gab es voreilig zu, daß die Ungarn eine Gesandtschaft nach Pohlen schickten, um dem 16jährigen König Wladislaus die Hand ihrer Königinn anzubieten. Sie folgte dabei vorzüglich dem Rath des berühmten Johann Hunniady.

Kaiser Siegmund hatte einst auf seinem Zuge nach der Wallachey mit einer reizenden Siebenbürgerinn ein Liebesabenteuer bestanden, und ihr beim Abschied einen köstlichen Ring zurückgelassen, um sie und das Pfand ihrer Liebe daran wieder zu erkennen. Als sie mit ihrem kleinen Johann und ihrem Bruder Kaspar nach Ofen heraufreiste, hielten sie Mittagsruhe auf einer Waldwiese; ein Rabe stahl den Ring, mit dem der Knabe spielte; erst mit dem zweiten Pfeilschuß gelang es dem Bruder, den Raben zu tödten, und der Schwester den Ring wieder zu gewinnen. Der Knabe wuchs heran, und ward

der große Johann Hunniady, von jenem Raben (Corvus) Corvinus genannt; den er auch im Wappen führte, mit dem Ring im Schnabel. Ein Mann von höchstem Ansehen und allgemeinen Zutrauen in ganz Ungarn. Diesem traute Elisabeth mit Recht, und um so mehr, da sie wußte, daß er ihres Vaters Sohn war. Wie sie nun aber einen Sohn geboren hatte, zerfiel Ungarn in Parteien. Ein Theil freute sich des eingebornen Königs, und bedauerte die voreilige Gesandtschaft nach Pohlen; der andre blieb dabei, die Vereinigung beider Königreiche durch Elisabeths Vermählung sei nothwendig, um den immer weiter um sich greifenden Türken Widerstand zu thun, und Constantinopel, die Vormauer der Christenheit, zu retten.

Den Wienern gereichte die Geburt eines Sohnes von ihrem geliebten Albrecht zu großer Freude. Es lebten damals außer dem neugebornen drei Prinzen von Oesterreich: Friedrich IV., ältester Sohn Ernst's des Eisernen, 25 Jahr alt, und schon 16 Jahr, seit seines Vaters Tod 1424 Herzog von Steyer, Kärnthen und Krain, Albrecht VI. sein Bruder, 22 Jahr alt, und Sigmund, ein Sohn des vor einigen Monaten verstorbenen Friedrichs mit der leeren Tasche, 12 Jahr alt. Der dritte Sohn Ernst's des Eisernen, auch Ernst genannt, starb unvermählt schon 1432. Niemals hatte es unähnlichere Brüder gegeben als Friedrich IV. und Albrecht VI., Friedrich war sanftmüthig, friedliebend, gutherzig, ein großer Freund der Wissenschaften und

Künste, von gewissenhafter Gerechtigkeit und reinen Sitten, gleichmüthig in Glück und Unglück, ein trefflicher Privatmann; aber für einen Herrscher hing er zu sehr am Kleinen, hatte zu wenig Energie und kein Zutrauen zu sich selbst. Albrecht dagegen war streitsüchtig, rauh, herrschbegierig, ein Freund von Spiel, Trinkgelagen, Liebesabenteuern, verwegen, raubsüchtig, Alles nur für sich benützend; daher von Jedermann benützt, und von Niemand geliebt. Nur Eines hatten sie mit einander gemein, Beide liebten das Geld; Friedrich um es zu sammeln, Albrecht um es zu verschwenden.

Diese Charaktere der Brüder waren von sehr bösen Folgen für Wien, Friedrich war durch die habsburgische Hausverfassung und durch das Testament Albrechts V. (II.) zum Vormund des jungen Ladislav berufen; allein sein Bruder Albrecht, der schon um die Vormundschaft Sigmunds mit ihm gestritten hatte, wollte nun auch hier sich eindrängen. Zum Unglück benahm Friedrichs bedächtliche Vorsicht, mit der er für die Kosten, die ihm Ladislav verursachen würde, voraus sichergestellt sein wollte, der Mutter alles Zutrauen zu ihm; während sie in der glänzenden Außenseite Albrechts jenen Rittergeist zu erblicken glaubte, der die Königswaise beschirmen würde; sie ernannte also ihrerseits Albrechten zum Vormund in Oesterreich. Auch den fröhlichen Wienern gefiel der lebenslustige Albrecht besser als der stille, ordnungsliebende Friedrich, und sie ließen es Diesem deutlich merken.

Anders dachten die Kurfürsten von Friedrich; schon am 2. Februar 1440, drei Monathe nach Albrechts II. Tod, ward er zum Kaiser erwählt. Er hatte sich nicht darum beworben; er besann sich vielmehr über zwei Monate, ehe er die Wahl annahm; indem er die Entbindung der Kaiserinn Witwe, und die Feststellung der Vormundschaft vorher abwarten wollte. Gegen die Wahl seines Bruders zum Mitvormund wendete er nichts ein; er verließ sich auf die Treue und Tapferkeit der Wiener, wenn der Mitvormund sein Amt mißbrauchen sollte; und nahm seine Residenz in Neustadt.

Bald fanden die reicheren Wiener Ursache genug ihre Vorliebe für Albrecht zu bereuen. Wenn er Geld brauchte, und das war oft und viel, griff er in ihre Taschen; und als man müde wurde, sie ihm zu öffnen, mußte ihm die Gerechtigkeit ihren Arm leihen. Angeber erdichteter Verschwörungen fanden sich gegen gute Belohnung genug; Verbannung, große Geldstrafen, gänzliche Vermögens-Confiscation reicher Bürger waren an der Tagesordnung. Dabei blieb Albrecht immer der Mann des gemeinen Volkes, und hatte unter denen, die von seiner Verschwendung unmittelbar Nutzen zogen, wenigstens so lange sie ihren Vortheil dabei sahen, zahlreichen Anhang.

Auch Elisabeth erkannte, wie sehr sie sich in ihm geirrt. Daher als der König von Pohlen sich bereits der Donau nahte, als man immer dringender darauf bestand, daß sie ihn als ihren Bräutigam zu

empfangen habe; der Getreuen Ladislavs in Ungarn immer weniger wurden, floh sie mit ihrem Söhnlein, und mit der, durch List in ihre Gewalt gebrachten, ungrischen Krone zu Kaiser Friedrich nach Neustadt. Er erklärte sich laut und entschieden für Ladislavs Recht. Die Böhmen bothen ihm ihre Krone dringend an; Er antwortete, sie gehöre Ladislav. Sie bothen sie nun dem Herzog von Bayern an; Er hielt ihn ab, sie anzunehmen. Er setzte Friedrich Ptarsko von Lippa einen Uttraquisten, der bald starb, und Meinhard von Neuhaus einen Katholiken als Statthalter des Reiches ein; doch Georg Podiebrad verstand es, sich an Ptarsko's Platz zu drängen, und Meinhard, zum Austritt zu zwingen, dann gefangen zu nehmen, und 1448 zu vergiften.

Anders ging es in Ungarn; der Pohlenkönig Wladislaw war bereits in Ofen angekommen; Elisabeth war ohne Geld, bereits bei Friedrich so tief verschuldet, daß sie ihm all ihr Besitzthum und zuletzt die heilige Krone selbst verpfändet hatte. Man bewog sie, sich dem Pohlenkönig in die Arme zu werfen; sie hatte bereits persönliche Zusammenkünfte mit ihm, als sie am 24. December 1442, 35 Jahr alt, plötzlich starb.

Die Türkengefahr ward immer dringender, der Fall von Constantinopel täglich gewisser; da erscholl die Nachricht, daß Skanderbeg, dessen Vater und Brüder der Sultan hingerichtet, an einem Tag alle Türken in seinem Fürstenthum Epirus habe ermorden lassen. Jetzt schien der Augenblick gekommen, Con-

stantinopel zu retten und Ungarn zu sichern, wenn man gemeinschaftlich mit den Pohlen den Sultan angriffe. So geschah es, nicht aus Untreue gegen Ladislav, sondern aus bestgemeinten Absichten, daß **Wladislaw** als König von Ungarn ausgerufen wurde. **Hunniad** erkämpfte unglaubliche Siege; da schloß Wladislaw voreilig Frieden zu Szegedin. Als er erkannte, wie übel er gethan, brach er den beschwornen Frieden wieder auf unverzeihliche Weise. Es trug ihm böse Früchte, er verlor Sieg und Leben am 10. November 1444 bei **Varna**. Hunniad ward nun Gubernator von Ungarn. Vom 17. bis 19. October 1448 siegte Murad wieder nach dreitägiger mörderischer Schlacht entschieden. Nun war **Constantinopels Fall** nicht mehr aufzuhalten; die Türken eroberten es am 28. Mai 1452, und machten dem **griechischen Kaiserthum ein Ende**, nachdem es beinahe 1000 Jahr länger bestanden als das römische.

In Oesterreich hatte sich in den inzwischen verflossenen Jahren die Gestalt der Dinge sehr verändert. **Barbara**, Kaiser Sigmunds Witwe, welche 70 Jahr alt wurde, und Oesterreich immer haßte, hatte nicht ermangelt, durch ihren Bruder Friedrich von Cilly und dessen Sohn **Ulrich** den Saamen der Zwietracht reichlich in Wien ausstreuen, und die glühende Asche zu hellen Flammen anfachen zu lassen. Zu ihnen gesellte sich ein ihrer würdiger Dritter, **Ulrich Eytzinger**. Erst unter Albrecht V. arm aus Bayern gekommen, hatte er sich durch seine Geschmeidigkeit

und allen Umständen gewachsene Entschlossenheit zu einem bedeutenden Mann emporgewunden. Der übermüthige Albrecht VI. fing Krieg gegen seinen Bruder an; die Söldner wurden von beiden Seiten schlecht oder gar nicht bezahlt; sie zogen im Lande umher, und brachten durch Raub und Plünderung ihren Sold zehnfach herein. Die Ungarn forderten Ladislavs Auslieferung, Friedrich verweigerte sie; Hunniad streifte verwüstend bis Wien, berennte Neustadt, brandschatzte Mödling und Baden. Raubritter erstanden wieder von allen Seiten; die Wiener konnten selten ungestraft ihre Landhäuser und Weingärten besuchen. Sieben Jahr währte das Unwesen. Endlich stellte Friedrich die Ruhe her; nicht durch die Waffen, das war nicht seine Sache, sondern durch Geld. Er kam auch wieder einmal nach Wien, und legte mit großer Feierlichkeit den Grundstein zum zweiten Thurm an der Stephanskirche.

Aus derselben Zeit des wieder hergestellten Friedens haben wir eine Schilderung Wiens von Aeneas Sylvius Piccolomini, des Kaisers Minister, später Papst Pius II., in seiner Geschichte Friedrichs. Er schildert das Wien, wie es sich unter den Albrechten gestaltet, noch vor dem unseligen Bruderzwist. Vieles davon hat kein Interesse mehr; hier erlaubt der Raum nur dasjenige auszuheben, was uns zeigt, wie man vor 400 Jahren in Wien gelebt, und wie es ausgesehen. In Hormayrs Wien und seine Denkwürdigkeiten und in Pezzls Chronik ist sie weitläufiger angeführt.

»Am ganzen Donaustrom ist Wien die Königinn der Städte; volk- und geldreicher, anmuthiger ist keine. Die Ringmauer der Stadt beträgt 2000 Schritt, und sie hat weitläufige Vorstädte, die gleichfalls mit Graben und Wall eingeschlossen sind. Die Bürgerhäuser sind hoch, gut und fest gebaut, mit Geschmack und Pracht verziert; meist von innen und außen bemahlt. Die Vögel singen in den geräumigen Stuben. Die Dächer leider mit Schindeln gedeckt, wenige mit Ziegeln. So du zu einem Bürger gehest, meinest du in eines Fürsten Haus zu treten. Die Keller sind so tief und weit, daß man zu sagen pflegt, Wien sei nicht minder unter als ober der Erde gebaut. Die Gassen sind mit hartem Gestein gepflastert, das den Wagenrädern sehr gut widersteht. Auf der hiesigen Universität fließt eine große Zahl Studierender zusammen aus Ungarn und dem gesammten Oberdeutschland; die sich übrigens mehr dem Essen und Trinken und den Liebschaften als der Gelehrsamkeit ergeben; Tag und Nacht zuchtlos umherlaufen, und vielen Muthwillen an den Bürgern üben; meist von den Weibern verführt. In der Stadt rechnet man 50,000 Communicanten. Viele Wägen voll Eier, Krebse, Brot, Fleisch, Fische, Vögel ohne Zahl werden täglich in die Stadt geführt; schon vor der Vesperzeit ist nichts mehr davon zu sehen. Die Weinlese dauert über fünf Wochen bis in den November hinein, und es sind täglich an 1200 Pferde mit den Weinfuhren beschäftiget. Tag und Nacht gibt es Händel, die man für ordentliche Treffen hal-

ten möchte; bald die Handwerker gegen die Studenten, bald die Hofleute gegen die Handwerker, bald diese unter einander; selten läuft eine Feierlichkeit ohne blutige Köpfe ab; und Niemand ist, der da abwehret. Fast alle Bürger halten Tavernen, geben die Speise umsonst, damit der Gast desto mehr trinke. Was der Arbeiter durch die ganze Woche verdient, das wird am Sonntag verzehrt. Ueberhaupt ist das Volk etwas unbändig und ausgelassen. Die Zahl der öffentlichen Dirnen ist sehr groß, und auch die Bürgersfrauen nehmen Besuche von den Rittern an. Alte Bürgerfamilien sind sehr selten, von wenigen sind die Urältern bekannt; die alten Bürger heiraten gewöhnlich ihre jungen Mägde, und diese als Witwen wieder ihre gewesenen Liebhaber; so wechseln immer Vermögen und Namen. Das Recht ist sehr käuflich; wer Geld hat, kann ungestraft thun was er will. Zu den vornehmsten Edelleuten gehören die Grafen von Schaumburg und die von Maidburg; noch reicher als sie sind die Waldsee, Lichtenstein und Buchheim; keines geringen Namens sind auch die von Stahremberg, Ebreichsdorf, Pottendorf, Volkersdorf, Eckardsau und Hohenberg. Die Eytzinger, obwohl erst ganz neu aus dem Staub erhoben, übertreffen gleichwohl die meisten an Reichthum und Ansehen. Salzburg, Passau, Regensburg, Freysing haben großes Besitzthum im Lande, und Häuser zu Wien, sind des Fürsten Räthe und ehren seine Hoheit. Es mag der Herzog von Oesterreich in den Krieg ziehen oder Hof halten, er tritt mit seinen

Prälaten und Großen immer wie mit einem Gefolge von Königen einher.»

Während Friedrich, März 1452, in Rom von dem Papste gekrönt wurde, und in seinem 37. Jahr sich mit der schönen Eleonore von Portugall vermählte, hatten Cilly und Eytzing in Wien desto freieres Spiel. Den jungen König Ladislav aus des Kaisers in ihre Hände zu bringen, war ihre Absicht. Albrecht sah wohl, wie viel besser er in diesem Fall seinen Antheil an der Vormundschaft würde benutzen können, und unterstützte sie eifrig. Abgeordnete versuchten in Florenz, Rom, Neapel wohin sie den Kaiser begleiteten, den Prinzen mit List zu fangen. Als dieses nicht gelungen, als der Papst ihre gegen Friedrich angebrachte Klage abgewiesen hatte, beschlossen sie, Gewalt zu brauchen. Söldner wurden geworben, Kriegsgeräthe gesammelt, die Wiener zu den Waffen aufgerufen. Die angesehneren und reicheren unter den Bürgern so wie unter dem Landadel waren mit Albrechts und seiner Günstlinge Benehmen schon lange viel zu unzufrieden, um in ihre Absichten einzustimmen. Sie wendeten ein, Friedrich sei nach strengem Recht allein Ladislavs Vormund, er habe ihn von der Wiege an erzogen und beschützt, während die Böhmen seine Krone ausgeboten, die Ungarn wirklich einen andern König ausgerufen, und Albrecht wenigstens nicht das Geringste für ihn gethan. Daß Friedrich die Kosten, welche ihm die Vormundschaft über den König von Ungarn und Böhmen und Herzog von Oe-

sterreich verursacht, sich wolle erstatten lassen, sei nichts als billig und recht. Allein wir kennen schon den zahlreichen Anhang Albrechts; auch die erst vor drei Jahren zur Ruhe gebrachten Räuber und Raubritter fanden sich bald ein; mit 24,000 Mann zogen Cilly und Eyzing vor Neustadt; einige vom böhmischen Adel mit ihnen. Mit dem ersten Sturm drangen sie in die Vorstadt und gelangten auf die Brücke am Wienerthor. Der Haufen, der diese Brücke vertheidigen sollte, ward immer dünner, zuletzt fochten nur mehr drei, endlich gar nur einer, der riesengroße Ritter Andreas Baumkircher. Mit unglaublicher Kraft und Behendigkeit schlug er so lange um sich, daß man Zeit gewann die Brücke hinter ihm abzubrechen, auf einem gelegten Baum sprang er zurück, das Schutzgitter rasselte nieder, das Thor wurde verrammelt, die Stadt war für diesen Tag gerettet. Baumkircher blutete aus 13 Wunden, und seine ungeheure Heldenthat war, so wie die erste auch die letzte dieser Belagerung; man schritt zu Unterhandlungen. Friedrich ließ Niemanden in die Stadt, er ging selbst wiederholt ins feindliche Lager hinaus, Markgraf Carl von Baden vermittelte den Vergleich, dem zufolge Ladislav am 10. September 1452 von Friedrich der Vormundschaft entlassen, und beim Spinnen-Kreuz außer dem Wienerthor durch vier kaiserliche Räthe dem Grafen von Cilly übergeben wurde. Dieser eilte nun nach Wien, wo man den jungen König, den Sohn des edlen Albrechts mit den größten Ehren und Freudenbezeu-

gungen empfing. Der Jubel währte auf allen Gassen und Plätzen den ganzen sehr heiteren und warmen Tag; aber eine Nacht des Grauens und Entsetzens folgte darauf. Wolkenbruch und Hagelschlag, Blitz und Donner und Sturm wütheten durch einander, mehrere Häuser gingen in Flammen auf; andere wurden abgedeckt oder sonst stark beschädiget. Das wollte manchem Wiener ein böses Vorzeichen bedünken.

Um die öffentlichen Angelegenheiten auf festen Fuß zu stellen, wurde am 10. November 1452 ein Landtag gehalten, auf welchem Deputirte von Oesterreich, Böhmen, Ungarn, einige Reichsfürsten und Bischöfe und die Gesandten des Kaisers erschienen. Der Graf von Cilly feierte hier den Triumph seiner Verschlagenheit, es geschah Alles, was er wollte, und nicht mehr. Ladislaw, obschon noch nicht 13 Jahr alt, wurde als selbstregierender Herr erklärt. Hunnyad und Podiebrad als Statthalter von Ungarn und Böhmen bestätiget, und ihm selbst, dem Grafen von Cilly, die Landesverwaltung Oesterreichs anvertraut. Damit sah sich Herzog Albrecht höchst unerwartet zu einer überflüssigen Person gemacht, er sparte seinen Grimm auf kommende Zeiten, und begnügte sich damit, Wien zu verlassen.

Der Anfang des folgenden Jahres ist dadurch merkwürdig, daß Kaiser Friedrich den, schon von Rudolph IV. geführten und wieder abgelegten, Ti-

tel Erzherzog für alle Herzoge von Oesterreich festsetzte.

Der Graf von Cilly hatte den jungen König nun ganz in seiner Hand, und sein erstes Bestreben ging dahin, ihm seine Anhänglichkeit an Friedrich zu benehmen; allein der, sonst willenlose Jüngling litt keinerlei Unbild noch Spott gegen seinen Kaiser und gewesenen Vormund. Ladislaw war zu Mäßigung und Mäßigkeit, zu Ernst und Verwendung erzogen, Cilly sorgte dafür, daß Essen und Trinken, Tanz und Gesang, der Anblick schöner Frauen und schöner Gärten, Bankett und Ritterspiel unausgesetzt abwechselten; um seine Sinnlichkeit aufzuregen, und jedes höhere Gefühl in ihm abzustumpfen. Er ließ ihn niemals aus den Augen, und nahm zu diesem Ende seine Wohnung in einem festen Haus dicht neben der Burg, in der Folge der Cillerhof genannt. Wer durch Geist, Gemüth oder Vaterlandsliebe sich auszeichnete, der schien ihm gefährlich, und wurde sorgfältig von dem jungen König ferne gehalten. Dabei ließ er ihn täglich öffentlich die Messe hören, Jedermann Gehör geben, in der Stadt durch alle Straßen reiten; durch welche Publicität er auch bei den besseren Wienern, welchen an Friedrich vorzüglich seine unzugängliche Verschlossenheit mißfiel, Beifall gewann. Nunmehr glaubte er, sich Alles erlauben zu dürfen, er versteigerte alle Aemter und Würden, führte planmäßigen Krieg wider allen Reichthum, und wer eine schöne Frau oder Tochter hatte, mochte sich auf den schlimmsten

Gewaltstreich versehen. Das war endlich auch hier wie in so vielen anderen Fällen das Glück, daß das Reich der Bösen immer in sich selbst zerfällt. Eytzinger, Cilly's vieljähriger Freund und Helfer, wahrscheinlich von diesem, seit er Landeshauptmann geworden, vernachlässiget; vielleicht auch unzufrieden über zu kleinen Antheil an dem Raube, benutzte eine Stunde, wo er mit dem jungen König allein war, um ihm zu zeigen, wie großen Nachtheil ihm und seinen Aeltern das Geschlecht der Cilly bereitet hat; und bewog ihn leicht, dem Uebermüthigen und Lästigen das Hoflager und das Land zu verbieten. Als Cilly am folgenden Morgen das Gemach des Königs wider Gewohnheit verschlossen fand, war er frech genug, die Thür mit einem Fußstoß zu sprengen; da trat ihm Eytzinger entgegen, ihm die Verbannung anzukündigen. Es würde ein, für den Hof sehr unschicklicher Auftritt erfolgt sein, wäre nicht der König mit mehreren von Adel eingetreten, um ihm seinen Willen selbst zu eröffnen, und sich, ohne ein Wort anzuhören, wieder zurück zu ziehen. Fluchend und drohend verließ Cilly den Saal, unter lautem Schmähen über Ladislav's Undank und Eytzingers Untreue rannte er durch die Vorzimmer, und bald darauf sprengte er zum Stadtthor hinaus. Aber auch Eytzinger stand mit einem langen Gesicht, als nicht er, wie er zuversichtlich erwartete, sondern der strenge Wolf von Waldsee zum Landeshauptmann ernannt wurde. Indessen war er Mitglied des geheimen Rathes und durch seine Geschmeidigkeit in

kurzer Zeit der beständige Begleiter des Königs. Das wußte er so gut zu seinem Vortheil, und zum Nachtheil derjenigen, die ihm nicht alles gaben, was er verlangte, zu benutzen, daß die Wiener fast anfingen, die Entfernung Cilly's zu bedauern. Dieser hatte inzwischen bei dem Kaiser, bei Venedig, selbst bei den Türken unterhandelt. Als Niemand mit ihm zu thun haben mochte, verließ er sich auf Ladislavs Schwäche und alte Gewohnheit, und kam insgeheim wieder in die Nähe von Wien, wo er noch auf einige Anhänger zählen konnte. Durch diese erfuhr er, wie sehr Eytzinger bereits verhaßt war, und durch sie ließ er den Haß gegen ihn schärfen. Als z. B. der, etwas gäh zufahrende Waldsee die Regierung und den Stadtrath plötzlich mit neuen Beisitzern besetzte; zu noch größerer Unzufriedenheit der Wiener die Wahl des Bürgermeisters Schwarz vernichtete, und einen Ritter Oswald Reicholf statt seiner ernannte, ließ Cilly verbreiten, beides sei ein Werk Eytzingers, und dem Waldsee befohlen worden. Ein kaltes Jahr verdarb den Weinstock, eine Feuersbrunst verzehrte an hundert Häuser 1455; das Mißvergnügen stieg auf das Höchste. Cilly, der den König zu beherrschen aber auch zu unterhalten wußte, während Eytzinger nur sich zu bereichern und zu schmeicheln verstand, wurde zurückgerufen; Eytzinger zog sich schweigend auf seine Güter.

Wenige Jahre früher war Johann von Capistran, ein Franziscaner, von dem Papst als Kreuzprediger wider die Hussiten und wider die Türken

nach Deutschland gesandt worden. Er war klein, äußerst hager, 65 Jahr alt; allein mit einer gewaltigen Stimme und hinreißenden Beredsamkeit begabt, Ein solcher Ruf von seinen Predigten und seiner Heiligkeit ging vor ihm her, daß ihn, wie er nach Neustadt kam, Kaiser Friedrich feierlich empfing; als er wieder Abschied nahm, persönlich bis ans Wienerthor begleitete. Wie er sich gegen Wien aufmachte, in seiner armseligen Kutte, bloßfüßig, ohne Begleiter, ohne Freund, ohne einen Pfenning Geldes, nur das Kreuz in der Hand, war Alles was in der Gegend lebte, auf seinem Weg. Wenn er am Stephansfreythof, wo seine Kanzel noch steht, predigte, versammelten sich täglich 20 bis 30 tausend Zuhörer. So eindringend waren seine im Juni 1451 durch vier Wochen fortgesetzten Predigten, daß Gelehrte und Jünglinge aus den ersten Häusern, einst 50 an einem Tag, in den Franziscaner Orden traten; leidenschaftliche Spieler Feuer auf der Straße machten und Karten und Würfel verbrannten; Uebelthäter ihre Verbrechen bekannten; ungerechtes Gut zurückgestellt wurde. Vergeblich war sein Versuch, in Böhmen einzudringen. Er kam wieder nach Wien, und predigte das Kreuz gegen den Erbfeind der Christenheit. Viele stellten sich unter seine Fahne; Wien unterstützte sie freigebig mit Geld, Lebensmitteln und Schiffen, und Capistran fuhr mit ihnen nach Ungarn ab.

Sultan Mohamed II., nachdem er Constantinopel erobert hatte, verkündete, so wie nur ein Gott

im Himmel, soll auch nur ein Herr auf Erden sein; über Belgrads Trümmer hinweg wolle er binnen sechs Wochen in der Burg der ungrischen Könige schlafen. Mit 160,000 Mann und beinahe 400 Kanonen rückte er im Juli 1456 vor Belgrad, dessen Besatzung nur aus wenigen Ungarn, die ihren Helden Johann Hunyady aus persönlicher Neigung nicht verließen, und aus etwann 3000 schlechtbewaffneten Kreuzfahrern unter Johann von Capistran bestand. Die untere Stadt und die äußere Festung waren bald in den Händen der Türken, nur die finstere Nacht hinderte sie die obere Burg zu erstürmen; aber sie lagerten im Burggraben, um es mit der Morgensonne zu unternehmen. Die Belagerten hatten diese letzte Frist benützt; ein Regen von siedendem Wasser, brennendem Pech, geschmolzenem Blei stürzte die stürmenden Türken von den Leitern; viele kamen um. Angezündete Reisigbündel wurden unaufhörlich in den Graben geworfen, Feuer und Rauch trieb die Türken hinaus: gedrängt in den schmalen Wegen wurden sie von der Burgmauer herab niedergeschossen. Verwirrung verbreitete sich unter ihnen bis in ihr Lager; Capistran vor seiner begeisterten Schaar, die Kreuzesfahne hoch in der Hand, Hunyad mit seinen wenigen Gefährten fielen unter allgemeinem Glockengeläute und Trompetengeschmetter von verschiedenen Seiten aus, die türkischen Schanzen wurden nach einander erstiegen; gar vor das Zelt des Sultans gedrungen. Er erhielt einen Lanzenstich und floh bis nach Sophia; 24000 Tür-

ken lagen todt; alles Gepäck, alles schwere Geschütz, das ganze Lager, eine unermeßliche Beute, war gewonnen. Der hochmüthige Eroberer von Constantinopel erlitt von einem abgelebten Franciscaner eine Niederlage, wie die Weltgeschichte keine aufzuweisen hat. Etwann 50 tapfere Ungarn und 3000 ungeübte Kreuzfahrer ohne eine Kanone schlugen 160000 sieggewohnte Türken mit 400 Kanonen.

Jetzt, schrieb Capistran an den Papst und an den Kaiser, jetzt möchten sie die äußerste Kraft verwenden; jetzt sei die Zuversicht des Sieges von den Türken gewichen; jetzt sei nicht nur Constantinopel wieder zu erobern, auch das heilige Land, das heilige Grab! — Nichts kam. Den großen Johann Hunniady ergriff die Lagerseuche; in den Armen Capistrans gab er am 14. August den Geist auf. Die Gleichgiltigkeit der Christen hat bald darauf am 25. October Capistrans erhabenes Herz gebrochen.

Hunniads Tod, von aller Welt bedauert, erfreute den Cilly, denn er haßte alles Große, und besonders Hunniady, von dem er immer besorgte, er möchte den König bestimmen, in Ungarn, wo er geboren war, zu residiren. Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, Cilly sei erschlagen, und mit ihm sein sündhaftes Geschlecht erloschen. Hunniads Söhne, Ladislav und Mathias warfen sich dem König zu Füßen, und gaben sich selbst als die Thäter an; demungeachtet, und wiewohl sie die Beweise vorlegten, daß Cilly Mörder gegen sie gedungen, und ihre That nur Nothwehr war, wurde Ladislav ent-

hauptet, Mathias, der erst 14 Jahr alt war, zu strenger Haft in Gutenstein verurtheilt.

Eine Gesandtschaft war bereits in Paris angekommen, um Magdalena, die Tochter Carls VII., den die Jungfrau von Orleans wieder in sein Reich eingesetzt, als Ladislavs Braut nach Prag zu führen. Er war dahin voraus gegangen; das Beilager sollte dort gefeiert werden; der in Gutenstein gefangene Mathias Corvinus wurde dahin gebracht, um an dem feierlichen Tag seine Freiheit zu erhalten; da starb Ladislaus am 23. November 1457 in seinem 18. Jahr gählings. Einige glauben, er habe den Utraquisten (wie man die Nachfolger der Hussiten nannte) mißfallen, und ihrem Oberhaupte, dem selbst nach der Krone strebenden Podiebrad zu lange gelebt; Andere wollen wissen, sein Tod sei das Werk einer Dame, die ihn leidenschaftlich geliebt, auf seine Hand gehofft, und ihn lieber todt als in den Armen einer Anderen habe sehen wollen.

Unter Ladislavs Regierung gab es keine Juden in Wien, aber sehr viele Bettler; in einer Verordnung 1412 gegen sie wird besonders das Aufbinden von Kissen um Schwangerschaft vorzuspiegeln, und das Ausleihen von Kindern bei schwerer Strafe verboten.

Friedrich III., als Kaiser der IV.

Mit Ladislav war die ältere, österreichische Linie des Hauses Habsburg, nämlich die Nachkommen

Albrechts III. ausgestorben, und der Besitz Oesterreichs ging auf die jüngere, steyrische Linie, die Nachkommen Leopolds II., deren Haupt Kaiser Friedrich war, über. Albrecht VI., sein Bruder, kam eilends noch vor dem Kaiser wieder nach Wien, verpfändete und verkaufte, was Cilly und Eytzinger von Ladislaws Schatze noch übrig gelassen hatten, um sich Anhang und Söldner zu verschaffen, und forderte von den Wienern die Huldigung. Desgleichen that Sigmund von Tirol, des Kaisers Vetter, der mit Albrecht kam, und von diesem ganz gewonnen war. Eben so forderte die Huldigung der endlich auch langsam nahende Friedrich schriftlich. Die Wiener hätten sie ihm leisten sollen, denn sie mußten wissen, daß er allein das Recht dazu hatte. Daß sie es nicht gethan, sondern allen drei Fürsten die Burg verschlossen, und ihnen in Bürgershäusern Wohnungen anwiesen, bis auf offenem Landtag das Nachfolgerecht ausgemacht sein würde, ist ihnen in der Folge theuer zu stehen gekommen; denn dadurch stellten sie das offenbare Recht in Zweifel, und belebten den Muth der unruhigen Prätendenten. Daß sie bald darauf die Burg allen Dreien öffneten, hat in der Hauptsache nichts gebessert.

Auf dem Landtag wurde nichts ausgemacht. Albrechts und Sigmunds Söldner drangen gegen das gegebne Wort mit Gewalt in die Stadt, Friedrich, mit Recht zürnend, ging nach Neustadt zurück. Eifrige Vermittlung brachte endlich doch im August 1458 einen Vergleich zu Stande. Der Ruhe liebende

de Friedrich begnügte sich mit Wien und Niederösterreich, und Albrecht, der auf nichts ein Recht hatte, konnte wohl sehr zufrieden sein, daß ihm das schöne Oberösterreich zu Theil wurde. Seinen Vetter Sigmund behandelte er bei dieser Gelegenheit wie alle seine Freunde, das heißt, da er seiner nicht mehr bedurfte, dachte er auch nicht mehr an ihn. Seinem alten Freund Eytzinger aber, der in Friedrichs Diensten doch für Albrecht gesprochen hatte, wäre er eine besondere Belohnung schuldig gewesen; um kurz davon abzukommen, nahm er ihn gefangen mit sich.

So ging es nach Ladislaw mit der Erbfolge in Oesterreich, nicht viel besser in Ungarn und Böhmen.

Wo das Erbrecht bei der Thronfolge nicht heilig gehalten wird, gibt es immer Parteiungen, und wenn die Wahl entschieden ist, Mißvergnügte. Friedrich hatte als Erbe Ladislaws und durch Erbverträge Ansprüche auf Ungarn, allein bei der drohenden Macht der Türken war der Friedfertige, unentschlossene Friedrich nicht der Mann für die Zeit; sie forderte einen Helden. Auf dem Landtag zu Pesth im Jänner 1458 erinnerte Szilagyi mit siegender Beredsamkeit an die Großthaten, an die außerordentlichen Verdienste seines Schwagers Johann Hunniady; die Nation könne sie nicht besser belohnen, als durch die Erhebung seines Sohnes auf den Thron; von diesem Jüngling sei gleicher Heldengeist zu erwarten. Georg Podiebrads Interesse stand auch Friedrichs Ansprüchen entgegen, seine zahlreichen

Freunde stimmten also ebenfalls für Mathias Hunniady. Szilagyi hatte 14000 Mann auf der gefrornen Donau aufgestellt; diesen wurde es zu kalt, sie riefen **Vivat Mathias Corvinus**, im Landtagssaal stimmte man bei. So wurde der kaum sechzehnjährige Jüngling, der noch gefangen in Prag war, am 24. Jänner 1458 zum König von Ungarn ausgerufen.

Auch auf Böhmen hatte Friedrich Ansprüche, und erwartete wenig Widerstand. Die Stände hatten ihm ja nach Albrechts II. Tod die Krone angeboten, und er sie nur als treuer Vormund Ladislaws ausgeschlagen. Allein, jetzt stand ihm Georg Podiebrad entgegen, der feinste Kopf, das gewissenloseste Herz seiner Zeit, geübt als Feldherr und Staatsmann. Ihm war daran gelegen, die Krone Böhmens auf sein eigenes Haupt zu bringen. Hätte Friedrich die Krone Ungarns behauptet, so würde er zu stark gewesen sein, um ihm die von Böhmen zu verweigern; daher unterstützte er auf dem ungrischen Landtag insgeheim die Partei des jungen Mathias, welchen er seit Ladislaws Tod als Statthalter in seinem Hause dem Namen nach gefangen hielt, wirklich aber auf das freundschaftlichste behandelte; ihm seine Schritte auf dem Landtag mittheilte, ihn mit seiner Tochter Katharina verlobte, ein Bündniß mit ihm schloß, und ihn, als er zum König ausgerufen war, bis an die Gränze begleitete.

Die Wahl des Mathias war indessen nicht ohne Widerstand vor sich gegangen. Der Palatin Gara suchte die Krone für sich; Friedrich hatte nicht weni-

ge Freunde; die zahlreichen Feinde, welche Johann Hunniady, wie jeder große Mann hatte, übertrugen ihre Feindschaft auch auf den Sohn; der Neid auf den wichtigen Einfluß, den Szilagyi und seine Freunde jetzt gewinnen mußten, vermehrte ihre Feinde. Alle diese zusammen bildeten eine bedeutende Anzahl von Mißvergnügten, welche Friedrich, der sich überdieß im Besitz der Reichskrone von Ungarn befand, zu unterstützen nicht versäumte. Ohne die Krone, ohne dieß Symbol der Macht, konnte Mathias nicht gekrönt werden. Er hätte sie gern an der Spitze eines Heeres zurückgefordert, doch er mußte die Mißvergnügten im Zaum halten, und die Gränze gegen die Türken stark bewachen; er forderte die Krone also durch eine Gesandtschaft. Als aber Friedrich sie verweigerte, sammelte er ein Heer. Die Mißvergnügten riefen Friedrich zum König aus, und krönten ihn zu Neustadt. Mit seinen Söldnern vereinigt, rückten sie Mathias entgegen, es kam zur Schlacht. Mathias war mit 17 Jahren noch nicht der Feldherr, der in der Folge aus ihm geworden; er wurde geschlagen. Die Mißvergnügten hatten es in der Hand, sein ganzes Heer aufzureiben; allein sie bedachten, daß sie gegen Landsleute fochten, und ließen sie größtentheils entkommen. Friedrich äußerte unklug Mißtrauen darüber; das gebar Kälte, und so währte der Krieg zum Schaden beider Länder mit abwechselndem Glück, ohne bedeutendes Ereigniß in's fünfte Jahr. Da übernahm Papst Pius II. die Vermittlung. Er hatte sich Mathias zum Vorfechter

der Christen gegen die Türken ausersehen, und war als des Kaisers ehemaliger Minister noch immer sein Freund; er meinte es mit Beiden gut, und so kam auf seinen Vorschlag am 19. Juli 1463 zu Preßburg folgender Vertrag zu Stande.

»Kaiser Friedrich nimmt den König Mathias an Kindesstatt an, und liefert ihm die Krone gegen Erstattung des Pfandschillings aus. Friedrich behält den Titel eines Königs von Ungarn. Stirbt Mathias ohne eheliche Nachkommenschaft, so folgt ihm Friedrich oder dessen Sohn Maximilian.«

Georg Podiebrad ließ durch Rockyzana den Ständen von Böhmen vorstellen: wenn sie Friedrichs Ansprüche gelten ließen, würden sie nur dessen Kriege mit seinem Bruder und mit Mathias auszufechten haben; von dem durch Bruderzwist zerrissenen, durch Räuber geplünderten Oesterreich sei weder Schutz noch Hülfe im Fall der Noth zu erwarten. Mit Ungarn verbunden wäre Böhmen stark genug gegen jeden denkbaren Feind; Podiebrad sei Schwiegervater des jungen Königs von Ungarn, wenn man Ihn, der bereits durch vierzehn Jahre als Statthalter das Reich so trefflich regiert, zum König wählen würde, wäre das Bündniß mit Ungarn schon vorläufig geschlossen. Wer es mit dem Vaterlande ehrlich meint, müsse ihm seine Stimme geben! — Mit einhelligem Geschrei stimmte die, unter dem Namen Utraquisten, noch immer zahlreiche Partei der Hussiten, welche Podiebrad seit Langem als ihr Oberhaupt betrachtete, dieser Rede bei. Er

selbst stand mit großer bewaffneter Macht in der Stadt, der schwachen Gegenpartei fehlte es an einem Anführer; Podiebrad ward zum König von Böhmen ausgerufen.

Es war Friedrichs Pflicht, sein in Erbverträgen mit Ottokar und dem Hause Luxemburg, in seiner nächsten Verwandtschaft mit dem letztverstorbenen König Ladislaw gegründetes Recht auf die Krone Böhmens geltend zu machen. Er rüstete gegen Podiebrad, allein sein böser Bruder Albrecht hatte diesen schon für sich zur Hülfe herbeigerufen. Podiebrad kam dem Kaiser zuvor, und verheerte sein Land. Friedrich war nicht mehr im Stande, den Räubern, den Ungarn, seinem Bruder, und nun auch Podiebrad hinlängliche Macht entgegen zu stellen. Er hatte dem **Pancraz von Galiz**, der einen förmlichen Räuberstaat jenseits der Donau bildete, den Frieden mit Geld abgekauft; hatte die festen Plätze, welche der Räuberhauptmann **Ludwenko** im Marchfeld inne hatte, durch seine Söldner erstürmt, ihn und sein Raubgesindel gerechter Strafe unterzogen. Jetzt machte vollends **Fronauer** das Schloß **Ort**, dessen Vertheidigung ihm der Kaiser anvertraut hatte, zu seinem Eigenthum; versammelte alle Mißvergnügte, allen raublustigen Adel, alle entlaufenen Söldner um sich; verwandelte die benachbarten Kirchen in Waffenplätze, schrieb ringsum Steuern aus. Die Wiener machte er sich insbesondere zinsbar, indem er sich aller Ueberfahrten und Brücken über die Donau, bis über Krems hinauf

bemächtigte, und von jedem Schiff oder Wagen nach seinem Belieben erhöhte Abgaben einhob. Außerdem verwüstete er auch mit seinen Waffengefährten das Land von Enns bis Mödling und Baden. Zu dieser Landplage kam noch die schlechte Münze, ein höchst nachtheiliges Mittel, sich aus Geldverlegenheiten zu helfen. Friedrich genoß nicht einmal den augenblicklichen Vortheil davon; den Grafen von Pösing, und einigen andern, worunter auch Andreas Baumkircher, denen er Geld schuldig war, verlieh er das Münzrecht, so gelangten sie zu ihren Forderungen, und wurden reich. Die Münzen jedoch sanken auf den zwölften Theil ihres alten Werthes herab, wurden vom Volke Schinderlinge genannt, nicht mehr angenommen, selbst von Kindern auf der Gasse weggeworfen. Die gegen den Fronauer aufgebotenen kaiserlichen Söldner wurden in solcher Münze bezahlt, und traten, weil sie nichts dafür bekamen, selbst zu Fronauer über.

In dieser höchst bedrängten Zeit gebar die Kaiserinn Eleonore zu Neustadt am 22. März 1459 ihren einzigen Sohn **Maximilian**, welcher nachmals Oesterreichs Retter, und ein unvergeßlicher Kaiser wurde.

Albrecht hatte das Land ob der Enns bereits so ausgesaugt, daß er für seine unmäßige Verschwendung andere Quellen suchen mußte. Zuerst verfiel er auf nichts Geringeres, als sich auf den Kaiserthron zu schwingen, und wendete sich an die Kurfürsten, an die Könige von Ungarn und Böhmen,

an die Herzoge von Bayern und Sachsen. Als das wenig Erfolg hatte, fand er einen minder vornehmen, aber bereitwilligeren Herrn an dem Raubritter Fronauer, der ihm bis Melk entgegen ging, und dort die Huldigung leistete. Er forderte nun Abgeordnete von Wien, »denen er seine Willensmeinung eröffnen wolle;« die Wiener antworteten kurz und gut: »sie hätten keinen Herrn als den Kaiser.« An diesen schickten sie hingegen Abgeordnete nach Gratz, um ihm die vielfache Noth des Landes vorzustellen, um Abhülfe zu bitten, und ihn nach Wien einzuladen, damit seine Gegenwart den Muth der Getreuen stärke. Er antwortete im Juli 1461 mit einer Ermahnung zu fernerer Treue, und sie möchten sein Zutrauen zu ihnen daraus erkennen, daß er seine Gemahlinn und seinen einzigen Sohn schon so lange in Wien gelassen, verlieh ihnen zu wohlverdienter Auszeichnung ein neues Wappen, den gekrönten goldnen Doppeladler im schwarzen Felde, und den Vorzug, daß die Hofkanzlei ihnen den Titel »Ehrsame, weise, besonders liebe, getreue« geben soll. Er konnte nicht wirksam helfen, da er noch im Kriege mit Mathias war, und auch gegen Podiebrad sein Recht vertheidigen wollte.

Albrecht dagegen verband sich jetzt auch mit Mathias, hatte sein Lager bei Lachsenburg aufgeschlagen und rückte auf die Landstraße ein; besetzte das Nikolaikloster daselbst, und drang plötzlich gegen das Stubenthor und den Biberthurm vor. Die Wiener säumten nicht, die Sturmglocken zu läuten;

sie rückten vor die Thore hinaus; drei Stunden währte der Kampf, endlich mußte Albrecht weichen, und sie verfolgten ihn bis außer die Vorstädte. Desto ärger wüthete er nun auf dem Lande mit Feuer und Schwert; Flecken und Dörfer wurden menschenleer; gleich den Türken verkauften seine Söldner geraubte Kinder.

Unter solchen Verhältnissen sah sich Friedrich in der unumgänglichen Nothwendigkeit, mit Podiebrad Frieden zu schließen, um nicht Oesterreich auch zu verlieren oder vollends verwüsten zu lassen. Er erkannte Podiebrad als König von Böhmen. Dieser zog sich zurück, aus Achtung für den Kaiser, wie er sagte, und bot sogar Hülfe für den Fall der Noth gegen seinen Schwiegersohn Mathias an. Es war überhaupt Podiebrads Politik, seine Hülfe immer nothwendig zu machen; daher nährte er den Bruderzwist in Oesterreich so gut er konnte, wiegelte die Unzufriednen auf, unterstützte die Räuber. Leistete seine Hülfe bald einem bald dem andern Bruder, jederzeit dem Schwächern, niemals vollständig; damit ja Keiner jemals zur vollen Macht gelangen konnte. Friedrich ließ nun die gegen Podiebrad geworbenen Söldner den Wienern zu Hülfe eilen. Sie erstürmten Albrechts Lager bei Lachsenburg; Er floh mit seiner kleingewordenen Schaar nach Oberösterreich.

Albrecht konnte nicht ruhen. Da er sah, daß er jetzt mit Gewalt nichts ausrichte, griff er zu dem

heillosen Mittel, das Volk gegen die Obrigkeit, die Armen gegen die Reichen aufzuwiegeln.

Sein bestes Werkzeug hiezu war **Wolfgang Holzer**, eines Ochsenhändlers Sohn, der anfangs auch dieses Gewerb getrieben, und viel Geld damit gewonnen hatte. Da es ihm nicht an dem Geschick fehlte, die Schwächen und Leidenschaften der Menschen zu seinem Vortheil zu benützen, und die Leute glauben zu machen was er wollte, war er einst Eytzingers vertrauter Diener; und wurde von ihm vorzüglich zum Sturz des Grafen Cilly gebraucht. Als Cilly nach Jahresfrist wieder zur alten Macht gelangte, nahm er grausame Rache an ihm; sein ganzes Vermögen nahm er ihm ab, ließ ihn in den Kerker werfen, foltern, und schenkte ihm nur aus Gnade das Leben. Als hingegen Cilly ermordet, und Eytzinger wieder empor gekommen war, konnte er den, zu jedem verwegenen Streich aufgelegten Holzer gut brauchen. Zum Lohn half er ihm, Rathsherr zu werden, dann Hubmeister, endlich Münzmeister; bei welchen Stellen er sein früher verlorenes Vermögen mit Wucher hereinbrachte. Als nach Ladislavs Tod Albrecht nach Wien gekommen war, hatte er an diesem Holzer so ganz seinen Mann gefunden, daß er der gewöhnliche Genosse seiner Trinkgelage wurde; an ihn wendete er sich auch jetzt, und nicht vergeblich.

Bürgermeister und Rath saßen auf dem Rathhause beisammen, da trat im August 1462 der Rathsherr und Arzt **Kirchheimer**, der vorzüglichste An-

hänger Holzers, geharnischt mit 60 Bewaffneten in die Versammlung; nahm sie gefangen und rief Wolfgang Holzer als obersten Viertelmeister und Beschützer der Stadt aus. Nun kam der Kaiser mit 4000 steirischen Söldnern heran; kaiserliche Räthe voraus. Holzer hatte die Frechheit, ihnen den Eingang zu verweigern; »wenn dem Kaiser nach seinem alten Bürgermeister und Rath gelüste,« sagte er, »werde man ihm ihre Köpfe entgegen schicken, ohne ihn in die Stadt einzulassen.« Drei Tage währten die Unhandlungen, ehe Wien seinen Kaiser und Landesfürsten einließ; obwohl die Geistlichkeit und ein Theil des Adels und die vermögliche Bürgerschaft sich alle Mühe dafür gaben; und Friedrich wiederhohlt versicherte, seine Begleiter seien der Frieden und die Gnade. Als endlich der Kaiser in der Stadt war, glaubte Holzer sein Ansehen, als Anführer des Pöbels, sei nicht befestiget genug; und trug selbst auf eine Bürgermeisterwahl an. Wider sein Erwarten fiel sie auf Sebastian Ziegelhauser, einen der reichsten und angesehensten Bürger. Holzer gab sein Spiel nicht auf; bald hörte man das Geschrei auf allen Gassen, die alte Ordnung, die Freiheit der Bürgerschaft seien bei dieser Wahl verletzt worden. Niemand zwar wußte zu sagen, worin und wodurch? aber man schrie so lange, bis Ziegelhauser abdankte, eine neue Wahl angeordnet, und Holzer erwählt wurde. Er legte Friedrichen den Eid der Treue ab, und schien jetzt eben so der Mann des Fürsten zu seyn wie vorhin der Mann des Volkes.

Friedrich, dadurch getäuscht, verabschiedete seine steirischen Söldner, bezahlte sie aber so wenig, als die, welche er Wien zu Hülfe geschickt hatte. Sie wurden Räuber, nahmen den Wienern die Fechsung aus den Scheunen, die Rinder aus den Ställen, ließen ihnen die Fässer ausrinnen, und mißhandelten sie persönlich. Die Wiener führten Klage bei dem Kaiser; er forderte 9000 Gulden von der Stadt, die Söldner zu bezahlen; die Kriegsläufe seit Ladislavs Tod hatten seinen Schatz gänzlich erschöpft. Inzwischen wurde ein solcher Freibeuter, der an einer ehrbaren Bürgersfrau Gewalt geübt hatte, gefangen, und sollte nun von dem Stadtrichter abgeurtheilt werden, da fiel es dem Kaiser ein, die Auslieferung des Verbrechens zu fordern, weil er als ein Fremder und sein gewesener Söldner nicht unter dem Stadtgericht stehen könne. Der Rath verweigerte sie; Friedrich, in unbedachtem Zorn, nahm der Stadt das uralte Recht der Criminalgerichtsbarkeit.

Das war der Funke, der die helle Flamme des Aufruhrs entzündete. Die Wiener sendeten ihm einen förmlichen Absagebrief; das Volk spannte sich vor die schwersten Stücke des Zeughauses, schleppte sie herbei und richtete sie gegen die Burg; einige Seitengebäude wurden der Erde gleich gemacht, und die Belagerung aus allen Kräften betrieben. Der Kaiserinn und dem Prinzen Maximilian boten sie freien Abzug an; Friedrich aber antwortete: »Er werde sie nicht von sich lassen, und mit ihnen entweder den Tod erleben, oder die Rache; die

Burg müsse entweder wirklich seine Burg oder sein Freithof sein.« Diese seltene, mit so viel Nachdruck geäußerte Entschlossenheit hatte ihren Grund darin, daß 200 Ritter und viele wackere Bürger sich mit dem Kaiser in die Burg eingeschlossen hatten. So gut das war gegen den äußeren Feind, so schlimm war es gegen den innern, den Hunger; man war auf keine Belagerung gefaßt; in wenigen Tagen war der Hof selbst auf trockenes Brot beschränkt. Einst bat der dreijährige Max seine Mutter doch einmal wenigstens um einen gebratenen Vogel; Eleonora antwortete mit Thränen: »Bitte Gott, liebes Kind, daß wir nur immer Brot genug haben.« Das wurde in der Stadt bekannt; der Hofschneider Kronberger kaufte, was er sich nur von Geflügel aufpacken konnte, gab Zeichen in die Burg, stahl sich bei Nacht in den Graben, und ließ sich an ein Fenster hinauf ziehen; die folgende Nacht that sein Sohn dasselbe. Als Maximilian zur Regierung kam, vergaß er der gebratenen Vögel nicht; der alte Kronberger war aber gestorben; den Sohn, der den geistlichen Stand gewählt, machte er zum reichen Domherrn.

Friedrich war auch von außen nicht ohne Beistand; österreichische und steirische Edelherrn, später der Vortrab des böhmischen Heeres unter dem Prinzen Victorin belagerten die Stadt, konnten aber den Wienern nichts anhaben.

Holzer, seines vor 4 Wochen geschwornen Eides vergessend, rief den Erzherzog Albrecht herbei;

um die Uebergabe der Burg schneller zu erzwingen, ließ dieser das Geschütz vorzüglich auf die Gemächer der kaiserlichen Familie richten, und Minen anlegen. Thomas, ein wackerer Artillerist aus Siebenbürgen, schoß die Warnung, um einen Pfeil gewickelt, in die Burg; die kaiserliche Familie flüchtete in die Keller; die Minen wurden durch Gegenminen zerstört.

Endlich erschien König **Podiebrad** mit dem böhmischen Hauptheere, welches die treuen Städte Krems und Stein nach äußersten Kräften unterstützten, zum Entsatz. In die dritte Woche wurde unterhandelt, zuletzt dahin Frieden geschlossen: Albrecht sollte Wien und das Land unter der Enns durch acht Jahre besitzen, dafür aber die eroberten Schlösser zurückstellen, und dem Kaiser jährlich 4000 Goldgulden zahlen. Diesen Frieden verkündete Albrecht selbst bei St. Stephan von der Kanzel. Zwei volle Monate hatte die Belagerung angehalten; am 4. December 1462 zog der Kaiser mit seiner Familie, seinem Hofstaat und seinen Freunden aus der Burg; Prinz Victorin deckte mit den Böhmen den Abzug gegen die Ungezogenheiten des Pöbels. Holzer plünderte die Häuser der Bürger, die mit dem Kaiser zogen.

Albrecht zahlte nichts und gab kein Schloß zurück, Friedrich hielt sich also auch an den Frieden nicht gebunden, und sprach die Acht über ihn und seine Anhänger. Papst Pius II. legte den Bannfluch auf ihn. Die Söldner beider Theile verwüsteten das

Land neuerdings; und Albrechts Erpressungen und Gewaltthaten wurden selbst denjenigen unerträglich, die ihn erhoben hatten. Wo er Geld wußte, dort machte er Jagd darauf, es mochte Freund oder Feind sein. Schlechte Menschen hatte er in seinem Solde, die sich in den Trinkstuben einfanden, selbst in die Häuser der Reicheren drängten; den Schein Mißvergnügter annahmen, über ihn schimpften. Wenige Worte der Zustimmung waren genug, um in das Gefängniß geworfen zu werden; und glücklich schätzten sich noch die, welche mit dem Verluste ihres Vermögens ohne Folter, ohne abgehackte Finger oder Brandmal davon kamen.

Da ward dem Holzer endlich auch bange; und wie er im Grunde nie von einer andern Partei war als von der seines Geld- und Ehrgeitzes, so war es den heimlichen Freunden des Kaisers jetzt nicht schwer, ihn zu gewinnen. Gegen 6000 Gulden übernahm er es, 400 in der Nähe befindliche Reiter des dem Kaiser ergebenen Hrn. v. Grafenegg bei Nacht in die Stadt zu lassen; mit ihrer Hülfe Albrechten aufzuheben und auszuliefern. So klug Holzers Anstalten waren, mißlangen sie doch. Von denen, welche nichts hatten, nahm Albrecht auch nichts; bei ihnen war der verschwenderische Fürst beliebt, und das war der größere Haufen. Am Charsamstag 1463 Morgens zog Holzer zu Pferde vor den 400 Reitern durch die Stadt; Albrecht, gewarnt, ließ bei St. Michael Sturm läuten. Tausende versammelten sich, griffen die Reiter am Hohenmarkt von rück-

wärts an, erschlugen oder nahmen sie gefangen; Holzer sprengte zum Thor hinaus; sein Haus wurde geplündert. Er ritt bis nach Melk, und setzte dort nach Weitenstein über, welches Schloß ihm Albrecht geschenkt hatte. Seine ungeheure Verwegenheit ließ ihn jedoch nicht ruhen; als Hauer verkleidet fuhr er die Donau nach Nußdorf herab. Die Fleischhauer erkannten den ehemaligen Ochsenhändler, setzten ihn gebunden auf ein Roß und brachten ihn am Ostermontag in die Burg. Das zusammengelaufene Volk, dessen Abgott er noch vor wenigen Tagen gewesen, nannte ihn Judas, riß ihn bei Haar und Bart, und warf ihn mit Koth. Am Samstag nach Ostern erfolgte die Execution; der gefangene Hauptmann der Grafeneggerischen Reiter wurde am Hohenmarkt enthauptet; von 13 Bürgern, die Albrecht in Fesseln legte, weil sie es getreu mit Friedrich hielten, verurtheilte er 4 zum Rad, das Volk erbat so viel Begnadigung für sie, daß sie am Hof enthauptet wurden. Ueber Holzer lautete der Urtheilsspruch: »Es soll ihm das falsche Herz aus dem Leibe gerissen, und seine Viertel an den Straßen den Vögeln des Himmels zur Speise aufgesteckt werden.« So geschah ihm auch nach aller Strenge; die übrigen gefangenen Bürger mußten 24,000 Gulden Strafe zahlen.

Der Krieg und das Elend dauerten fort, obwohl die zu Wien lebende Markgräfinn von Baden, Friedrichs und Albrechts Schwester, und die Kaise-

rinn Eleonore sich alle Mühe gaben, die Brüder zu versöhnen.

Am 2. December 1463 starb endlich, nach einer Krankheit von 2 Tagen Albrecht unter heftigen Schmerzen, so daß man glaubte, er sei vergiftet. Es ist merkwürdig, daß in Gegenwart Kaiser Maximilians, der jederzeit das Barret zog und sich neigte, wenn Kaiser Rudolph genannt wurde, Albrechts nicht erwähnt werden durfte, als ob dieser sein aus der Art geschlagener Oheim nie gelebt hätte.

Das Land ob der Enns unterwarf sich sogleich seinem rechtmäßigen Landesfürsten; unter der Enns und vorzüglich zu Wien ging es länger her. Es waren zu Viele, die sich mancher Vergehen gegen Friedrich bewußt, und denen bekannt war, daß die kaiserlichen Räthe jetzt für strenge Bestrafung stimmten. Doch dießmal ließ der Kaiser sich von seinem eigenen Gefühle leiten, und als die Räthe auf endliche Erklärung seiner Willensmeinung über das Benehmen gegen Niederösterreich und Wien drangen, sprach er: »Liebe Freunde! Wir können Uns nicht verbergen, daß Wir selbst viel Verwirrung über Land und Leute gebracht haben. Bei allen Empörungen sind immer nur wenig Schuldige; von ihnen und von dem Drang der Umstände wird die große Mehrzahl mit fortgerissen. Sollen Alle büßen, was Einige verbrochen? Auch ich bin ein Sünder, und flehe täglich zu Gott um Gnade nicht um Recht; so laßt mich denn auch gegen die Schuldigen zeigen, daß meine Macht von Gott stamme, und Gnade üben statt des

strengen Rechtes.« — Die Rede des Kaisers kam in mehreren Briefen nach Wien; die Besseren siegten; 70 Bürger, an ihrer Spitze der Bürgermeister Ebner und jener verwegene Kirchheimer zogen nach Neustadt; leisteten Unterwerfung und Abbitte.

Am 6. März 1464 Morgens erscholl die große Glocke bei St. Stephan; Reich und Arm strömte in den Probsthof; dahin erhoben sich auch zwei päpstliche Legaten und die kaiserlichen Bevollmächtigten im vollen Staate. Acht und Bann wurden gelöst, der Eid der Treue feierlich geleistet, Vergessenheit des Geschehenen und Bestätigung der alten Freiheiten zugesichert. Unter dem Geläute aller Glocken hielt man einen großen Umgang mit allen Heiligthümern und darauf das Tedeum bei St. Stephan. Auf allen Plätzen brannten Abends Freudenfeuer Gott und dem Kaiser zu Ehren und zu Dank für das Ende der langen und schweren Trübsal, die sie durch Abweichung von Pflicht und Recht sich selbst bereitet hatten.

In der Stadt wurde nun bald vollkommen Frieden; aber auf dem Lande währte das Räuberwesen noch viele Jahre. Aus den Haufen herrenloser oder nicht bezahlter Söldner bildeten sich unter verwegenen Hauptleuten große Räuberbanden, die feste Schlösser im Besitz hatten. Dasselbe Handwerk trieben hier und da Edelleute auf ihren Burgen; selbst vertriebene Wienerbürger ergriffen es aus Rachsucht. Ein solcher war Thanhauser, dem der Johanniter Weneko sein Schloß Oberlaa versetzt hatte; von da aus verwüstete er die Güter und Weingärten der

Wiener und tödtete die Arbeiter in denselben. Die Wiener zogen vor Oberlaa und beschoßen das Schloß heftig; ihre großen Donnerbüchsen hatten die Außenwerke an mehreren Stellen in Schutt gelegt. Da begehrte die Besatzung zu capituliren, indem Thanhauser unter dem Vorwand Entsatz zu holen, entwichen war; die erbitterten Wiener aber stürmten den Zwinger, und die Belagerten mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Man führte sie gefangen nach Wien; 17 wurden als Räuber am Hohenmarkt enthauptet; die übrigen in den Kärnthnerthurm geworfen, und erst nach geraumer Zeit erledigt.

Die Kaiserin Eleonore gebrauchte im Sommer 1467 das Badner Bad. Das flache Land war so voll Räuber, daß sie zur Heimreise nach Neustadt den Weg über Heiligenkreuz einschlug; auch da fielen des Wilhelm von Puchheim Leute aus seinem Schloß Rauhenstein über ihr Gefolge und plünderten ihren Kammerwagen. Der Raub wurde ihnen zwar durch kaiserliche Reiter wieder abgejagt, und diese legten sich vor das Schloß; konnten jedoch nichts dagegen ausrichten. Als das die Wiener erfuhren, welche die Kaiserinn jederzeit hochgeehrt und geliebt hatten, rückten sie mit schwerem Geschütz vor Rauhenstein; und rächten die Unbild, indem sie das Schloß in Trümmer schossen. Wenige Wochen darnach am 3. September 1467 starb die milde Fürsprecherinn Eleonore, ein Vorbild der Liebe und Treue, weiblicher Anmuth und männlichen Muthes, zu Neustadt im 33. Jahre ihres Lebens, im 15. ihrer mit vielem

Kummer heimgesuchten Ehe. Sie hinterließ den achtjährigen Prinzen Maximilian, und eine zweijährige Tochter Kunigunde, die in der Folge gegen des Vaters Willen mit dem Herzog von Bayern vermählt wurde.

Es ist bereits erzählt worden, daß viel früher die Wiener auch das Schloß Rauheneck zerstört haben, es sind sonach heutzutage für Wiener, die das reizende Helenenthal besuchen, die beiden malerischen Ruinen, Denkmale der Tapferkeit ihrer Vorfahren sowohl, als einer Lebensweise, deren Verschwinden wir der gestiegenen Cultur verdanken.

Der kaiserliche Obrist Georg von Pottendorf zersprengte die einzelnen Haufen, eroberte ein Raubschloß nach dem anderen, deren Besitzer nach Ungarn flüchteten; drängte den Smikovsky, welcher das Oberhaupt aller Räuberhauptleute war, in seinen letzten Schlupfwinkel, das Schloß zu Bertholdsdorf; wo ihn, als er einst höhnend auf dem Wall erschien, eine Stuckkugel zerriß. Nachdem Mathias den Friedensvertrag mit dem Kaiser abgeschlossen hatte, wendete auch er sich gegen die Räuber, deren mehrere Tausend unter ihren flüchtigen Hauptleuten ein verschanztes Lager in Oberungarn hatten; von wo aus sie viel Raub und Mord in Ungarn und Oesterreich verübten. Mathias und Pottendorf stießen zusammen, erstürmten ihre Schanzen, nur wenige entwischten, die meisten wurden niedergemetzelt; über 2000 gefangen und aufgehängt; ihr zahlreiches Weibsvolk ersäuft. Den Swolli, an

Snikovkys Stelle Oberhaupt der Räuber, sah man von weitem auf einem ungeheuer hohen Galgen hangen, zwei andere Anführer neben ihm. Damit wurde endlich Ruhe für einige Jahr in Oesterreich und zu Wien.

Friedrich benützte die Zeit der Ruhe zu seiner zweiten Reise nach Rom, die er im Jahr 1468 in dreifacher Absicht unternahm. Erstens als eine angelobte Wallfahrt, um dem Allerhöchsten für seine Befreiung aus der Gefangenschaft in der Burg zu Wien, wo ihm der Hunger schon das äußerste drohte, Dank zu sagen. Ein zweiter Zweck seiner Reise war die Heiligsprechung Leopold IV. Markgrafen von Oesterreich, welcher seither als unser Landespatron verehrt wird. Seine dritte Absicht endlich war, die Errichtung des Bisthums Wien, oder besser zu sagen die Wiederherstellung dieses Bisthums, welches, wie im ersten Bande erzählt worden, schon in uralten Zeiten bestanden hat. Er bewirkte auch dieses, wofür einige seiner Vorfahren sich vergeblich bemüht hatten.

Die Freundschaft zwischen Podiebrad und Mathias Corvinus war von kurzer Dauer; beide höchst ehrsüchtige Männer wurden immer nur von ihrem nächsten Vortheil geleitet. Ueberdieß war Corvinus ein eifriger Katholik, Podiebrad ein Hussit. Papst Pius II. erkannte ihn nicht als König von Böhmen, sprach vielmehr den Kirchenbann gegen ihn aus. Sein Nachfolger Paulus II. 1464 ging noch weiter;

er forderte Mathias auf, in Böhmen einzufallen, und sich selbst die Krone aufzusetzen. Kurz vorher bedrohte Podiebrad den Kaiser mit Krieg, wenn er ihm nicht die Kosten ersetzte, die er zu dessen Befreiung aus der Burg zu Wien aufgewendet habe; und schlug diese Rüstungskosten zu einer übermäßigen Summe an. Friedrich, darüber entrüstet, ließ den Mathias gewähren, als er in Böhmen einfiel, und reiste nach Rom.

Bald darauf ergab sich die Enthauptung des Andreas Baumkircher; ein Ereigniß, das bis auf den heutigen Tag Aufsehen in der Welt gemacht hat. Darin kommen alle bewährten Geschichtschreiber überein, daß er dem Kaiser abtrünnig geworden, mit andern Edelleuten in die Dienste des Mathias Corvinus getreten sei, und die Waffen gegen den Kaiser geführt habe; daß er nach einigen Jahren wieder seine Unterwerfung angeboten und freies Geleit nach Gratz verlangt habe, um sich zu verantworten und seine Ansprüche zu rechtfertigen; daß ihm das freie Geleit vom Früh-Gebetläuten bis zum Abend-Gebetläuten zugestanden wurde; daß Baumkircher gekommen, es aber nur mit den kaiserlichen Räthen zu thun gehabt, und Friedrich nicht in Gratz gewesen sei. Nun aber sagt man einerseits, daß Baumkircher keineswegs eine Verantwortung, sondern nur neue Forderungen an den Kaiser vorgetragen, und dabei das Abend-Gebetläuten versäumt habe. Wonach man ihm als gefangenen Rebellen den Kopf abgeschlagen. Nach andern zogen die kaiserlichen Räthe die Ver-

handlung absichtlich in die Länge; Baumkircher, als er bemerkte, daß die Abendstunde nahe sei, warf sich auf's Pferd, und sprengte davon. Das innere und äußere Muhrthor waren noch offen. Wie er sich dem äußern näherte, schlug es plötzlich vor ihm zu; er wendete das Pferd, um einen andern Ausweg zu suchen; da war auch das innere verschlossen. Jetzt erklang das Abendgebetläuten; Priester und Scharfrichter kamen aus den Ecken hervor. Obschon er alle seine Schlößer und schweres Geld für sein Leben bot, wurde er auf derselben Stelle hingerichtet.

Der letzteren Erzählung mißt die große Mehrzahl Glauben bei; ja, man hat sie schon als Stoff einer Tragödie verbraucht. Alles wohl erwogen, kann man nur an die erstere sich halten; denn erstens war Friedrich während seiner ganzen langen Regierung immer nur zu Milde und Nachsicht geneigt; zweitens war Treulosigkeit dem Charakter Friedrichs so ganz entgegengesetzt, daß seine Räthe nicht wohl gewagt haben können, eine so schreiende zu begehen; drittens ist es ganz unglaublich, daß Jemand der aus der Burg zu Gratz davon sprengt, um aus der Stadt zu entkommen, seine Richtung auf das Muhrthor nehmen sollte, wo er Gefahr läuft, die Sporergasse herab den Hals abzustürzen; während er ohne Gefahr das nähere Paulusthor (das Burgthor bestand noch nicht) erreichen konnte. Hiezu kommt noch, daß das Paulusthor auf die Straße nach Ungarn führt, wo Baumkircher Güter besaß, und des Schutzes ge-

wiß war; beim Muhrthor hinaus dagegen kam er in die Mitte des Landes.

Kaiser Friedrich sah, daß Mathias Corvinus sein großes Feldherrntalent nicht sowohl zum Schutze seines Königreiches Ungarn gegen die Türken, als zu Eroberung des Königreichs Böhmen verwendete; er trug also den auf dem Reichstag zu Regensburg zahlreich versammelten Reichsfürsten vor, wie höchst nöthig es sei ein bedeutendes Heer schleunig aufzustellen, um dem Vordringen der Türken gegen Deutschland zu widerstehen. Versprechungen von Wenigen war Alles, was er bewirkte, und selbst damit war es nicht Ernst. Die Reichsfürsten hatten mit ihren eigenen Zwistigkeiten zu thun genug; und so lange das große Königreich Ungarn zwischen ihnen und den Türken lag, waren sie ohne Sorgen.

Friedrich dachte an die ältere Zeit zurück, wo die Tempelherrn, die deutschen Herrn, die Hospitaliter tapfer und glorreich in Palästina gegen die Ungläubigen kämpften. Solches Kämpfen that jetzt wieder im höchsten Grade Noth. Er stiftete zu diesem Ende den St. Georgen Orden, und dotirte ihn reichlich. Die Ritter sollten im Vortrab des ungrischen Heeres fechten, die Türken von den Gränzen dieses Reiches, aus dem christlichen Griechenland vertreiben, und, wenn möglich, Constantinopel wieder erobern. Papst Paul II. bestätigte diese Stiftung; der Georgen Orden, ehe er noch das geringste Verdienst sich erworben, wurde dem Deutschen Orden an Rang, Privilegien und Rechten ganz gleich gestellt; der jewei-

lige Großmeister hatte den Rang eines Fürsten; die Ritter wählten ihren Großmeister selbst, nur die erste Ernennung behielt sich der Kaiser bevor. Sie führten eine Krone über dem Wappen, und nannten sich gekrönte Ritter von St. Georgen. Ihre Kleidung war weiß mit einem rothen Kreuz auf der linken Schulter, darüber ein grüner Mantel mit großem rothen Kreuz auf der linken Seite. Zur Residenz ward dem Großmeister das alte Benedictiner Kloster Millstadt in Kärnthen angewiesen. Hier, und auf allen Comthureien, nnd wo sie immer wohnten, mußten eben so viel Priester als Ritter, und immer ein Priester zwischen zwei Rittern wohnen. Die Priester waren ebenfalls Ordensmitglieder; dagegen hatten die Ritter kein anderes Gelübde, als das des Gehorsams abzulegen. Der Kaiser wählte diese Einrichtung vorzüglich aus dem Grunde, um bei der Dotirung des Ordens mit geistlichen Gütern desto weniger Anstand zu finden. Zum ersten Großmeister und Fürsten ernannte er einen Wienerbürger Johann Siebenhirter. Man sieht noch in Millstadt ein großes Gemälde, welches seine Installation vorstellt. Auch mit diesem Unternehmen war Friedrich nicht glücklich. Ritter-Kleidung und Titel gaben noch nicht Rittergeist, in beiläufig 80 Jahren war der Orden in seiner eigenen Unthätigkeit versunken, nachdem er nur drei Großmeister gehabt hatte. Siebenhirter starb 1511, Johann Geymann 1532, Wolfgang Prandtner 1547. So wie der Bau des zweiten Thurms an der Stephanskirche zu Wien, wozu Fried-

rich IV. den Grund gelegt, 1579 aufgegeben, und der Rumpf mit Kupfer bedeckt wurde, starb auch in demselben Jahre der letzte Georgenordens-Priester.

Um die Zeit der Stiftung dieses Ordens standen Friedrich und Mathias Corvinus in so gutem Vernehmen, daß Mathias, nachdem seine Gemahlinn Katharina, Podiebrads Tochter, gestorben war, um des Kaisers einzige Tochter Kunigunde anhielt; sie wurde ihm abgeschlagen. Er hielt darauf um Hedwig, Tochter König Casimirs von Polen an, auch diese erhielt er nicht. Er fand sich dadurch beleidiget, und würde Beiden den Krieg angekündiget haben, wenn nicht seine Gegenwart in Ungarn höchst nöthig gewesen wäre.

Inzwischen starb 1471 Georg Podiebrad 51 Jahr alt. Friedrich hatte offenbares Recht auf diese Krone, Mathias machte als Schwiegersohn Anspruch darauf, und wollte diesen Anspruch mit Gewalt der Waffen durchsetzen. Eben deßwegen aber, und weil er schon seit einigen Jahren als König von Böhmen gelten wollte, das Land feindlich behandelte, und ihm viel Schaden zufügte, waren ihm die böhmischen Stände abgeneigt. Mehr geneigt würden sie für Friedrich gewesen sein, allein es war offenbar, daß er das Reich gegen die Macht des Corvinus zu beschützen nicht im Stande sei. Sie wollten auch die Söhne Georgs Podiebrad nicht; das Land war unter seiner Regierung ganz und gar nicht glücklich; er selbst schrieb an seinen Vertrauten Rockyzana, als er ihn von sich entfernte: »Hätte ich deinen Anschlägen nicht

Gehör gegeben, so wäre ich ein ruhmvoll herrschender König, und meine Unterthanen stürben nicht aus Hunger.« Die Stände wählten also Wladislav, Kronprinzen von Pohlen; er war durch seine Mutter des vortrefflichen Albrechts II. Enkel, des um Böhmen hochverdienten Carls IV. Urenkel, er stand bereits den Böhmen gegen Mathias Corvinus tapfer und glücklich bei, und es war zu erwarten, daß dem Kaiser dieser am wenigsten mißfällig sein würde. Wirklich sah auch Friedrich ein, daß er die Macht nicht habe, seine gerechten Ansprüche auf die böhmische Krone gegen Pohlen, Böhmen und Ungarn zugleich durchzusetzen, und daß nach ihm das Erbrecht für Wladislav spreche; er erkannte also auf dem Reichstag zu Regensburg Wladislav als König von Böhmen.

Darüber entbrannte Mathias in den heftigsten Zorn; machte Waffenstillstand mit Böhmen, und warf sich mit aller Macht auf Oesterreich. Schnell hatte er alle nahen Orte um Wien herum von Trautmannsdorf bis Klosterneuburg in seiner Gewalt, und die Donau mit Kriegsschiffen besetzt, womit er der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abschnitt. Friedrich flüchtete nach Krems, und vollends nach Steyer. Eines Morgens im August 1477 stand das ganze Heer auf einmal vor Mazelsdorf (damals noch fern von der Vorstadt); eiserne und steinerne Kugeln flogen in die Vorstädte. Jetzt zeigten die Wiener, was standhafte Treue vermag, und machten die Fehler vollkommen wieder gut, welche sie vor

Jahren gegen Friedrich begangen hatten. Geistlich und weltlich, jung und alt, Mann und Weib wetteiferten in der öffentlichen Arbeit; die Studenten zeichneten sich besonders aus; was Waffen tragen konnte, stand auf den Wällen. Umsonst waren alle Verführungskünste, die Mathias versuchte, umsonst die fürchterlichsten Drohungen; umsonst war selbst der schrecklichste Feind, der Hunger, bereits eingerissen. Ueber 4 Monate hatte sich Wien gegen des gewaltigen Ungarn Königs Macht gehalten; und durch solches Beispiel angeeifert, auch Krems und Stein. Die Standhaftigkeit der Wiener führte endlich den Frieden herbei. Mathias räumte Oesterreich gegen Anerkennung als König und Kurfürst von Böhmen, und 100,000 Gulden, wovon ihm Friedrich einen großen Theil sogleich zahlen mußte.

Während die Belagerung Wiens das Haus Habsburg mit dem Verluste von Oesterreich und Steier bedrohte, vergrößerte es sich auf einer andern Seite. Der ritterliche Prinz Maximilian vermählte sich am 20. August 1477 mit der Erbtochter von Burgund und den Niederlanden, deren Vater nicht lange vorher in der Schlacht bei Nancy geblieben war. Das war der Wendepunct für die nachmalige Größe dieses früher so ruhmvollen, unter Friedrich sehr gesunkenen Hauses.

Friedrich war trotz seines Bestrebens Geld zu sammeln, arm geworden. Seine zweite Reise nach Rom, die Heiligsprechung Leopolds IV., die Errichtung des Wiener Bisthums und die Stiftung des

St. Georgen Ordens hatten seinen Schatz erschöpft; der Frieden mit Mathias ihn vollends dahin gebracht, daß er von der Stadt Steier 90 Ducaten, von dem Abte zu Zwettel 60 Gulden borgte. Das machte ihn mißmuthig, das Alter eigensinnig, die Heirath seines Sohnes anmaßend. Das Domkapitel zu Passau mußte durchaus einen seiner Lieblinge zum Fürstbischof wählen; den Erzbischof von Salzburg wollte er zwingen, das Erzbisthum einem andern Lieblinge abzutreten. Weil der Bischof von Seckau dem von Salzburg rieth, nicht abzutreten, nahm er Beider Eigenthum in Beschlag, zerstörte ihre Schlösser, führte ihre Unterthanen gefangen hinweg. Dieser Mißbrauch der kaiserlichen Gewalt machte ihm viele Feinde; die Bischöfe suchten Schutz bei Mathias, dem eine Veranlassung Oesterreich abermals zu plündern, willkommen war; auch hatte er noch an den im Frieden versprochenen 100,000 Gulden zu fordern.

Schon mit Anfang des Jahres 1481 schwärmten ungrische Reiterhaufen in Oesterreich herum, und zugleich brachen die Räuber aus ihren Schlupfwinkeln hervor; am 27. April verließ der Kaiser Wien, das er nicht wieder sah, und flüchtete nach Gratz. Mit Mathias schloß er einen Waffenstillstand bis Ende Juni, der ihn gerne einging, indem er mit den Türken so sehr beschäftiget war, daß er nur eine kleine Macht in Oesterreich lassen konnte. Die Räuber hatten sich indessen durch ihre täglich wachsende Zahl und durch ihre Wildheit so furcht-

bar gemacht, daß die Städte und Schlösser des flachen Landes es noch vorzogen, eben die Ungarn als Besatzung aufzunehmen. Der ungrische Feldherr benutzte diesen Umstand, Wien allmälig zu umzingeln, und die Zufuhr der Lebensmittel zu erschweren. Im Jahre 1483 zahlte die Stadt den Ungarn 3000 Gulden für einen Waffenstillstand von 7 Monaten, um ihre Weingärten zu pflegen und die Lese einzubringen. Im folgenden Jahre schloß Mathias einen fünfjährigen Waffenstillstand mit den Türken, und wendete nun seine ganze Stärke wider Friedrich; enge Einschließung Wiens war der erste Vorbote seines Annäherns. Die Wiener konnten ihre Gründe und Weingärten nicht mehr pflegen, die Theurung stieg von Tag zu Tag, ein Brot, das sonst 3 Pfenninge galt, kostete bereits 20. Die wackeren Städte Krems und Stein, in Vereinigung mit einigen oberösterreichischen Baronen, besonders mit Prüeschenk, dem Ahnherrn der heutigen Grafen von Hardeck, bauten sechzehn große Kriegsschiffe; rüsteten sie aus, füllten sie mit jedem Bedürfniß der nothleidenden Stadt; und fest entschlossen ihr Hülfe zu leisten, wenn auch einige Schiffe dabei zu Grunde gingen, fuhren sie in Gottes Namen die Donau herab. Zwischen Stockerau und Korneuburg mußten sie durch das Feuer der feindlichen Batterien auf dem linken Ufer; weiter herab stand auch ein Blockhaus auf einer Insel mitten im Strom. Doch wurde nur ein Schiff, eben das größte stark verletzt, und 14 Mann darauf getödtet, die Ladungen kamen aber glücklich

über Nußdorf herab in den Werd; wohin Alles jubelnd zu ihrem Empfang entgegen strömte. Kurz vorher hatten die Wiener, da Briefe nichts vormochten, Deputirte an den Kaiser geschickt; ihm die schreckliche Theurung und drohende Hungersnoth vorzustellen und um Hülfe zu bitten. Er war nicht im Stande zu helfen, und daher desto mürrischer, klagte über seine Söldner, die er ihnen doch zur Hülfe gelassen; und sehr zur Unzeit sich an seine Gefangenschaft erinnernd, setzte er hinzu: »die Wiener sollen nur auch einmal fühlen, wie wehe der Hunger thut, den sie mich in der belagerten Burg haben leiden lassen.« Diese in übler Laune entfahrene Aeußerung war gerade jetzt von sehr nachtheiliger Wirkung; viele Gemüther wendeten sich von Friedrich ab, und seine alten Feinde erhoben das Haupt wieder.

Zu Anfang des Jahres 1485 hatte Mathias die Stadt Wien auf das engste eingeschlossen; es war unmöglich, ihr mit irgend etwas zu Hülfe zu kommen, es sei denn mit einem zahlreichen Heereszug zum Entsatz. Daran war jedoch gar nicht zu gedenken, und der Kaiser vollends bis Innsbruck geflüchtet. Fünf Monate hielten die Wiener entschlossen aus, schlugen tapfer jeden Anlauf ab, wagten fast täglich Ausfälle, widerstanden jeder Lockung zur Uebergabe. Allein, nun waren endlich doch die Vorstädte verloren, es flogen die Kugeln bereits mitten in die Stadt, in den Fleischbänken gab es nur mehr Pferdefleisch für theures Geld; um Hunde, Katzen, Mäuse u. d. gl. raufte das ärmere Volk. Die Ausfälle hatten viele

Muthige dahin gerafft, die Freunde der Uebergabe wurden immer zahlreicher und lauter; und da durchaus kein Entsatz zu hoffen war, traten die Prälaten, die Universität und die Bürgerschaft zusammen, und brachten eine Unterhandlung mit Mathias zur Sprache. Acht Tage vergingen, ehe sie sich dazu entschließen konnten. Am 20. Mai, als von der Verzweiflung des Volkes bereits das Aeußerste zu besorgen war, begab sich eine Deputation aus allen Ständen in das feindliche Lager; und in der folgenden Nacht kam die Capitulation zu Stande: — »käme bis Ende des Monats kein Entsatz, so sollte die Stadt dem König offen stehen, die kaiserliche Besatzung mit Hab und Gut und Waffen freien Abzug haben, die Bürger bei ihren Rechten, Freiheiten und Gewohnheiten erhalten werden. Nicht die Waffen hatten die Stadt Wien bezwungen, sondern der Hunger.

Am 1. Juni 1485 zog Mathias in großer Pracht und unter Siegesjauchzen in Wien ein; heftiger Sturm bedeckte den glänzenden Zug mit Staub, und Erdbeben schien anzudeuten, daß der Boden dem fremden Besitzer widerstrebe. Er bezog nicht die Burg, sondern bewohnte das der Weihburggasse gegenüberstehende, jetzt Heßische Haus in der Kärnthnerstraße, das damals ringsum frei stand, und in der Folge von darauf gemahlten Jagdstücken das Hasenhaus genannt wurde. Sein Oberfeldherr Stephan Zapolya bewohnte das Carmeliterhaus in der Salvatorgasse.

Die Wiener fühlten bald den Unterschied zwi-

schen dem angestammten Landesfürsten und dem fremden Eroberer, und daß die glänzendste Regierung nicht immer die glücklichste sei. Sie sahen, daß Saat und Weinstock nur gediehen, damit der fremden Krieger Uebermuth mehr noch davon verderbe als genieße; und daß die Mütter ihre Söhne nur für seinen Ehrgeitz geboren hatten. Stadt und Land seufzten über die vervielfältigten unerschwinglichen Abgaben und über die grausamen Erpressungen einzelner Befehlshaber. Mathias selbst, um das Vermögen der reicheren Wiener Bürger kennen zu lernen, und sich großentheils zuzueignen, bediente sich folgender List: Er berief bald nach seinem Einzug die angesehensten Bürger, so wie auch jene, die ihm von seinen geheimen Anhängern als reich bezeichnet waren, zu sich, und trug ihnen vor, er sei Willens den Rath und alle obrigkeitlichen Aemter neu zu besetzen, indem die bisher üblichen Wahlen ganz zweckwidrig seien. Diejenigen müßten an die Spitze der Bürgerschaft gestellt werden, welche bei Aufruhr oder gewaltsamer Umwälzung am meisten zu verlieren hätten. Es sollte also Jeder sein Vermögen aufrichtig angeben; wer das geringste verschweige, um sich dem Dienst der Stadt zu entziehen, dessen ganzes Vermögen sei verfallen, und er habe für den Betrug noch körperliche Strafe zu gewärtigen. Einige von der Drohung erschreckt, Andere von der Lust zu herrschen verlockt, stellten ihr Vermögen prunkend zur Schau; ja Manche machten sich reicher als sie waren. Mit freudigem Erstaunen übersah Mathias den gro-

ßen Reichthum der Wiener Bürger, und nun änderte er den Ton. »Wie soll ich, der Fremde und der Feind, Zutrauen zu euch haben; da ihr an eurem gebornen Herrn untreu gehandelt, ihm den Beistand eures Geldes und Gutes verschwiegen und entzogen habt? Mit solchen Schätzen hättet ihr mich bis Ofen hinab drücken können. Nimmermehr soll Einer von euch zu einem öffentlichen Amte gelangen. Seid froh, daß mich nach eurem armen Leben nicht gelüstet, und zahlt zur Strafe, was mir euch aufzulegen belieben wird.« So kam er zu dem größten Theil ihres Vermögens.

Fünf Jahre lebte er noch fast ununterbrochen in Wien, hielt einen glänzenden Hof, gab Turniere und Ritterspiele, war jedoch für seine Person nichts weniger als glücklich. Das Podagra plagte ihn, noch mehr die beständige Furcht vor einem Aufruhr, einer sicilianischen Vesper in Wien; eine Furcht, von dem Bewußtsein seiner Behandlung der Wiener erzeugt. Einst meldete ein, der deutschen Sprache unkundiger Hauptmann, Aufruhr sei ausgebrochen, das Volk versammle sich in dem Stadtgraben, die Schottner seien die Aufwiegler, ihr Hofrichter stehe mitten in dem Haufen und schreie überlaut. Mathias gerieth darüber in rasenden Zorn, befahl dem Zapolya, den Abt und Prior der Schottner gebunden zu bringen; bald wieder, sie ins Wasser zu werfen, alle Truppen durch Trommel und Trompete zusammen zu rufen, und dem unruhigen Volk das unvergeßliche Schreckensbeispiel eines Blutbades zu geben.

Doch bevor einer dieser Befehle befolgt werden konnte, meldete ein anderer Bote mit Lächeln, Alles habe sich schon wieder zerstreut; der Schottner Hofrichter habe städtische Kühe gepfändet, darüber sei Zank entstanden, und jetzt zu Marktzeit viel Volk zusammen gelaufen.

In dergleichen Zorn verfiel Mathias immer öfter, seine Schwäche nahm dabei täglich zu; sein starker schwerfälliger Körper konnte sich kaum mehr bewegen, und nur die Gichtschmerzen erinnerten ihn an das Leben. Bei einem neuen Anfall von heftigem Zorn über schlechte Feigen, die man ihm gebracht, rührte ihn der Schlag; er lag noch drei Tage brüllend wie ein verwundeter Löwe, ohne ein vernehmbares Wort hervorbringen zu können, und verschied am Dinstag in der Charwoche, 5. April 1490, im 48. Jahre seines Alters.

Ein gewaltiger Kriegesheld war er, der zwar mit Recht und Gerechtigkeit nach Willkühr verfuhr, aber doch der Mann des Volkes war; weil er viele Niedrige erhöhte, und vorzüglich, weil er viele Hohe erniedrigte.

Mathias Corvinus und Georg Podiebrad, zwei gleichzeitige Herrscher hatten viel Aehnliches mit einander. Beide gelangten ohne rechtlichen Anspruch durch Uebermacht ihrer Partei zu Thronen, die erblich waren; derowegen nennt die Geschichte sie auch nicht Mathias I. und Georg I., sondern setzt ihren Taufnamen die Familiennamen bei. Beide waren undankbar gegen Diejenigen, denen sie vorzüg-

lich den Thron zu verdanken hatten; Mathias verbannte seinen Oheim Szilagyi, Georg den Rockyzana. Beide machten sich als Feldherrn großen Namen in der Geschichte, doch litten dabei ihre Länder große Noth; Podiebrad, wie oben angeführt worden, gestand selbst, daß seine Unterthanen Hungers starben, von Mathias schreibt Ladislaus Tejerkövi: »Die glänzende Herrschaft des Königs Mathias war nicht segenbringend; unter dem Schatten seiner, über christliche Nachbarfürsten errungenen, Siegeskränze welkte die Blüthe des innern Wohlstandes im Vaterland dahin; das Königsschloß strotzte von Marmor und goldener Pracht, aber des Landmanns Hütte fiel in Trümmer, er mußte Vieh und Ackergeräthe verkaufen. Vergebens forderten die Stände Linderung der Lasten, und es entstanden Empörungen gegen die angemaßte Gewalt.« Ein vorzügliches Instrument seiner Siege und die verhaßteste Landplage war seine sogenannte schwarze Bande, eine, aus Ueberläufern, Räubern und Mördern zusammengesetzte, mit dem edlen ungarischen Krieger niemals vermischte Abtheilung seines Heeres zu Roß und zu Fuß. Von dieser schwarzen Bande schreibt obengenannter Tejerkövi und einstimmend Istvansi: »Sie lagen nach Mathias Tode in Oberungarn, und erlaubten sich unerträgliche Bedrückungen und Räubereien, weßhalb sie nach Szegedin verlegt wurden, um unter den Befehlen des Temeschwarer Grafen Paul Kinizsi die Einfälle der Türken zurückzutreiben. Sie ließen aber ihre alte Gewohnheit nicht, und als end-

lich eine, bis aufs Hemd ausgeplünderte Edelfrau vor dem Heerführer weinend Klage führte, und bald darauf ein Pfarrer wegen Beraubung der Kirche, Schändung und gewaltsamer Wegnahme der dem Gottesdienst geweihten Gegenstände sich beschwerte, versammelte sie Kinizsi unter dem Vorwand drohender Türkengefahr; ließ sie sodann durch auserlesene ungarische Schaaren und das aufgereitzte Landvolk überfallen, entwaffnen und niederhauen.« Beide Usurpatoren waren bei ihrer Nation nicht beliebt; die Söhne Podiebrads, obgleich von erprobter Tapferkeit, wurden übergangen, als es sich um seinen Nachfolger handelte, und des Mathias unehelicher geliebter Sohn Johannes wurde vollends nach seines Vaters Tod gewaltsam vom Landtag vertrieben. Beide haben, von unedlen Leidenschaften, von Habsucht und Rachsucht getrieben, unablässig ihre Nachbarn, ja einander selbst bekriegt. Hätten sie dagegen mit redlichem Eifer gemeinschaftlich ihre Waffen gegen die Türken gewendet, wozu sie eigentlich berufen, wozu ihnen Macht und Talent verliehen waren; so würde nicht Ungarn durch anderthalb Jahrhunderte, das christliche Griechenland durch bald vier Jahrhunderte unter der Willkühr der Türken geschmachtet haben.

Friedrich überlebte den Mathias noch um drei Jahre, er brachte seine letzten Tage fast Jedermann unzugänglich mit Andachtsübungen, Sterndeuterei und Alchimie auf dem Linzer Schlosse zu. So kraftvoll war sein Körper, daß nur eine Beschädigung,

in Folge deren man ihm den rechten Fuß abnahm, wozu sich noch ein Fieber gesellte, seinen Tod beschleunigte; nachdem er 78 Jahr gelebt, Inneröſterreich 69, das Reich 54, Oeſterreich 48 Jahr regiert hatte. Kein Fürſt von Oeſterreich vor und nach ihm bis in unſere Tage hat ſo lange gelebt, und ſo lange regiert als gerade dieſer, deſſen Regierung durchaus nicht heilbringend war.

Indeſſen iſt doch der Begriff, den ſich viele Menſchen von dieſem Kaiſer machen, ſeiner unwürdig. Er war keineswegs ein Schwächling. In der Burg zu Gratz, wo er gerne lebte, befindet ſich ein in Erz gegoſſenes Profil von ihm, welches die Züge eines höchſt kraftvollen Mannes darſtellt. Jedes Zimmer dieſer Burg, ſoweit er ſie gebaut, iſt ein Saal. Er hat den Grund zum zweiten Thurm an der Stephanskirche zu Wien gelegt, und unter den ungünſtigſten Umſtänden den Bau viel weiter gebracht, als ſeine Nachfolger in hundert Jahren. Solche Bauführungen, und die Stiftung eines Ritterordens zeigen von grandioſen Ideen, die kein Schwächling hat. Er hat die Kaiſerkrone nicht angeſucht; man hat ſie ihm angeboten, und er hat ſich beſonnen, ob er ſie annehmen will. Sein Sohn Marimilian I. war kein Heuchler; er würde nicht eine für jene Zeiten ſehr große Summe aufgewendet haben, um das Andenken eines Schwächlings zu verewigen.

Um die Regierung Friedrichs IV. mit Billigkeit zu beurtheilen, darf man nicht vergeſſen, daß unter dem heilloſen Einfluß der Cillyer und des Eytzinger

Oesterreich beinahe ganz verwildert war, daß Friedrich es bei schwacher Macht mit dem arglistigen Podiebrad, mit dem gewaltigen leidenschaftlichen Corvin, und an Albrecht mit einem Bruder zu thun hatte, der ihm mehr geschadet, als alle Feinde; daß aller Gemeinsinn unter den Deutschen schon ganz erstorben, selbst von dem Feuereifer seines glorreichen Sohnes nicht mehr zu erwecken war; daß unter solchen Umständen alle seine Bemühungen gegen die damals erst für Deutschland fürchterlich gewordenen Türken vergeblich sein mußten. Man wirft ihm vor, daß er Geld gesammelt; warum erkennt man nicht, daß er es edel verwendet hat? Der ehrliche Mann, der milde Regent zeigt sich in jeder seiner Handlungen. Liebenswürdige Treuherzigkeit spricht aus verschiedenen seiner Aeußerungen.

Nach dem Tod des Mathias Corvinus zum Beispiel sagte er: »So habe ich denn zwar keinen meiner Feinde überwunden, jedoch alle überlebt.« Einigen Wienerbürgern, die ihn in Linz besuchten, und ihm berichteten, daß selbst seine ehemaligen Feinde ihn sehnlich zurück wünschen, weil Mathias mit allen gleich sehr hart verfahre, antwortete er: »So ist es auch den Fröschen gegangen, sie haben den guten Stock nicht wollen, und haben dafür den Storch zum König bekommen.« Als er erfuhr, daß Aeneas Sylvius seine Lebensgeschichte verfasse, schrieb er ihm: »Setzet doch treulich alle meine Fehler hinein, damit sie, soviel sie mir und meinen Landen geschadet, doch der Nachwelt nützen mögen.« Sein

Wahlspruch waren die fünf Selbstlauter A, E, I, O, U, sie befinden sich auf Allem, was einst sein war; er hat nie geäußert, was sie bedeuten sollen.

Maximilian I.

Ihm folgte als Kaiser sein einziger Sohn Maximilian I., der schon sechs Jahre früher zum römischen König erwählt wurde. Auch war es Maximilian, den gleich nach Mathias Tod die Wiener herbeiriefen. Er kam; Zapolya warf eine Besatzung von 400 Mann in die Burg, und zog sich nach Ebenfurt. Max wurde am rothen Thurm von dem Bürgermeister und dem gesammten Rath, von der Clerisei, der Universität, und einer zahllosen Menge freudenvoll empfangen, und zum Tedeum nach St. Stephan begleitet. Sogleich griff er die Burg an; am andern Tag leisteten ihm auf einem am Hohenmarkt errichteten Gerüste der Rath und die Gemeinde den Eid der Treue; während das Geschütz gegen die ungrische Besatzung in der Burg donnerte. Neun Tage wehrte sich diese tapfer, und schlug wiederholte Stürme ab, bei deren letzteren Max selbst verwundet wurde. Zapolya, da er Ungarn in Parteien getrennt wußte, zog sich zurück; die Besatzung der Wienerburg, welche keinen Entsatz zu hoffen hatte, begehrte und erhielt freien Abzug.

Maximilian, der durch Erbverträge, und durch den Vertrag mit Mathias vom 19. Juli 1463 Anspruch auf die ungrische Krone hatte, rückte den Un-

garn nach; das westliche Land von der Donau bis zum Plattensee fiel in seine Hand, und selbst in Ofen und Stuhlweißenburg fing man an zu flüchten. Da entstand ein schändlicher Streit zwischen seinem Kriegsvolk über die Theilung der Beute, der ihn zwang am 7. November 1491 Frieden zu schließen. In diesem Frieden wurde ihm der Titel eines Königs von Ungarn zugestanden; wenn Wladislav, der neu erwählte König ohne männliche Erben sterben sollte, die Nachfolge zugesichert; und alle Eroberungen des Mathias sogleich zurück gegeben. Wogegen Max auch seine ungrischen Eroberungen abtrat.

Das Leichenbegängniß seines Vaters hielt er höchst prächtig, und verwendete auf dessen Grabmahl bei St. Stephan 60,000 Ducaten. Am 16. März 1494 feierte er, der schon 12 Jahre Witwer von der geliebten burgundischen Maria und 38 Jahr alt war, seine zweite Vermählung mit der schönen und strengen Blanka von Mailand zu Wien.

Seine außerordentliche Thätigkeit ließ ihn an keinem Orte lange verweilen; insbesondere scheint der Eindruck der, in seiner Kindheit mit der geliebten Mutter Eleonore in der hiesigen Burg ausgestandenen Belagerung nie ganz aus seiner Seele gewichen, und die Ursache zu sein, warum er nur äußerst selten, und nur auf wenige Wochen nach Wien kam.

Doch hatte er für das Regiment in seiner Abwesenheit gesorgt. Die Regierung, bestehend aus einem Obristhauptmann, einem Statthalter und 10 Räthen, besorgte die Militär- und politischen Geschäf-

te, und hatte die ersten 14 Jahre ihren Sitz in Linz, weil Wien, das durch seine Erlittenheiten in den 55 Jahren seit Albrechts II. Tod sich selbst nicht mehr gleich sah, und Mangel an öffentlichen Gebäuden hatte. Mit dem Jahr 1509 kann jedoch die Regierung nach Wien. Die Hofkammer, welche die Staatseinkünfte verwaltete, wurde gleich in Wien errichtet, ein Kammer- und Hofgericht für die Justiz mit 12 Räthen in Neustadt. Auch dieses kam nach Wien, und ward mit der Regierung vereinigt. Ueber diese Stellen ward ein Hofrath, (in der Folge Staatsrath genannt) aus 18 Räthen bestehend, gesetzt. Von den 18 Räthen waren 5 aus dem Adel- und Doctoren-Stand, 5 Oesterreicher, 2 aus jeder andern Provinz. Dieser Hofrath führte die Controlle aller übrigen Behörden, besorgte auch die Geschäfte des Kaisers im deutschen Reiche, und berichtete unmittelbar an ihn.

Maximilian vereinigte wieder alle Erbländer des Hauses Habsburg, nachdem ihm Erzherzog Sigmund Tirol und Vorderösterreich noch bei Lebzeiten abgetreten hat. Zugleich besaß er das große burgundische Reich, das seine Gegenwart oft erforderte. Er führte durch vierzig Jahre beinahe ununterbrochen Krieg. Endlich war er nach Karl dem Großen der thätigste Kaiser, um Ruhe, Ordnung, Wohlstand uud Macht im deutschen Reiche zu begründen. Nur ein so ganz außerordentlicher Mann konnte für alle diese Dinge Zeit finden. Doch ward aus Deutschland nicht, was er wünschte; er war in manchem Kriege

unglücklich; viele seiner großen Plane mußten aufgegeben werden; insbesondere vermochte er nicht, so sehr es ihm am Herzen lag, die Türken zurückzudrängen. Daran war Schuld, daß er den uneinigen, selbstsüchtigen Deutschen seinen Geist nicht einhauchen konnte; daß er trotz aller seiner persönlichen Tapferkeit und seiner trefflichen Kriegsmacht allein nicht ausreichte, wenn der Krieg in Folge beschworner Bündnisse unternommen wurde, und die Verbündeten ihn plötzlich verließen; daß er, der Treuherzige, überall getäuscht und hintergangen wurde; daß das herrliche Ungarn in voller Verwirrung sich befand.

Zwei Brüder stritten um die Herrschaft des türkischen Reiches. Da der altgewordene König Wladislav, unthätig, diesen für Ungarn günstigen Umstand nicht benutzte, erwirkte sich der Cardinal Primas von Rom eine Bulle, den Kreuzzug gegen die Türken zu predigen. Er predigte so eifrig und eindringlich in vielen Kirchen, daß eine sehr große Menge Menschen sich in Pesth versammelte, bereit gegen die Türken zu ziehen. Der Cardinal gab ihnen Georg Dosa zum Anführer, groß von Leibesgestalt, berühmt von seinem Muthe. Dosa führte seine Kreuzfahrer, Kurutzen genannt, jedoch nicht gegen die Türken, sondern er fand es bequemer und einträglicher, die Schlösser des Adels zu plündern. Das vermehrte den Zulauf zu seinen Schaaren; es entstand eine Art Bauernkrieg, der, wie alle dergleichen Kriege, mit Erbitterung und Grausamkeit geführt wur-

de. Was von Geistlichkeit und Adel den Kurutzen in die Hände fiel, endigte sein Leben unter Martern. Dosa ließ sich zum König ausrufen; Schrecken verbreitete sich über ganz Ungarn, und noch nach mehr als 300 Jahren ist der Namen Kurutzen nicht dem Gedächtniß des Volkes entschwunden. Johann Zapolya endlich, ein Sohn des gewesenen Statthalters von Wien Stephan Zapolya, eilte mit einem gerüsteten Heere aus Siebenbürgen herbei, schlug und erschlug oder zerstreute die Kurutzen, bekam den Dosa und neun der vorzüglichsten Empörer gefangen. Ein schreckliches barbarisches Gericht ließ er über sie ergehen. Dosa wurde auf einen glühenden eisernen Thron gekettet, eine glühende eiserne Krone ihm auf das Haupt gesetzt; die gefangenen neun vorzüglichen Empörer mußten viele Tage hungern, dann warf man ihnen das halbgebratne Fleisch ihres Anführers vor. Die Nation jubelte ihrem Befreier auf jedem Schritte entgegen; der ehrgeizige Jüngling ward übermüthig, und ging darauf aus, sich zum König von Ungarn und Böhmen zu machen. Wladislav fürchtete Gewaltthat an seinen Kindern; einverständlich mit seinem Bruder Sigmund glaubte er, sich durch ein Bündniß mit Maximilian sicher zu stellen. Er machte den Antrag zu einem Congreß in Ofen. Der Kaiser schickte den berühmten Cuspinianus (eigentlich Spießhammer), welcher, wie sein Grabmal bei St. Stephan neben der Kreuzcapelle sagt, Minister, Arzt, Geschichtschreiber, Dichter und Musiker war, als seinen Gesandten dahin. Am 10.

Mai 1515 waren die Abgesandten der drei Monarchen übereinkommen; der Hauptpunct des Vertrages war eine Doppelheirath zwischen den Kindern Wladislavs und den Enkeln des Kaisers. Maximilian hatte seinen einzigen Sohn Philipp, am 21. October 1496 mit Johanna, Tochter Ferdinands von Arragonien und Isabellens von Castilien, vermählt, welche nach ihrer Aeltern Tod die ganze spanische Monarchie erbte. Philipp jedoch starb am 25. September, 1506 noch vor seinen Schwiegerältern, und ehe er das 28. Jahr erreicht hatte. Er, der Sohn der burgundischen Maria, war von solcher Schönheit und Liebenswürdigkeit, daß Johanna über seinen Tod den Verstand verlor, und seinen Leichnam im wohlverschlossenen Sarg zeitlebens, selbst auf Reisen, nicht von ihrer Seite ließ; immer erwartend, er werde, er müsse noch wieder auferstehen zum irdischen Leben. Dieser Zustand der Tochter erzeugte in dem Herzen ihrer Aeltern eine entschiedene Abneigung gegen die unschuldigen Kinder Philipps; desto sorgfältiger behielt Maximilian seine Enkeln im Auge.

Zur Zeit des Vertrages von 1515, wovon hier die Rede ist, waren drei Töchter Philipps schon an die Könige von Frankreich, von Schweden und von Portugall vermählt; seine Söhne Carl, 15 Jahr alt, Ferdinand, 12 Jahr, und eine Tochter Maria, 8 Jahr, waren noch unvermählt. Es wurde beschlossen, daß einer dieser Prinzen mit Wladislavs Tochter Anna, 12 Jahr alt, und desselben Sohn Ludwig, 9 Jahr, mit Philipps Tochter Maria ver-

mählt werden, und, wenn Ludwig unbeerbt stürbe, Anna und ihrem Gemahl die Nachfolge in den Königreichen Ungarn und Böhmen bleiben sollte. Ein höchst wichtiger Vertrag, durch welchen Ungarn und Böhmen bleibend an das Haus Habsburg gelangten.

Das Ceremoniel der Vermählung ist merkwürdig genug. Maximilian, durch Geschäfte des deutschen Reiches aufgehalten, konnte erst am 10. Juli nach Wien kommen; am 15. erhob er sich gleichsam beiden Königen, die schon Ende Juni in Preßburg zusammen gekommen waren, entgegen nach Hacking, und übernachtete dort. An demselben Tag kam Sigmund nach Heinburg und Wladislav nach Bruck an der Leitha, wo sie die Nacht zubrachten. Ein überaus hoher Baum auf der Ebene bei Trautmannsdorf war der verabredete Punct der Zusammenkunft für den folgenden Tag. Zuerst kam der alte Wladislav in einer Sänfte getragen; mit ihm seine zwölfjährige Tochter, Prinzessin Anna in einem prächtig verzierten, mit 4 Schimmeln bespannten Staatswagen; die Großen aus Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien und viel tapferes Volk auf trefflichen Pferden. Dann kam der Pohlenkönig ganz in Scharlach gekleidet, ein stattlicher Herr von 48 Jahren, neben ihm auf einem, mit Gold, Perlen und Edelgestein reich geschmückten Schimmel sein Neffe Ludwig, der neunjährige Kronprinz von Ungarn und Böhmen; seine Reichsräthe, Bischöfe, Woiwoden, Palatine, meist himmelblau

gekleidet; dann zu Roß und zu Fuß pohlnisches, tatarisches und moskowitisches Volk. Unter freudiger Kriegsmusik hatten diese fremden Völker die Ebene von zwei Seiten umgeben, als von dem Waldhügel herab der Kaiser kam; umgeben von den Gesandten von Spanien und England, von den Herzogen aus Bayern, Würtemberg und Mecklenburg, von vielen Fürsten, Grafen und Herren aus dem Reich und einem zahlreichen Adel aus allen österreichischen Landen. An 5000 Pferde, Alles in blanker Rüstung, welche vor dem dunkeln Waldschatten, der Morgensonne gegenüber blendenden Glanz verbreitete. Herrlich und furchtbar war der Zug anzuschauen; also zwar, daß einige Mißtrauen und den Zweifel äußerten, ob das nicht auf einen Ueberfall abgesehen, und besser wäre zu fliehen. Da sprach der König von Pohlen: »Wer Arges fürchtet, mag umkehren und heimziehen, ich traue dem stets redlichen Max, sonst wäre ich so weit nicht hergekommen.« Der Kaiser war nun bei dem Baume abgestiegen, und indem er mit seiner hellen Stimme die biblischen Worte im Latein rief: »Dieß ist der Tag, den Gott gegeben; lasset uns fröhlich und freudig sein!« bot er den Königen und den Kindern die Hand. Die Fürsten umarmten einander, Jubelruf verbreitete sich durch die Völker. Freundliches Gespräch unter dem Baum, dann eine Jagd, ein kurzes Mahl im Walde beschlossen diesen Tag. Der Kaiser begab sich nach Laxenburg ins Nachtlager; **Wladislav** mit den Kindern nach Trautmanns-

dorf; Sigmund nach Enzersdorf. Am frühesten Morgen des 17. brach der Kaiser auf, um die Könige an der Schwechat zu erwarten.

Außer kleinen Kindern, Greisen und Kranken blieb Niemand in Wien; wie ein fernes Meer wogte und brauste es von St. Marx und von Erdberg heraus. Ueber 1500 der reichsten Bürger und Bürgerssöhne in Scharlach zu Pferd, vor ihnen sechs mit ritterlicher Würde geschmückte Rathsherrn in silbernem Harnisch, bewillkommten die Fürsten im Namen der Stadt Wien mit Gruß und Geschenken im freien Feld. Hinter ihnen zogen 600, auf Kosten der Stadt im Reich geworbene Lanzenknechte mit Spießen und langen Handröhren, alle gleich und schön gekleidet. An der steinernen Brücke vor dem Stubenthor stand Bürgermeister und Rath, die Clerisei, die Universität, die Schulknaben, jeder der letzeren mit einem Fähnlein, worauf die Wappenschilder Ungarns, Pohlens und Oesterreichs gemahlt waren; die Zünfte und Handwerker, über 60 an der Zahl, jede mit ihrer Fahne. Den Einzug in die Stadt eröffnete die fremde Reiterei mit Feldmusik, so verschieden als ihre Sprachen; darauf die Edelleute, dann 200 Trompeter und Paucker; hinter ihnen ritten Sigmund und Ludwig, Max und Wladislav wurden in Sänften getragen; der erste Adel ihrer Reiche schritt neben ihnen zu Fuß. Darauf kam der goldne Wagen der Prinzessin Anna und die Kutschen ihrer Hofdamen; 400 deutsche Reiter, wohl gerüstet und prächtig geschmückt schlossen den Zug, hinter

welchem Reiter, Kutschen und Menschen die ganze Breite der Wollzeil ausfüllten. Der Kaiser mit dem ungrischen Hof zogen in die Burg, der König von Pohlen bewohnte das Haus des Mathias Corvinus. Mehrere Tage vergingen mit der Besichtigung der Stadt, der nahen Lustschlösser, und mancherlei Kurzweil in der Burg und auf allen Straßen und Plätzen. Der 22. Juli 1515 war der Tag der feierlichen Vermählung.

Der Zug erhob sich um 9 Uhr aus der Burg nach St. Stephan; der Kaiser befand sich besonders wohl, und ritt zwischen Sigmund und Ludwig; jede der beiden Prinzessinnen hatte einen besondern, von Gold strotzenden, Wagen, in welchem sie von allen Seiten gesehen werden konnten, und ein Gefolge von Hofdamen. Die Kirche war auf das prächtigste verziert; die Monarchen mit dem Kronprinzen in Goldstoff nahmen rechts im Presbyterio Platz; die Bräute in der Mitte; links der Nuncius, der Cardinal Primas von Ungarn, der Cardinal von Gurk, 14 Bischöfe und viele Prälaten. Nach der Messe kleidete sich Max am Grabmahl seines Vaters in seinen auf eine Million Gulden geschätzten, von den Fuggern gelieferten, Kaiserornat; und wurde im Namen eines seiner Enkel von dem Primas von Ungarn mit Anna, dann der Kronprinz Ludwig mit Maria getraut. Der König von Spanien konnte gegen diese Vermählung nichts einwenden, entließ jedoch die Prinzen, die auch seine Enkeln waren, nicht nach Deutschland. Die Prinzessin Anna gab ihrem kaiser-

lichen Bräutigam einen kunstreichen Blumenstrauß, er setzte ihr eine goldene Krone auf das Haupt, und nannte sie eine Königinn. Von dem Kaiser, den Königen und dem Kronprinzen wurden über 200 Jünglinge des ersten Adels zu Rittern geschlagen. Nach der Tafel war auf dem neuen Markt, der in einen Wald verwandelt schien, Turnier und Ritterspiel; alle Fenster, alle Dächer waren mit Zuschauern besetzt.

Abends feierte der Kaiser die Vermählung seines würdigen Lieblings **Sigmund von Dietrichstein** mit der schönen Barbara, Tochter des Landmarschalls Georg von Rottal. Er und Wladislav führten die Braut zum Altar; zwischen ihnen saß sie an der Tafel; auf welcher 300 Speisen standen; wo nebst den Königen und ihren Kindern die Königinn von Dänemark, die Herzoge aus Baiern, Braunschweig und Mecklenburg, ein Markgraf von Brandenburg, zwei Cardinäle, 16 Fürsten, 13 Bischöfe, viele Grafen, Herrn und Ritterleute zugegen waren, und ein Füllhorn von Gold, Silber und Edelsteinen ausgegossen schien. Auf dem Schlosse zu Nikolsburg, welches der Sohn dieser Ehe, der ebenfalls hochverdiente **Adam von Dietrichstein** von dem verschwenderischen Christoph von Lichtenstein kaufte, befinden sich zwei Gemählde von jener Tafel und den Tags darauf gehaltenen Ritterspielen.

Maximilian begleitete die Könige bis Neustadt, Prinzessinn Anna blieb zu Wien, bis nach des Kaisers Tod die Empörung ausbrach, wo sie nach Linz flüchtete.

Wladislav überlebte diesen Tag nur sieben Monate; sein Sohn folgte ihm als Ludwig II. Auch Maximilian starb drei Jahre darauf am 12. Jänner 1519 auf der Reise zu Wels, und liegt unterm Hochaltar der Burgcapelle zu Neustadt begraben; neben ihm Sigmund von Dietrichstein.

Die Regierung Maximilians wird als der Uebergang aus der Zeit des Mittelalters in die neue betrachtet. Was kurz vor derselben sich begeben, was Maximilian selbst bewirkt, ist von großen Folgen bis auf den heutigen Tag; zum Theil für ganz Europa, großentheils für ganz Deutschland, also nothwendig auch für Wien; und darf nicht ganz übergangen werden.

Wir überlassen die Feuersbrünste und Ueberschwemmungen, die Seuchen und theuren Jahre der Chronik, und bemerken nur im Vorübergehen die ungeheure Fruchtbarkeit des Weinstockes im Jahre 1499; alle Fässer und Bindergeschirre wurden zu wenig; man verfertigte Weinstuben aus zusammengefügten Pfosten; durch das ganze folgende Jahr kostete die Maß Landwein einen Pfenning; Vielen aber das Leben.

Die Buchdruckerkunst, zwar 50 Jahr früher erfunden, bereicherte anfangs ihre Erfinder und die ersten Buchdrucker dadurch, daß sie nirgends Anfangsbuchstaben druckten, sondern diese hinein mahlen ließen, und so die gedruckten Bücher als Manuscripte verkauften. So kam auch Faust zu dem Ruf, sich der Hölle verschrieben zu haben. Unter Maximilian

jedoch erfüllte die edle Kunst schon ihren Beruf, Kenntnisse unter alle Menschen zu verbreiten. Vor 1482 ist kein Buch in Wien gedruckt; bei Maximilians Tod bestanden hier fünf Buchdrucker.

Amerika war entdeckt, Gold, Silber und Edelsteine strömten aus dieser neuen Welt nach Europa herüber; dem es wohl besser gewesen wäre, wenn die Kartoffeln allein herüber gekommen wären.

Man hat lange geglaubt, daß die verderbende Krankheit der neuen Zeit auch mitgekommen sei; jetzt ist es wahrscheinlicher, daß dieses Gift durch den portugiesischen Handel aus Afrika nach Italien, und von da, kurz vor Maximilian nach Deutschland, zuerst nach Wien, gebracht worden ist.

Die Mauren, welche durch 800 Jahr den größten Theil Spaniens besaßen, wurden aus ihrem letzten Sitz, Granada, und damit für immer aus Europa vertrieben.

In Deutschland machte dieser kraftvolle Kaiser durch Verkündigung des allgemeinen Landfriedens, den er mit Strenge aufrecht erhielt, dem schändlichen und verderblichen Faustrecht ein Ende. Er hob die Vehmgerichte auf; führte das Reichskammergericht, den Reichshofrath und die Posten ein; theilte das Reich in 10 Kreise; gab der erste die Verordnung, daß kein Arzt geduldet werden soll, der nicht Mitglied einer Universität ist; und ließ sich angelegen sein, die Begräbnißplätze aus den Städten auf freie äußere Plätze zu verlegen. Auch die ersten Zeitungen erschienen damals; nicht regelmä-

ßig, sondern nur von Zeit zu Zeit bei merkwürdigen Begebenheiten.

Durch die Entdeckung von Amerika, und von dem Wege um das Vorgebirg der guten Hoffnung steigerte der plötzliche Zufluß von Gold und Silber die Preise aller Dinge; man hatte sie bis dahin zu Wien im täglichen Verkehr nach Pfenningen ausgesprochen, nun fing man an nach Kreuzern zu rechnen.

Diese Entdeckungen gaben aber auch dem Seehandel eine ganz andere Gestalt; er war in den Händen der italienischen Republiken gewesen, jetzt hatten ihn Portugall, Spanien und die Niederlanden. So wie die Wiener Kaufleute, als sie den directen Handel mit Constantinopel verloren, sich sogleich an Venedig anschlossen, so betrieben sie nun desto eifriger den alten Handelsweg über Breßlau nach Kiow und Nowogrod, und Maximilian schloß zu dessen Schutz und Beförderung ein Bündniß und einen Handelsvertrag mit dem großen Zar Iwan Wassiliewitsch.

Was das damals schon in uneinige Trümmer zersplitterte Deutschland einst Großes gewesen, das sollte am Schlusse der alten Zeit noch einmal in einem Bilde auferstehen, und dieses Bild war Maximilian. Er war tapfer bis zur äußersten Kühnheit; nicht nur verstieg er sich als Jüngling ganz allein auf der Martinswand, gab schon sein Leben auf, und wurde nur wunderbar gerettet; dergleichen Gefahren bestand er öfters. Niemand wollte es mehr

wagen, eine lang geladene ungeheure Kanone abzufeuern, er feuerte sie ab. Sie zersprang, und verletzte ihn. Das schreckte ihn nicht ab; wozu keiner Muth hatte, dazu hatte er ihn. Wilden Steinböcken stellte er sich auf schmalem Felsenrand entgegen, und bemeisterte sie; mit reißenden Thieren kämpfte er glücklich. In Turnieren war er meistens Sieger, in Zweikämpfen immer. In 14 Feldschlachten ward er verwundet.

So tapfer er war, so fromm war er auch, daher immer heiteren Sinnes. Es kränkte ihn zu sehen, daß in gleichem Verhältniß Ueppigkeit bei dem hohen Clerus gestiegen war, Zucht in den Klöstern abgenommen hatte; es war nur Feuereifer für die dadurch verletzte Würde der Religion, und sein immer nur das Ziel scharf ins Auge fassender, den Weg und die Mittel wenig beachtender Geist, was ihn zu dem Wunsch und Bestreben anspornte, Papst zu werden.

Ungeachtet seines etwas abenteuerlichen Geistes war er ein großer Staatsmann. Er erkannte schnell, was vor Allem Noth that. In dem seit Albrecht II. verwilderten Oesterreich führte er Ordnung ein, in welcher die Würde und Consequenz österreichischer Geschäftsführung noch heute ihren Ursprung erkennt. In Deutschland herrschten Faustrecht und innerer Krieg, kein Richter war mehr als die entartete Vehme, er traf Einrichtungen, die erst nach 300 Jahren mit dem Reiche selbst untergingen. Er wollte mehr thun. Oefters, und noch wenige Monate vor

seinem Tode auf dem Reichstag zu Augsburg predigte er mit der ihm eigenen Gluth der Begeisterung den Reichsfürsten Einigkeit, stellte ihnen die Nothwendigkeit vor, mit vereinter Macht den Türken entgegen zu gehen. Leider vergeblich! Oft ward er von seinen Verbündeten verlassen, selbst verrathen, immer fand sein Geist Mittel, durch neue, unerwartete Bündnisse sich fest zu stellen. Kein Dorf hat er trotz allen seinen Feinden verloren. In den letzten Jahren seines Vaters, als Mathias Corvinus in Wien residirte, stand es in dessen Willkür, sich zum Herrn aller Habsburgischen Besitzungen zu machen. Maximilian vereinigte sie alle unter sein Zepter, erwarb durch seine Ritterlichkeit das große Burgundische Reich mit der schönsten Frau, hatte seinem ältern Enkel den Thron von Spanien gesichert, und durfte nicht zweifeln, daß die Kronen von Ungarn und Böhmen dem jüngern zu Theil werden, da Wladislavs Sohn ein Schwächling war, der kein langes Leben versprach. Maximilian war es, der das Haus Habsburg zum mächtigsten in Europa machte.

Neben aller seiner Thätigkeit für Religion und Staat und Krieg und Jagd war er ein so eifriger Freund von Künsten und Wissenschaften, als ob er sich niemals mit etwas Anderem beschäftiget hätte. Er stiftete eine gelehrte Gesellschaft, gründete die Hofbibliothek zu Wien und das Hausarchiv. Gelehrsamkeit und Kunst schlossen unter ihm die schönsten Blüthen auf, er selbst war Gelehrter und Künst-

ler. Die Hofbibliothek verwahrt 24 Manuscripte von ihm, nebst vielen Handzeichnungen und Memorienbüchern, worin neben wichtigen Staatsplanen oft kleine Handgriffe und Vortheile im Kriegs- und Jagdwesen, und jedes Bruchstück von alten Geschichten und Heldenliedern sich befinden. Seine eigenhändigen Titeln der 24 Manuscripte sind: 1. Grab, 2. Ehrenporten, 3. Triumphwagen, 4. Der Stamm, 5. Stammchronik, 6. die Heiligen, 7. Weißkhunig, (seine Geschichte als Regent) 8. Theuerdank, (seine Abenteuer) 9. Der Freudal (seine Turniere und großen Feste) 10. Artalrei, (Artillerie) 11. Baumeisterei, 12. u. 13. Gartnerei und die sieben Lustgezirk, 14. Jägerei, 15. Valknerei, 16. Fischerei, 17. Wapenbuech, 18. Stallbuech, 19. Platnerei, (Harnischmacherei) 20. u. 21. Kücherei und Kellnerei, 22. St. Jörgenorden, 23. Moralität, 24. Andacht.

Es zeigen diese Manuscripte, wie er Jägerei, Falknerei, Fischerei aus dem Grunde verstand. In allen Waffenübungen der alten Zeit, mit Harnisch und Lanze zu Pferd, mit Armbrust und Schwert zu Fuß war er unübertroffen. Mit seinem Freunde Georg von Freundsberg führte er die Picqueniere und Lanzenknechte ein, gab damit der Kriegskunst eine neue Gestalt, und gründete die Uebermacht der Infanterie. Er war ohne Zweifel der wackerste Artillerist seiner Zeit, und da er bei seinen Kriegen in den Niederlanden und in Italien der Schiffe bedurfte, lernte er auch den Matrosendienst.

Kaum begreift man, wie Maximilian, der große Freund von Jagden und Abenteuern, alles dieses lernen, üben, und leisten konnte. Noch seltsamer klingt es zu hören, daß man ihn im Knabenalter für blödsinnig hielt, und sich nichts von ihm versprach. Es besteht ein Kupferstich, der ihn als Knaben darstellt; es ist nicht das kraftvolle Gesicht des Vaters in der Burg zu Gratz. Er hatte wahrscheinlich die Züge der Mutter; sie sind angenehm, und mehr schwärmerisch als geistreich. Jedoch in mehreren gleichzeitigen Porträten Maximilians im hohen Mannsalter, besonders in dem mit dem Granatapfel in der Hand, sind diese Züge noch erkennbar, nur geistreich und kraftvoll entwickelt durch Anstrengungen aller Art vom Jünglingsalter bis zum Tode.

Und dieser Mann, der gleichsam die alte und die neue Zeit in beiden Händen hielt, war dabei redlich und treuherzig wie der alte Friedrich. Durch den Trotz eines jungen Edelmanns, der sich empörte, war er so erbittert, daß er schwor: »Kriege ich ihn gefangen, und es wagt Jemand eine Fürbitte für ihn, der soll, wer es auch sei, bei meiner höchsten Ehre eine Maulschelle zum Bescheid haben. Der Trotzige wurde bezwungen, lebendig gefangen, und es sollte ihm sogleich das Haupt abgeschlagen werden. Da erbarmte dem Herzog von Braunschweig des Jünglings schöne Heldengestalt, und er wagte, für sein Leben zu bitten. Der Kaiser, der viel auf den Herzog hielt, sah ihn freundlich an: »Wort muß ich halten,« sagte er, indem er ihm einen Backen-

streich gab, »aber sein Leben ist dir geschenkt.« Er behandelte seine nächste Umgebung, seine Räthe und Hauptleute nicht wie Untergebene und Diener, sondern wie Brüder und Söhne. Einem Gelehrten seines Hofstaates, der mit des Kaisers Lebensbeschreibung beschäftiget war, schrieb er ins Manuscript: »Laß das, bis ich todt bin.« Als er in der zweiten Woche des Jänners 1519 zu Wels den nahen Tod fühlte, sagte er den Gegenwärtigen: »Warum weint ihr? Was ist es denn Großes, daß ein Mensch stirbt?«

Ferdinand I.

Das Testament Maximilians verordnete für jede Provinz eine Regentschaft bis zur Ankunft seines älteren Enkels Carl, überall unterwarf man sich derselben, nur in Oesterreich reizten einige unruhige Köpfe zur Widersetzlichkeit. An ihrer Spitze stand Hanns von Puchheim, den es kränkte, daß nicht er, sondern Rottal Landshauptmann und Präsident der Regentschaft geworden; ferners Michael Eyzinger, ein Enkel desjenigen, der schon unter Albrecht, Ladislav und Friedrich viel Unheil gestiftet, und Martin Capin aus Hermannstadt, ein sehr gelehrter Doctor der Rechte, insgemein Doctor Siebenbirger genannt. Carl, in den Niederlanden erzogen, war 19 Jahr alt, Ferdinand, in Spanien erzogen, 16 Jahr; von diesen Umständen nahmen die Ruhestörer Veranlassung, sich eine Partei zu gewinnen. Erst leise unter ihren Freunden, dann

immer lauter sagten sie: »Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist! Die armen jungen Herren werden wohl schwerlich je hieher kommen, da ihr mütterlicher Großvater, der König von Spanien, sie haßt, und ihnen zu Trotz eine junge Frau genommen, der Vater längst gestorben, die Mutter wahnsinnig geworden ist. Und wenn sie auch kommen, so werden wir wieder Bruderzwist wie zwischen Ernst und Leopold, zwischen Friedrich und Albrecht mit allen seinen schrecklichen Folgen erleben. Fremdlingsherrschaft thut überhaupt niemals gut. Die Kaiserkrone wird ohne Zweifel der König von England oder der von Frankreich erhalten, und Wien wieder freie Reichsstadt sein.«

Mit solchen und ähnlichen Reden verwirrten sie die schwachen Köpfe, und entzündeten die unruhigen. Bald hatten sie großen Anhang auf dem Lande und in der Stadt, sowohl unter dem gemeinen Volk als unter den Handwerkern; der Rath, die reicheren Bürger mußten schweigen. Sie führten eine eigene Landesverwaltung ein, die vom Kaiser eingesetzte Regentschaft mußte nach Neustadt entfliehen.

Jetzt forderte die eingedrungene Landesregierung den Eid der Treue, plünderte die Schatzkammer, zog die Regalien an sich, bemächtigte sich aller Kriegsvorräthe, schlug Münzen, benahm sich blutdürstig und räuberisch gegen die Freunde der alten Ordnung, verschwenderisch und nachsichtsvoll gegen ihren eigenen verbrecherischen Anhang. So trieben sie es in das dritte Jahr; es half nichts, daß Carl schon am

28. Juni 1519 zum Kaiser erwählt worden, und sie wiederholt ermahnte, zur Ordnung zurückzukehren, daß der König von Spanien kinderlos starb, und Carl Spanien, Neapel und Sicilien, Indien, die Niederlande und Burgund erbte; daß er durch feierliche Verträge seinem Bruder **Ferdinand** Oesterreich, Steyer, Kärnthen, Krain, das Küstenland, die Vorlande, Elsaß überließ, und ihn mit den heimgefallenen Reichslehen des Herzogthums Würtemberg belehnte. Die Empörer befanden sich zu wohl beim Mißbrauch ihrer Macht, um die Stimme der Vernunft, und die neuerlich erfolgte Warnung ihres rechtmäßigen Landesfürsten zu hören.

Am 27. Mai 1522 kam endlich der nun neunzehnjährige Infant von Spanien und Erzherzog von Oesterreich **Ferdinand** nach Linz, und vollzog mit großer Pracht das Beilager mit des verstorbenen Königs **Wladislav** von Ungarn und Böhmen Tochter Anna, welche ihm schon durch seinen Großvater vermählt war.

Er war ein schöner und edler aber rascher Jüngling; in Vielem seinem Ahnherrn Maximilian ähnlich, besonders in der rastlosen Thätigkeit; der deutschen, spanischen, flammändischen und französischen Sprache ganz mächtig, der lateinischen und italienischen nicht unkundig; im Anhören höchst geduldig, in Geschäften wohlerfahren und arbeitsam; prachtliebend, offenherzig, aber heftig und nicht sehr nachsichtig.

Er begab sich, ohne Wien zu berühren, nach Neustadt, und beschied beide Regentschaften nebst

dem Rath von Wien vor sich um sie gegen einander zu hören. Am 8. Juli hielt er auf dem Platz zu Neustadt öffentliches Gericht; er saß auf einer erhöhten purpurbedeckten Bühne, unter dem Baldachin, im goldnen Armstuhl, das Schwert der Gerechtigkeit vor sich; neben ihm der Oberstkanzler Bonomo, Bischof zu Triest, der Propst von Preßburg, einige Spanier und Burgunder, und die geheimen Räthe mehrerer Reichsfürsten, die er mit sich gebracht, um jeden Schein von Befangenheit zu vermeiden. Zuerst sprachen die verordneten Regenten durch den Kanzler Schneidbeck, dann die eingedrungenen durch den Wiener Stadtschreiber Dr. Gamp.

Nach mehreren Audienzen, und nach Untersuchung dre Acten wurde mit gleicher Oeffentlichkeit das Urtheil verlesen. Buchheim, Eyzinger, und Dr. Siebenbirger, dann der aufgeworfene Bürgermeister Hanns Rinner, ein Gärber, und fünf andere Bürger wurden zum Tod durch Henkersschwert, der Stadtschreiber zur Landesverweisung auf drei Jahre verdammt. 200 andere, schwerbeschuldigte Bürger und das verführte Volk wurden begnadigt. Nachdem das Urtheil verlesen war, blieb Ferdinand eine Weile sitzen in der Erwartung, daß sie um Gnade bitten werden; sie schwiegen verstockt; da stand er rasch auf, und entfernte sich mit seinen Räthen. Am 9. August wurde auf der Stelle des Neustädter Platzes, die noch an einer Rundung von Pflastersteinen kenntlich ist, das Urtheil vollzogen.

Kaiser Maximilian sagte einst im Scherz und

Ernst: »Andere Monarchen herrschen über Unterthanen, welche thun was ihnen befohlen wird; ich aber bin ein wahrer Kaiser, ich herrsche über Könige, denn meine Reichsfürsten thun nur, was ihnen gefällt.« Wirklich war das Band der Unterwerfung unter dem Kaiser bereits so gut wie aufgelöst, und dadurch Deutschland von seiner Macht und Bedeutung herabgesunken; das große Beispiel zog noch Auflösungen anderer Bande nach sich, die Ferdinands Thätigkeit dringend in Anspruch nahmen.

Es ist kein Wunder, daß ein junger, in Spanien erzogener, Prinz sich Luthers Reformation eifrig entgegen setzte; das aber ist zu verwundern, daß die ersten, welche vor das 1523 aufgestellte Glaubensgericht vorgefordert wurden, größtentheils Geistliche waren. Der Burgprediger entfloh, die übrigen leisteten den verlangten Widerruf und kamen mit Kirchenbuße davon; Tauber aber, der neuerdings abfiel, wurde 1524 zu Erdberg verbrannt. Gleiche Strafe litten 1528 drei Wiedertäufer; eine fanatische Secte, die sich für berufen hielt, das Reich Christi wieder herzustellen, und zu diesem Ende alle damaligen Fürsten und Obrigkeiten erschlagen wollte; wie sie denn auch an manchen Orten Deutschlands Tumulte und Blutvergießen erregte. Uns, die wir gelindere Strafgesetze haben, erscheint das Verbrennen hart und grausam; zur Zeit Ferdinands hingegen war es die allgemeine Strafe auf Abfall vom Glauben und Irrlehre, von einem Ende Europa's zum andern.

So wie die Herren und die Geistlichen sich ihrer Verbindlichkeiten entledigten, so wollten es nun auch die Bauern; böses Beispiel wirkt schnell. Fast in ganz Deutschland wüthete bald der Bauernkrieg; grausam verfuhren die Bauern mit den Edelleuten; Hunderte von Schlössern und Städten gingen in Flammen auf; aber auch über 80,000 Bauern kamen um, ehe die Ruhe wieder hergestellt war. Ferdinands Thätigkeit und Strenge bewahrten Oesterreich und Wien vor diesen Greueln.

Der große und grausame Soliman (Suleiman), der schon bei seines Vaters Lebzeiten Persien, Syrien und Egypten besiegt hatte, war auf den Thron von Constantinopel gestiegen; Franz I. König von Frankreich hetzte ihn gegen Deutschland an, und schloß ein Bündniß mit ihm, während er selbst in Oberitalien vordrang. Er hatte eine unversöhnliche Feindschaft auf das Haus Habsburg geworfen, dem er in seiner Bewerbung um die Kaiserkrone nachstehen mußte.

Soliman griff Ungarn mit einem Heere von 200,000 Mann an. Eine von jeher so tapfere große Nation hätte auf eigenem Boden dieser Macht leicht widerstehen können, allein die Uneinigkeit war zu groß, die Parteisucht bis zur Verblendung leidenschaftlich. Belgrad, das 1464 der große Johann Hunniad und der begeisterte heilige Johann von Capistran mit einer Handvoll Leute gegen den Eroberer von Constantinopel siegreich vertheidiget hatten, eroberte Soliman am 29. August 1521, ohne daß es Jemand Ernst gewesen wäre, es zu vertheidigen.

König Ludwig II. war 15 Jahr alt; der ihm von Wladislav zum Vormund gesetzte Markgraf von Anspach war der Nation schon als Ausländer unangenehm, und durch sein schwelgerisches Leben, wozu er auch den jungen König verleitete, vollends verhaßt. Ihm gegenüber standen der Primas und Bornemiſtza, denen es ernstlich darum zu thun war, daß aus dem jungen König ein kriegerischer Fürst werde. Johann Zapolya, der es nicht vergessen konnte, daß sein Bestreben, sich auf den Thron zu schwingen, vereitelt worden, fand neuerdings dadurch, daß bei der letzten Wahl eines Palatinus Bathory ihm vorgezogen worden, seinen Ehrgeiz aufs höchste beleidigt. Er brütete verderbliche Plane, und verschwendete die vom Vater gesammelten Schätze, um sich Freunde zu gewinnen. Durch dieses schlechte Mittel ward seine Partei zahlreich, und zeichnete sich durch nichts aus als durch Haß gegen Bathory. Dieser hingegen und seine Freunde voll aufrichtiger Anhänglichkeit an den König ließ Zapolyas Schritte nicht aus den Augen, und mußte auch gegen Andere, die ihm blos deßwegen Feind waren, weil er den höchsten Rang im Reiche hatte, auf seiner Hut sein. So war das Reich unter seinem gar zu jungen König in vier Parteien zerrissen, die sich mehr beschäftigten einander zu beobachten, zu untergraben, zu stürzen, als dem Feind mit gesammter Macht zu widerstehen.

Als Belgrad gefallen war, begehrte man endlich Hülfsvölker von den verbrüderten Böhmen, und schickte Gesandte an alle Höfe um Beistand. Allein

die Pohlen waren anderwärts beschäftiget; Ferdinand war eben erst nach Oesterreich gekommen, und hatte Wien in Empörung gefunden; der Kaiser mußte seine Kräfte zusammen nehmen, um Franz I. in Italien zu widerstehen; Frankreich war selbst mit den Türken im Bündniß; nur Papst Clemens VII. schickte 50,000 Ducaten. Die halsstarrige Uneinigkeit und Schelsucht der Parteien zwang den König, den Oberbefehl über das Heer einem Ausländer, dem Grafen Niklas Salm, anzubieten. Dieser berühmte Kriegsheld sah ein, daß nur Einigkeit der Nation, rege Vaterlandsliebe zum Siege führen, daß das in Parteien gespaltene Ungarn der Uebermacht Solimans nicht widerstehen könne; er schlug das ehrenvolle Anerbieten aus, weil er ohne Hoffnung war, Ehre dabei einzulegen. Nach langen Streit und Widerstreit wurde endlich der Oberbefehl dem Erzbischof von Colocza Paul Timori anvertraut, der früher, von Frangipan Banus von Illyrien unterstützt, die Türken zweimal in kleineren Treffen besiegt hatte. Zapolya sah jetzt den Augenblick zur Rache an seinen Feinden und zu Befriedigung seines stäten Verlangens nach der Krone von Ungarn gekommen. Er bot sich an, mehrere tausend Mann auf eigene Kosten zu stellen, wenn man ihm unabhängigen Oberbefehl darüber zugestände. Bathory ahnete wohl Verrath, allein er wurde überstimmt.

Nachdem Soliman nun auch Peterwardein erobert, beschloß man, ihm mit vereinter Macht und getheilten Herzen entgegen zu gehen. Bei Mohacz mach-

te das Heer Halt; Zapolya nahm eine abgesonderte Stellung bei Szegedin. Die dem Hauptheer gegenüber stehenden Türken waren siebenmal stärker; doch Timori, der auf seine früheren Erfolge stolz war, und dem die Heldenthat Hunniads und Capistrans vorschwebte, gab das Zeichen zur Schlacht. Allein, Gottes Wunder lassen sich nicht herausfordern! Am 29. August 1526, gerade am fünften Jahrstag von Belgrads Eroberung, fiel die unglückliche Schlacht vor, noch heute das Verderben bei Mohacz genannt, in welcher der Primas und der Erzbischof von Colocza nebst 5 Bischöfen, die meisten Großwürdenträger des Reichs, fast alle ungrischen und böhmischen Anführer (unter letzteren ein Kollowrat, ein Schlick, ein Bubna) auf dem Platz blieben; der König auf der Flucht im Morast erstickte, und vom ganzen Heere nur 4000 Mann mit dem Palatin Bathory unter dem Schutz der einbrechenden Nacht sich retteten. Zapolya hatte sich während der ganzen Schlacht nicht gerührt. Soliman streifte bis gegen den Neusiedlersee herauf, verwüstete Alles mit Feuer und Schwert; plötzliche Unruhen in Asien riefen ihn ab. Viel Gold und 300,000 Menschen führte er von dannen.

Als der Leichnam König Ludwigs II. mit Mühe wieder aufgefunden war, wurde er zu Stuhlweißenburg beerdiget. Zapolya erschien bei dem Begräbniß; aber nicht, um dem König die letzte Ehre zu erweisen, sondern um die anwesenden Großen mit

seinen geschonten Kriegern zu umgeben, und sich als König ausrufen zu lassen.

Ferdinand machte seine, auf die Erbverträge zwischen Friedrich und Mathias, zwischen Maximilian und Wladislav, und auf das Erbrecht seiner Gemahlinn gegründeten Ansprüche geltend, die bereits in Böhmen ohne Anstand anerkannt worden. Die Königinn Witwe Maria, Ferdinands Schwester, und der Palatinus Bathory verloren den Muth nicht; sie erklärten Zapolyas Wahl für erzwungen und ungültig; zu Preßburg wurde ein Reichstag gehalten. Auf diesem Reichstag stellte der Palatinus vor, wenn auch Ferdinand nicht ohnehin das volle Recht auf die Krone Ungarns hätte, so müßte man ihn doch zum König wählen; nur er als Herzog von Oesterreich, Steier, Kärnthen, Krain, als Graf von Tirol, als Herr von Elsaß, Breisgau, Sundgau, Pfirt, damals auch noch als Herzog von Würtemberg, welches Carl VI. von dem schwäbischen Bund gekauft, und seinem Bruder abgetreten hatte; nur ein solch mächtiger, junger und muthiger Herr könne das Reich gegen die Türken schützen, und die verderblichen Factionen niederhalten. Am 26. December 1526 wurde Ferdinand auf diesem Reichstag von einer zahlreichen Majorität als König erkannt. Er zeigte bald, daß er sein Recht mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen wisse. Als Zapolya billige und gütige Bedingnisse nicht anhörte, warfen ihn Niklas Salm und der Markgraf von Brandenburg über die Theiß; sie schlugen ihn von Ort zu Ort bis nach

Siebenbürgen; auch dort schlugen sie ihn, daß er nach Pohlen flüchtete. Erst nach diesen glänzenden Erfolgen wurde Ferdinand am 3. November 1527 zu Stuhlweißenburg gekrönt.

Zapolya fand in Pohlen nicht die Unterstützung, deren er nach dem Verlust so vieler Leute in den erlittenen Niederlagen, und nach Verschwendung seiner Schätze bedurfte. Nun trieb ihn unbändige Herrschsucht an, Verräther seines Vaterlandes zu werden. Nichts galten ihm die mehr als 20,000 in der Schlacht bei Mohacz sammt den König und 600 vom ersten Adel gebliebenen Ungarn, nichts die von Soliman geplünderten und verbrannten Städte und Schlösser, nichts die 300,000 von ihm in die Sclaverei geschleppten Landsleute. Die Krone von Ungarn wollte er haben; und sollte Ungarn selbst darüber zu Grunde gehen. Er rief Soliman wieder ins Land, versprach ihm den thätigsten Beistand, und versicherte ihn eines zahlreichen Anhangs. Leider war, vom blinden Parteihaß getrieben, dieser Anhang zum Unglück des Landes nur gar zu zahlreich.

Soliman kam wieder mit 300,000 Mann; Zapolya brach durch Siebenbürgen herein. Salm, zwischen zwei Feuer gestellt, bedurfte seines ganzen großen Feldherrntalentes, um seine Armee zu retten. Denn einerseits boten Zapolyas Anhänger dem Sultan willige Hände, andrerseits war der Schrecken von seiner Macht und Grausamkeit so groß, daß durch ganz Ungarn herauf selbst Männer von geprüfter Tapferkeit den Kopf verloren, und feste Plätze ohne

Gegenwehr übergaben; erst Bruck an der Leitha und Neustadt widersetzten sich mit Erfolg.

Wien war in schlechtem Vertheidigungsstand, seine einfachen Mauern mit Thürmen ober den Thoren waren hie und da eingefallen, kaum 2000 Mann in der Stadt. **Ferdinand** übertrug dem Grafen **Niklas Salm**, der aber noch mit seinem Heer tief in Ungarn stand, die Vertheidigung Wiens, und eilte nach Böhmen und ins deutsche Reich, um Hülfsvölker herbeizuführen.

Der tapfere Freiherr von **Reischach** warf noch zu rechter Zeit 3000 Fußknechte in die Stadt, so auch kam Hülfe aus Steyer, Kärnthen und Krain, ein ansehnlicher Heerhaufen von Böhmen und Mähreren unter ihrem reichen und mächtigen Landeshauptmann Hanns von **Pernstein**; selbst Reichshülfe unter dem jungen **Pfalzgrafen Philipp**, der hier sein erstes Probestück ablegen sollte, war unerwartet schnell erschienen. Was man aber am sehnlichsten erwartete, war Graf Niklas von Salm mit seinen siegreichen Kriegern.

Dieser kluge und muthige Vertheidiger der wichtigsten und letzten Vormauer Deutschlandes ist wohl in höchstem Grade würdig näher gekannt zu sein. Aus einem erweislich bis in die Zeit der Merowinger hinauf reichendem Geschlecht, das darum allein den Titel Altgraf führt, versuchte er sich schon mit 17 Jahren in der ersten Schlacht; unter Erzherzog Sigmunds Söldnern focht er, den Schweizern helfend, siegreich gegen die Burgunder bei Granson

und Murten; half den Tirolern bei Callian die Venetianer unter dem kühnen San Severin in die Etsch stürzen; stritt im Aufruhr der Flammänder neben Maximilian so tapfer, daß er aus seiner Hand das goldne Vließ empfing; schiffte mit seinem Zögling Wilhelm von Rogendorf und mit Wolf Fürstenberg nach Spanien über, um Philipp und Johanna wider des eigenen Vaters List und Gewalt zu beschirmen. Im Krieg Maximilians gegen die Venetianer eroberte er das Land zwischen der Etsch und dem Isonzo; entschied in der Schlacht bei Pavia 1525 die Gefangennehmung des Königs Franz I., dessen Roß er tödtete, ihn verwundete, und von ihm verwundet wurde; stillte in demselben Jahr den wüthenden Bauernkrieg; trieb 1527 und 28 Zapolya aus ganz Ungarn. Nun 1529 nach Wien gerufen, vermied er klug alles Zusammentreffen mit Soliman, um sich nicht fruchtlos zu schwächen, und erreichte über Tirnau und Preßburg und durch das Marchfeld die Stadt. Gleich einer Erscheinung aus der Patriarchenwelt zog er ein; ein Greis von 71 Jahren, noch von riesenmäßiger Kraft und Gestalt. Er war auch ein Bürger von Wien, sein Haus ward in der Folge das königliche Kloster, später der Pallast des Grafen Fries.

Salm ließ dem Pfalzgrafen den Vortritt und das Ceremonielle des Obercommando, in der Wirklichkeit aber behielt er es mit dessen Zustimmung selbst. Was an den Stadtmauern und Thürmen schadhaft war, wurde nun mit aller Eile hergestellt. Vom

Stubenthor bis zum Kärnthnerthor die zu nahe an der Stadtmauer gestandenen Häuser abgebrochen; hinter der Mauer ein zweiter Graben mit einem Wall hergestellt; die hölzernen Dächer abgetragen, das Pflaster aufgerissen, das viele Holzwerk zu doppelter und dreifacher Pallisadirung verarbeitet; die schwachen Stellen gegen die Donau stark befestiget. Alles was sich auf viele Meilen herum an Lebensmitteln, Vieh und Wein befand, und die flüchtenden Bewohner des flachen Landes nicht mitnehmen konnten, in die Stadt geschafft; unnütze Zehrer so viel möglich entfernt.

Eine Kriegssteuer nach Classen wurde ausgeschrieben, zu der ein Graf oder Prälat 4 Gulden, ein Adeliger, Pfarrer oder vermögliche Bürger 1 Gulden, und so abwärts bis der Taglöhner 10 Pfenninge zu zahlen hatte. Am 16. September fing man an, die Vorstädte auszuleeren, und ihre Gebäude zu zerstören: und am 20. wurden sie rund herum auf der Landseite in Brand gesteckt; wobei viele Kirchen, Klöster, Spitäler und schöne Gebäude für immer zu Grunde gingen. In diesen sämmtlichen Vorstädten waren gegen 800 Häuser gestanden.

Am 21., noch während des Brandes, zeigten sich schon türkische Vorposten bei St. Marx, deren Ankunft die in Flammen aufgehenden Dörfer verkündiget hatten. Von der Reichshülfe, die Ferdinand herbeiführte, konnten nur noch zwei Fährlein (Compagnien) Nürnberger und Augsburger in die Stadt kommen; die übrigen blieben, Verstärkung erwar-

tend, von Korneuburg bis Krems am linken Donauufer stehen; Ferdinand in Linz. Denn schnell hatten sich die leichten türkischen Truppen unter dem Befehl des blutgierigen Michal Oglu auf dem rechten Ufer über das ganze Land bis an die Enns und die steirischen Gränzen ergossen; auch bei Heimburg über die Donau gesetzt, und das dem Grafen Salm gehörige Schloß Ort verbrannt. Das Letztere bekam ihnen übel; Salm überfiel sie, hieb sie nieder, kehrte zurück, warf die Brücken hinter sich ab, und sperrte die Stadt auch von dieser Seite.

Zwei edle Jünglinge von den in Korneuburg stehenden Reichstruppen, Wolf Graf von Oettingen, und Rupert Graf von Manderscheid schwammen über die Donau, und ließen sich neben dem Fischerthor an der Mauer aufziehen, um auch noch bei der Vertheidigung Wiens mitzustreiten.

Das flache Land litt inzwischen schrecklich; selbst an Orten, wo die Einwohner entflohen waren oder sich schweigend ergaben, hausten die Türken mit wilder Grausamkeit; ja sie suchten die Flüchtlinge in entfernten Wäldern und Gebirgen auf, um sie zu ermorden oder zu Sclaven zu machen. Mit Wehmuth erzählt man es gleichzeitigen Schriftstellern nach, daß damals zwei Drittel der Bewohner Oesterreichs dießseits der Donau, worunter viele Flüchtlinge aus Wien, zu Grunde gegangen.

Am 23. September schwärmten feindliche Reiter bis auf die Landstraße und den Rennweg; die deutschen Reiter machten einen Ausfall, wobei einige

blieben, und andere mit dem Cornet von Zedlitz, dessen Roß stürzte, gefangen wurden. Da den Türken der Gebliebenen zu wenig waren, hieben sie mehreren Kranken zu St. Marx die Köpfe ab, und schickten sie dem von Heimburg heranziehenden Sultan entgegen. Am 26. September breitete sich die ganze feindliche Hauptmacht in einem großen Bogen von Nußdorf bis über die Schwechat aus; eine türkische Flotte landete am Tabor. Das Lager glich einer unabsehbaren Stadt von Zelten; über alle schimmerte Solimans Gezelt hoch und herrlich. Die Lage, Gestalt und Ausdehnung zeigt das von Kaiser Rudolph II. an derselben Stelle errichtete Neugebäude bei Simmering. Oben herum war es mit goldenen Knöpfen geziert; inwendig der Fußboden mit kostbaren Teppichen belegt, die Wände eitel Sammt und Gold, die Sitzpolster von Goldbrokat, reich und zierlich mit Perlen und Edelsteinen besetzt.

Auf zwei, von dem Sultan voraus geschickte Aufforderungen hatte Wien keine Antwort gegeben. Nun ließ er ausrücken, Wolken von Pfeilen erhoben sich, die auf Augenblicke die Sonne verfinsterten, wie Hagel in die Stadt niederfielen, und Mehrere selbst hinter den Mauern verwundeten. Damit glaubte Soliman die Wiener geschreckt zu haben, und schickte vier Gefangene, mit Gold und Kleidern reich beschenkt, in die Stadt zurück mit dem Versprechen, wenn sie ihm ihre Schlüssel zu Füßen lege, habe sie die günstigste Capitulation zu erwarten, es soll sogar kein Türke die Stadt betreten, er wolle nur sei-

nen Zug vorbei in das Reich nehmen; widrigenfalls aber würde er keines Alters und Geschlechtes verschonen, die Stadt der Erde gleich machen, und Salz auf den Platz streuen, wo einst Wien gewesen. Die Wiener ließen sich weder mit Worten noch mit Pfeilen schrecken; sie kochten mit diesen letzteren ihr Mittagsmahl, kleideten ebenfalls vier von den beim ersten Ausfall gefangenen Türken ganz neu, und schickten sie wohl beschenkt ins Lager hinaus ohne ein Wort weiter. Nun griff der Sultan alles Ernstes an. Ein Glück war es für die Stadt, daß er sich einbildete, sie mit einem Handstreich wegzunehmen, und sein schweres Geschütz in Ungarn zurück ließ. Anhaltende Regen hatten die Straßen so verdorben, daß es zu Lande nicht nachgebracht werden konnte; beim Versuch zu Wasser schoß der Commandant von Preßburg die Schiffe in den Grund; die Kanonen vom leichten Kaliber thaten den Mauern Wiens wenig Schaden. Die Türken betrieben also vorzüglich Mienenkrieg und Stürmen mit höchster Anstrengung; ihr Hauptangriff erstreckte sich vom Stubenthor bis über die Augustiner; in diesem Zwischenraum hatten sie über 40 Mienengänge angelegt. Der alte Salm stieg oft auf den Stephansthurm, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, gewöhnlich aber hielt er sich zu diesem Ende auf den Kärnthnerthurm auf; wohin er eine schwere Kanone bringen ließ, die dem Feind vielen Schaden zufügte, dafür aber auch dessen Feuer auf den Thurm zog.

So fleißig und geschickt man größtentheils den Minen entgegen arbeitete, gelangen doch einige, und wie eine größere oder kleinere Bresche dadurch bewirkt war, stürmten die Türken. Sie schleppten ganze Wälder herbei, füllten den Stadtgraben aus und kletterten auf die Mauern. Neunzehnmal stürmten sie während dieser Belagerung, erreichten mehrmals das Parapet, pflanzten zweimal ihre Roßschweife schon auf den Wall; wurden aber jedesmal wieder in den Graben zurückgeworfen. Soldaten verschiedener Nationen und Wienerbürger, die allein zwei Regimenter bildeten, fochten mit gleicher Kühnheit und Tapferkeit. Sie waren des Stürmens und Abschlagens endlich so gewohnt, daß oben auf der Bresche ein Deutscher und ein Portugiese im Streit über den Vorzug ihrer Nationen mit einander duellirten; als aber eben ein neuer Anlauf geschah, von einander abließen, und gleichmäßig bemüht waren, die Ungläubigen in den Graben zurück zu schleudern. Endlich bekam der Deutsche einen Hieb in den linken Arm, daß er sammt dem Schilde herab hing; der Portugiese durchbohrte den Türken, ward aber durch einen Pfeil in den rechten Arm verwundet, daß er den Degen in die Linke nehmen mußte; ein Janitschar drang auf ihn ein, er wäre verloren gewesen, hätte der Deutsche nicht den Janitscharen niedergehauen. So stritten Beide brüderlich mit verstümmelten Gliedern fort, bis sie an vielen Wunden verblutend noch im Tode einander umarmten und bedeckten.

Nach jedem abgeschlagenen Sturm ertönten Trompeten und Pauken von allen Thürmen; was zwar den Sultan immer mehr erbitterte, seinen Truppen aber desto mehr den Muth nahm, so daß sie zu den letzteren Stürmen mit Säbelhieben gepeitscht werden mußten. In der Stadt dagegen hatte der sichtbare Erfolg der klugen Anstalten und der Heldenmuth, mit welchem Salm der Greis und der junge Pfalzgraf, Hektor von Reischach und Kazianer der Steirer, Niklas und Georg Thurn aus Krain und Greisnegger, Erbkämmerer von Kärnthen, der die Bürger anführte, nebst Andern, zwischen Kugeln und Pfeilen standen, als wären sie unverletzlich, die ganze Bevölkerung mit Muth und Eifer erfüllt. Jung und Alt ohne Unterschied des Standes, auch das weibliche Geschlecht nicht ausgenommen, wetteiferte, selbst während des Sturms die Verwundeten zu verbinden oder weg zu tragen; große Balken herbeizuschleppen und Sandsäcke zu füllen, um die entstandene Bresche wieder herzustellen, oder ein nahes Haus abzubrechen, um hinter der eingestürzten Stadtmauer eine zweite aufzuführen.

Salm hatte durch einen kühnen und glücklichen Boten die Nachricht erhalten, daß Ferdinand mit einem Reichsheer im Anzug sei; und erkannte am 13. October aus dem Benehmen des Feindes, daß er den Entsatz in seiner bisherigen Stellung nicht abwarten wolle. Es wurde also in der Stadt bekannt gemacht, Morgen sei der letzte, aber auch der heftigste Angriff zu erwarten; mit freudiger Entschlos-

senheit bereitete man sich, ihn zu empfangen. Am 14. Morgens um 8 Uhr rückte der Kern der Janitscharen in drei Treffen, zwischen welchen Abtheilungen von Reiterei, in großer Breite heran; rechts und links vom Kärnthnerthor lag die Mauer fast ganz im Schutt, dahin richtete der Feind seinen Angriff. Zahlreicher und muthiger als je standen Soldaten und Bürger auf den Schutthaufen; Tags vorher und noch in der Nacht hatten geistlich und weltlich, Mann und Weib, Knaben und Greis Pflastersteine und Mauertrümmer zusammengeschleppt, um damit eine Art Parapet aufzuhäufen. Mit großem Geschrei kamen die Türken auf Schußweite; da empfing sie ein so wohlgezieltes Gewehrfeuer, daß ganze Reihen niederstürzten. Was nun in den Graben drang, wurde mit den Steinen, die als Parapet dienten, erschlagen; und was endlich über diese Leichen noch den Schutt herauf stürmte, mit Helebarden durchstochen und zurückgeworfen; während das schwere Geschütz der Stadt die Reiterei in Unordnung, und die feindlichen Kanonen zum Schweigen brachte. Erschreckt kehrten die Türken plötzlich um, und rannten lieber in die Säbel ihrer Officiere und in die Spieße ihrer Reiter, als noch einmal gegen die tapfern Wiener.

Gegen Mittag gewahrte Salm, daß der Feind frische Kanonen in die Batterien führte, und es im Lager laut wurde; schnell ließ er verkünden, daß man sich auf noch einen Sturm gefaßt zu machen habe. Soldaten und Bürger voll Muth griffen zu

den Waffen, wie Musiker zu ihren Instrumenten beim letzten hurtigen Stück einer langen Symphonie. Um 2 Uhr rannten die Türken, durch Opium in Raserei versetzt, zu einem Generalsturm heran; litten aber in blinder Wuth nur desto größeren Verlust, und kehrten so schnell um als des Morgens. Eine Stunde darnach zog der Sultan gegen den Wienerberg ab, der Großvezier blieb noch, den Rückzug zu decken.

Wünschenswerther ist nichts für einen Helden, der sein Leben in Krieg und Sieg zugebracht, als es auch in einem wichtigen Siege zu enden. Dieses würdige Loos traf den edlen Salm. Bei jedem Sturm stand er auf der Mauer, gewöhnlich am gefährlichsten Ort; beim letzten neben dem Kärnthnerthor, wo ein Stück der viel beschossenen Mauer den Einsturz drohte; es stürzte, und ein abspringender schwerer Stein zerschmetterte ihm den Schenkel. Auf den Tod verwundet, ruhte sein Heldengeist nicht; er schickte **Kazianer**, **Weichselberg** und den tapfern Servier **Bakics** den Türken auf dem rechten Ufer nach; er selbst, auf einer Sänfte von Pferden getragen, setzte mit der meisten Reiterei und mit den leichten Truppen gleich am 15. auf das linke über, in der Absicht, einverständlich mit dem Commandanten von Preßburg und vielen getreuen Ungarn, Gran, vielleicht auch Ofen vor den Türken zu erreichen. Die in Wien stehenden Reichstruppen und das täglich zu erwartende Reichsheer sollten sie im Rücken verfolgen. Allein, Salms Laufbahn war am Ende; der

Zustand seiner Wunden wurde so bedenklich, die Schmerzen so unleidlich, daß er kaum auf sein Schloß Marcheck gebracht werden konnte, wo er noch mehrere Monate litt, und am 4. Mai 1530 starb. Der Leichnam wurde nach Wien gebracht und in der Dorotheer Kirche begraben, wo ihm Carl V. und Ferdinand I. ein herrliches Denkmal errichteten, das bei Entweihung dieser Kirche auf die Salmische Herrschaft Raitz gebracht wurde. Ein zweites Hinderniß war die Empörung der Reichstruppen in Wien, welche fünffachen Sold forderten, oder mit Plünderung der Stadt drohten; und von dem nach 2 Tagen mit einem nicht sehr zahlreichen Reichsheer eingetroffenen Pfalzgrafen Friedrich kaum beruhiget werden konnten. So war denn eine Anzahl Türken, die Kazianer erschlug oder gefangen nahm, und eine ansehnliche Menge christlicher Gefangener, die er befreite, die ganze Frucht von Salms trefflichem Plane, der dem Sultan höchst verderblich hätte werden müssen. Er hatte vor Wien gegen 20,000 Mann an Seuchen, und eine noch größere Anzahl unter den Mauern verloren; durch der Türken eigene Verwüstung waren Pferde und Kamehle aus Mangel an Futter zu Grunde gegangen; die Truppen waren ohne Muth, und hielten sich bei eingetretener Kälte nicht mehr verpflichtet zu fechten. Soliman und sein Vezier zogen so schnell durch Ungarn hinab, daß der Zeitpunct zur Verfolgung verloren war.

Während der Belagerung wurden in der Stadt

getödtet oder starben an ihren Wunden gegen 1500 Soldaten und gegen 700 Bürger. Trotz dem kann man sich den Jubel der Wiener am Abend des 14. Octobers 1529 vorstellen; ihr Zuströmen zum Te-deum bei St. Stephan; das Abfeuern des Geschützes rings um die Stadt, und mit welchem freudigen Herzen sie nach diesem heißen, gefährlichen und siegreichen Tag, wo sie schwerlich viel genossen hatten, ein reichliches Abendmal unter wechselseitigen Umarmungen und vielen ausgebrachten Gesundheiten eingenommen haben mögen.

Von dieser Belagerung haben sich einige Unwahrheiten bis in unsere Tage fortgepflanzt. Man sagt, das Thor, das die Kärthner vertheidigten, habe wegen ihrer Tapferkeit den Namen von ihnen erhalten; die Geschichtschreiber sagen aber nur, »das wenige Volk aus Kärnthen hielt sich so tapfer, daß es nach der Befreiung unter allgemeinem Zuruf einen feierlichen Auszug gehabt;« das Kärthnerthor hat, wie wir wissen, schon unter den Babenbergern porta Carinthiaca geheißen. Man sagt: es sei ein Halbmond auf den Stephanthurm gesetzt worden, damit die Türken nicht darauf schießen sollten; wir wissen aber aus dem Bericht über den Bau der Stephanskirche, daß der Halbmond mit dem Stern, eine nicht ungewöhnliche Thurmzierde, aus andern Ursachen aufgesetzt wurde. Man sagt, das Haus zum Heidenschuß habe seinen Namen, weil dort Bäcker bei Nacht die Türken miniren hörten; aber schon vor der Belagerung hieß dieses Haus, »wo der Haid

schießt,« und gehörte seit mehreren Jahrhunderten der Familie Haiden.

Nach dem Abzug der Türken wurden Münzen geschlagen mit der Aufschrift: »Türk blegert Wien 1529.«

Noch waren nicht dritthalb Jahre verflossen, als es schon wieder auf eine Belagerung Wiens anzukommen schien; Soliman war im Frühjahre 1532 dazu entschlossen, und schon in Steiermark; dießmal aber waren die Verhältnisse anders. Ferdinand war inzwischen 1531 zum römischen König erwählt worden, und hatte den zu Regensburg versammelten Reichsfürsten begreiflich gemacht, wie nothwendig es sei Wien zu vertheidigen, und die Türken aus Ungarn zu vertreiben; wenn nicht ganz Deutschland verheert werden sollte. Kaiser Carl V., der 1529 in einem schweren Krieg mit Frankreich verflochten war, befand sich jetzt selbst in Regensburg, und kam mit einem Heere von 250,000 Mann nach Wien herab. Als der Sultan davon Nachricht bekam, zog er sich mit einer Eile zurück, die man eine Flucht nennen konnte. Von der 15,000 Mann starken Heeresabtheilung aber, die er unter dem Wüthrich Mihal Oglu nach Oesterreich voraus geschickt hatte, kam kein Mann davon. Sie brachen eben aus den Thälern der Piesting und Triesting hervor; da ging ihnen Pfalzgraf Friedrich mit einem Theil des jenseits der Donau gelagerten Reichsheeres über Ebersdorf und Lachsenburg entgegen. Den Schärtlin von Burkenbach, der mit den Nürnbergern und

Augsburgern vor drei Jahren Wien vertheidigen geholfen, schickte er ihnen über Baden, Gainfahrn und Pottenstein in den Rücken. Zwischen Loibersdorf und Enzersfeld am 19. September 1532 geriethen sie theils in des Pfalzgrafen Geschütz, theils in den Schönauer Morast, und wurden niedergemetzelt. Auch Oglu, der wie ein Löwe gefochten, wurde erschlagen, und sein von Edelsteinen blitzender Turban mit großen goldenen Geierflügeln dem König Ferdinand geschickt. Was noch entrinnen konnte, fiel dem durch das heftige Feuern von Neunkirchen herbeigezogenen Kazianer, und der Reiterei des Grafen Ludwig Lodron in die Hände. Einige, die sich in das Thal der Schwarza retten wollten, wurden von den Bauern erschlagen, oder über den Sebensteiner Burgfelsen heruntergestürzt, der noch hiervon der Türkensturz heißt.

Merkwürdig ist in diesem Feldzug die Vertheidung von Güns durch Niklas Jurichich. Mit 80 Soldaten und 700 Bauern widerstand der entschloßne Edelmann dem großen Sultan und schlug mehrere Stürme ab. Es ist ein Charakterzug Solimans, wie er, weil er sich nicht länger vor diesem Städtchen aufhalten, und nicht noch mehr Leute aufopfern wollte, die Belagerung mit einigem Anstand aufhob. Er ließ den tapfern Vertheidiger unter freiem Geleit in das Lager kommen, überhäufte ihn mit Lobsprüchen, schenkte ihm Stadt und Schloß sammt Allem was darin, unter dem Bedingnisse, daß 10 Janitscharen auf eine Stunde in die Stadt kommen,

und die türkische Fahne auf die Mauer pflanzen durften.

Wien hatte statt einer Belagerung nur einen kurzen Soldatenaufruhr zu überstehen. Als der Kaiser kam, und viele Fürsten und Herrn mit ihm, wies der Stadtcommandant Roggendorf, Salms geliebter Zögling, die Spanier und die deutschen Lanzknechte, um Platz zu gewinnen, aus der Stadt hinaus ins Lager. Das verdroß sie, sie rotteten sich bei St. Stephan zusammen, und zogen sich gegen den rothen Thurm; ihre Commandanten wendeten Bitten und Drohungen vergeblich an; sie mußten sich in die benachbarten Häuser flüchten. Roggendorf aber gab nicht viele gute Worte, schwang sich zu Pferde, ließ die Bürgerschaft unter die Waffen treten, das Geschütz gegen die Empörer auffahren, und vor ihren Augen mit Kettenkugeln laden; zum letzten Mal both er ihnen Gnade, wenn sie augenblicklich das Gewehr streckten, — und sie streckten es.

Ein neu ausgebrochener Krieg forderte den Kaiser mit dem größten Theil seines Heeres nach Italien; dadurch wurden die Türken und Zapolyas Partey wieder übermächtig; und nach einem noch durch 9 Jahre mit abwechselndem Glück gegen sie geführten Kriege ward der größte Theil von Ungarn ein türkisches Sangiakat, Ofen die dritte Stadt des osmanischen Reiches, und blieb es 145 Jahre (von 1541 bis 1686). Dahin hatte es die Uneinigkeit der Ungarn gebracht.

Trotz der durch die neuerliche Religionsspaltung

vermehrten alten Zwietracht der Deutschen, erkannte man doch auf dem Reichstag zu Regensburg 1532 die Nothwendigkeit, daß das gesammte Reich beitrage, um Wien mit starken und regelmäßigen Festungswerken zu umgeben. Reichliche Beiträge kamen selbst von protestantischen Reichsständen; und mit Hülfe der im Inlande eingeleiteten Sammlungen, und aus Oestreich, Mähren und Ungarn beigezogenen Hand- und Zugroboten ward Wien von 1541 bis 1558 zu einer Festung, deren Gleichen damals in ganz Europa wenige waren. Die Oberleitung dieses Unternehmens hatte der General Leonard von Fels (Völs), der während der türkischen Belagerung in der Burg commandirte; die Ausführung war dem Stadtingenieur Hirsvogel aus Nürnberg anvertraut; der auch den noch im Stadtarchiv befindlichen Plan dazu entwarf. Doch wurde nicht sein ganzer Vorschlag ausgeführt, wie denn auch die meisten Thore und einige Bastionen erst nachfolgende Landesfürsten in ihrem gegenwärtigen Zustand herstellten. Die neuen Festungswerke wurden durchaus jenseits der alten Mauern, (die man sammt ihren Thürmen bis auf wenige nächst der Donau abgebrochen) aufgeführt, kasamattirt, mit einem breiten Graben, bedeckten Wege und Pallisaden versehen; und unbedeutende spätere Veränderungen abgerechnet, gewann die Stadt Wien damals ihren ganzen heutigen Umfang. Das Werderthor, welches am Ende des tiefen Grabens stand, und das Salzthor der Fischerstiege gegenüber, wurden vermauert, und zwischen ihnen 1558 das

Neuthor gebaut. Um Wien auch von der Wasserseite zu vertheidigen, erbaute man einen Hafen (im untern Arsenal), eine Donauflotille und sogar bewaffnete Galeeren. Durch solche Befestigungen, und durch die 45 jährige Regierung Ferdinand I., der in Spanien gebildet war, und viele Spänier mit sich ins Land brachte, veränderte sich sowohl die Gestalt Wiens, als seine Sitten und Einrichtungen. Die allergrößte Veränderung ergab sich jedoch in seinen politischen Verhältnissen. Im Jahre 1490 residirte und herrschte ein fremder Fürst, Mathias Corvinus, in dem eroberten Wien und konnte den Tag bestimmen, an welchem es ihm belieben würde, sich zum Herrn der alten Besitzungen des Hauses Habsburg zu machen; der eingeborne Landesfürst (Friedrich IV.) war flüchtig, und hatte kaum zu leben. Nur 32 Jahre später 1522 ging die Sonne in den Reichen der zwei habsburgischen Brüder, Carl und Ferdinand, nicht unter; und Wien war die Residenz des Königs von Ungarn und Böhmen, Erzherzogs von Oesterreich, Herzogs von Steier, von Kärnthen, von Krain, von Schlesien, von Würtemberg, von Elsaß, Markgrafen von Mähren, Grafen von Tirol, Herrn der Lausitze und großer Besitzungen in Schwaben. Der Zeitpunct eines so außerordentlichen Umschwungs ist wichtig genug, um Wien, wie Ferdinand I. es gefunden, und wie er es verlassen, zu betrachten.

Die Burg, der jetzige Schweizerhof, schon 300 Jahr alt, hatte, als die Wiener Friedrich IV., und

später, als Maximilian die ungrische Besatzung darin belagerte, viel gelitten; war auch bei der türkischen Belagerung beschädiget, und in sehr schlechtem Zustande. Ferdinand stellte sie wieder her, verschönerte und vergrößerte sie. Er legte für seine geliebte Gemahlin Anna einen Lustgarten an, der sich über einen Theil des heutigen Michaelerplatzes, das Theater, die Reitschule, die Redoutensäle und den Josephsplatz (Augustiner Freithof) erstreckte. Er baute einen neuen Tract zur Burg, der sich von dem Eckthurm des Schweitzerhofes bis über die Burgwache ausdehnte. Von da schloß sich die Stadtmauer an das alte Haus der Grafen v. Cilly, welches das Zeughaus war, und die Stelle des Amalienhofes und eines Theiles vom Burgplatz einnahm. Der übrige Theil des Burgplatzes war mit verschiedenen Kramläden besetzt. Das Zeughaus brannte 1528 ab; Ferdinand stellte das Gebäude zum Theil wieder her, kaufte den Salzburgerhof, und erbaute dort mit Beiziehung eines Theils vom Schottnergarten das gegenwärtige obere Zeughaus. Wo heute die Reichskanzlei steht, standen Häuser der Schaufellucken (Schauflergasse); Ferdinand kaufte davon das nächste, und baute seine Hofkanzlei. Die Stallburg, also genannt, weil da früher der Hofstall war, baute er vom Grund aus neu für seinen Sohn Maximilian II. Am Ballhausplatz hatten Leopold Weinberger, ein reicher Grinzinger Hauer, und Didaco de Sarava, ein Spanier, ein Spital gestiftet; Ferdinand vergrößerte es; seitdem ward es das

Kaiserspital genannt, und hatte die, zu den Minoriten gehörige, Katharinacapelle zur Spitalkirche.

Alle Spitäler, Kirchen und Klöster in den Vorstädten lagen in Schutt und Trümmern, und selbst die von Herzog Rudolphs II. Gemahlin Blanka v. Frankreich gestifteten Clarisserinnen in der Stadt neben dem Kärnthnerthor waren nach Kärnthen geflüchtet. Ferdinand räumte ihr verlassenes Kloster sammt der Kirche dem dieß- und jenseits der Wien bestandenen H. Geistspital und Bürgerspital ein, woraus durch Schenkung, Ankauf und Zubau das große Bürgerspital entstand. Die Nonnen der Vorstädte, insoferne sie nicht die Gelegenheit ergriffen, zu entspringen, wurden in Stadtklöstern untergebracht. Die Franciscaner von St. Theobald außer dem Burgthor kamen zuerst nach St. Ruprecht, dann auf kurze Zeit nach St. Nikola in der Singerstraße, was zu einer Studentenstiftung geworden war; und wurden dann in das gänzlich ausgestorbene Kloster der Büßerinnen bei St. Hieronymus untergebracht, wo sie noch sind. Das Dominikanerkloster war von den Türken so zerschossen, daß Ferdinand es meist neu wieder herstellte.

Unter den bei der türkischen Belagerung in den Vorstädten Wiens zu Schutt und Trümmer zerstörten Kirchen, Klöstern und Spitälern werden auch zwei Heiligengeistspitäler dieß- und jenseits der Wien angeführt. Das Spital dießseits lag unmittelbar vor dem Kärnthnerthor und war das eigentliche Bürgerspital, klein und mit geringen Einkünften. Das Spi-

tal jenseits der Wien lag mit der dazu gehörigen Kirche St. Anton und einem Freithof bei derselben am Ende der damaligen Vorstadt, ungefähr auf dem freien Platze neben der Carlskirche. Dieses Spital war ein von Leopold dem Glorreichen und seinem Caplan Gerard gestiftetes und von 1208 bis 1211 erbautes Haus des H. Geistordens, auch Hospitaliterorden genannt. Da dieser Orden uralt, und in Deutschland erst anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts bei der durch Säcularisation erlittenen Umstaltung gänzlich erloschen ist, werden einige Nachrichten von dieser einst weit verbreiteten, jetzt verschwundenen Erscheinung nicht unwillkommen seyn.

Die Jahrhunderte des Mittelalters waren die Zeit der Kreuzzüge und der Wallfahrten. Die Wallfahrten zum Grabe Christi in Jerusalem, zum Grabe der Apostel Peter und Paul in Rom, Jakob zu Compostella in Spanien und zu sehr vielen andern Gnadenörtern wurden immer häufiger; also zwar, daß der vortreffliche **Thomas v. Kempis**, der erst 1472 starb, noch vor Uebermaß und Mißbrauch warnt. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters waren die Ebenen selbst noch größtentheils mit Wald bedeckt, wenig bewohnt, die Herbergen Tagereisenweit aus einander; Räuber und reißende Thiere machten die Wallfahrten gefahrvoll. In jedem civilisirten Menschen, den nicht falsche Cultur verbildet, wohnt der Trieb zu helfen oder doch zu trösten; und so wie später Heinrich Jasomirgott Kirche und Kloster der Schotten zur Andachtsübung, Pflege und Erquickung

der Pilger ins heilige Land baute und stiftete, so stifteten gute Menschen im ganzen Süden von Europa schon lange vorher für ermüdete, kranke, verwundete, verfolgte Pilger Spitäler, oder bauten ihnen wenigstens Capellen an dem Wege. Männer und Frauen, Geistliche und Laien widmeten sich der Rettung, Labung, Pflege der Pilger, der Erhaltung der Gebäude. Daraus entstand schon früher ein über Frankreich, Italien, England und Deutschland verbreiteter, vom Heiligen Geist, dem Tröster und Helfer, genannter Orden. Daher hießen fast alle diese Spitäler zum Heiligen Geist, und die dem Bürgerspital zu Wien gehörige Apotheke heißt noch so. Am Ende des zwölften Jahrhunderts erneuerte Graf Guido von Montpellier diesen Orden; es wurde ein geistlicher Ritterorden daraus, unter dem Namen Hospitaliter, welche ein Haus in Jerusalem hatten, durch ihre tapfern Thaten gegen die Sarazenen weltberühmt, in der Folge Rhodiser, Johanniter, Maltheser genannt wurden.

In Oesterreich blieb der Orden rein geistlich, seine Kleidung war schwarz mit einem weißen Kreuze auf der linken Schulter und auf der Kapuze. Der Orden hatte zwei Häuser, Heiligengeist Spitäler genannt, eines zu Wien, das andere zu Pulgarn. Von der Stiftung des Hauses zu Wien bis zu dessen Zerstörung weiß man 25 Ordensmeister. Der letzte Jacob Nagel überlebte die türkische Belagerung; allein es gab so viel aufzubauen, daß man vorerst nur auf Unterbringen denken mußte. Durch die Vereini-

gung mit dem Bürgerspital war es von seiner ursprünglichen Bestimmung nicht abgekommen.

Das Haus zu Pulgarn war um 120 Jahr später, 1330 von den Herrn von Capellen gestiftet. Es zählte 21 Meister bis zum Jahr 1574. Der 20., Benedict Kain nahm ein Weib, verwendete die Einkünfte des Spitals für sie und ihre Kinder, und ward 1567 abgesetzt; aus gleicher Ursache auch sein Nachfolger Maximilian Lavantstein 1574. Von der Zeit an stand das Spital unter Administratoren, unter denen es immer weiter herabkam. Im Jahr 1609 wurde Pulgarn von Erzherzog Mathias den Jesuiten zu Linz übergeben.

Kaum war Wien und Oesterreich durch Wunder der Tapferkeit von der Furcht vor den Türken befreit, so wucherte das Unkraut der Glaubenstrennung wie mit frischen Kräften fort. Schon auf den Concilien zu Constanz und zu Basel rügten ehrwürdige Bischöfe mit aller Strenge den Verfall der Kirchenzucht unter der Mehrzahl der Geistlichen, ihre Unwissenheit und Verabsäumung der Standespflichten. Diese Gebrechen waren es, welche Zwingli, Huß, Luther, Calvin zuerst angriffen, man konnte sie nicht läugnen. Was diese Männer nun ferners von Glaubensbegriffen vortrugen, hielt der große Haufen ohne weitere Untersuchung für eben so wahr. Als endlich die Lehre gepredigt wurde, daß der Glauben allein ohne alle gute Werke zur Seligkeit genüge, daß es überflüssig sei seine Sünden zu beichten, Fasttage zu halten, alle Sonn- und Feiertage

dem Gottesdienst abzuwarten, daß Priester und Nonnen heirathen dürfen, daß man sich einer Gemahlinn, deren man überdrüßig ist, entledigen könne, und dafür eine andere nehmen; — eine solche Lehre fand begreiflicherweise sehr viel Beifall und Anhang. Viele Pfründenbesitzer, und endlich sogar der Erzbischof und Kurfürst Truchseß von Waldburg fanden sich in Folge der neuen Lehre geneigt und befugt, eine Frau zu nehmen, und ihre Pfründe als erbliches Eigenthum zu betrachten. Auch weltliche Landesfürsten fanden ihre Rechnung dabei.

Hiezu kam noch, daß eben zu jener Zeit Cabbala, Alchymie, Astrologie, Magie unzählige Köpfe verwirrte, hie und da selbst öffentlich gelehrt wurde, und fast jedes große Haus seinen eigenen Zeichendeuter hielt. Eine Folge des Mangels an Wissenschaft bei der Geistlichkeit. Um diesen Uebeln allen zu begegnen, ersuchte **Ferdinand** den Papst, ihm einige Jesuiten zu schicken. Seine Beweggründe zu diesem Schritt gibt er selbst folgendermaßen an: »Weil sie in Sprachen, Wissenschaften, Künsten, Philosophie und Theologie zu unterrichten im Stande wären, auch gute Sitten und Tugenden einführen und lehren würden; in Anbetracht, daß ohne gelehrte Leute weder der geistliche noch weltliche Stand und Regiment erhalten werden möge, und bei den Gotteshäusern nicht allein der gemeinen Ordensleute wenig vorhanden, sondern auch an vielen Orten taugliche Prälaten nicht zu bekommen sind.«

Es kam zuerst 1551 der berühmte und hochver-

diente Petrus Canisius mit drei Gefährten, denen bald neun andre folgten. Petrus Canisius, 1521 in den Niederlanden geboren, war ein Mann von außerordentlichen Gaben und Verdiensten. Er hatte Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit studiert, als er mit 22 Jahren in die neugestiftete Gesellschaft Jesu trat, mit 26 Jahren hatte er sich schon solchen Ruf als Theolog erworben, daß er zum Concilium nach Trient abgeordnet wurde; mit 30 Jahren kam er nach Wien und ward Ordensprovincial von Deutschland, mit 32 Jahren ward ihm das Bisthum Wien angetragen, das er ausschlug, mit 33 Jahren schrieb er seinen Inbegriff der christlichen Lehre, in lateinischer Sprache, welcher in alle Sprachen übersetzt, unzähligemal gedruckt, bis in die neueren Zeiten der katholische Katechismus aller Welttheile war. Bei unermüdeter folgenreicher Thätigkeit erreichte er das 76. Jahr.

Nachdem die Jesuiten Anfangs eine kurze Zeit bei den Dominicanern gewohnt, räumte ihnen Ferdinand die alte Burg Heinrichs Jasomirgott am Hof ein, welche inzwischen Münzhaus, dann Carmelitenkloster gewesen, und jetzt nur von einem einzigen blinden Priester bewohnt war. Die Jesuiten stellten ihm vor, daß Härte weder überzeugt noch bewegt, daß Meinungen, im Innern des Menschen wohnend, durch Todesstrafen nicht geändert werden, daß man damit höchstens Heuchler erzieht; daß ein Martirer für seine Meinung den Eifer aller übrigen Anhänger erhöht und ihre Zahl vergrößert. Von dieser Zeit

an ward kein Ketzer mehr verbrannt; die Heftigkeit von Ferdinands Jugend war dem Geist vermittelnder Mäßigung gewichen. Er war schon 1531 als römischer König gekrönt, und bestieg, nachdem sein Bruder Carl V. alle Kronen resignirt, 1556 den Kaiserthron. Katholiken und Protestanten mit einander auszusöhnen, die getrennte Christenheit wieder zu vereinigen, war als Kaiser sein wichtigstes Geschäft; dahin arbeitete er in Deutschland und auf dem Concilium zu Trient mit regem Eifer und größter Geduld, mit seinem ganzen Ansehen und äußerster Nachgiebigkeit. Wahrscheinlich würde er bei längerem Leben seine heilbringende Absicht auch erreicht haben, hätte es sich nur noch um Lehrbegriffe und Kirchensatzungen, und nicht vielmehr um die eingezogenen Güter der katholischen Kirche gehandelt.

Ueber diese große Angelegenheit vergaß Er der kleineren nicht. Er erließ eine strenge Verordnung gegen Sterndeuter, Alchymisten und Schwarzkünstler. Fast wie bezaubernd war der Hang aller Stände zu diesen Leuten, die sie um Geld und Gut, oft um Ehre und guten Nahmen brachten. Von Ferdinand hat Wien eine vortreffliche Pestordnung und Vorschrift für die Apotheker, deren damals schon sechs bestanden, die erste Dienstbothenordnung und Straßenpolizey.

Die Jesuiten indessen verwendeten sich als Prediger und als Lehrer in Schulen, errichteten ein Seminarium von 50 Zöglingen, dienten den Kranken als Aerzte und als Krankenwärter, opferten sich

auf Missionen und in Pestzeiten. Aus fernen Ländern brachten sie neue Pflanzen, Steine und Kenntnisse; erweiterten die Naturlehre, legten Grund zur Naturgeschichte. Baumeister, Mahler und Bildhauer gab es unter ihnen. Als Muster leuchteten sie vor in Sitten und Sittlichkeit. Dadurch gewannen sie bald viele Freunde. Daß sie aber in der Folge sich so weit ausbreiteten, so viel Ansehen, so großen Besitz, so wichtigen Einfluß gewannen, das hatten sie den Protestanten zu danken. Protestanten aller Art, politische wie religiöse, äußerten bey jeder Gelegenheit entschiedenen Haß gegen die Jesuiten; katholische Landesfürsten schloßen daraus, da dieser Orden ihren Feinden so gefährlich, müsse er vorzüglich geeignet sein, geistliches und weltliches Regiment aufrecht zu erhalten; sonach sey es ihr Vortheil und ihre Pflicht, den Orden der Jesuiten zu schützen, zu mehren und zu erheben.

Das that denn auch Kaiser Ferdinand I. bis er nach 45 jähriger Regierung 1564 nach einer langwierigen Krankheit 61 Jahre alt, am Jakobstag selig im Herrn entschlief; welchen Tag er schon zu Pfingsten als seinen Todestag vorhergesagt hatte. Er ist zu Prag neben seiner 1547 verstorbenen Gemahlinn begraben.

Ferdinand und seine Gemahlinn wurden mit einander vermählt, lange ehe sie sich gesehen hatten; es war ganz eine Ehe aus Convention; sie waren überdieß gleich an Jahren. Doch war es eine sehr

glückliche Ehe, einig in Gottesfurcht und Andacht. Anna gebar ihm 15 Kinder:

Elisabeth, (Königinn von Pohlen) 1526.

Maximilian, (nach dem Vater Kaiser) 1527.

Anna, (Herzoginn von Baiern) 1528.

Ferdinand, (in der Folge Herr von Tirol und den Vorlanden, Schöpfer der Ambraßer Sammlung) 1529.

Maria, (Herzoginn von Jülich und Cleve) 1531.

Magdalena, 1532.

Katharina, (Herzoginn von Mantua) 1533.

Eleonora, (Herzoginn von Mantua) 1534.

Margaretha, 1536.

Johann, 1538. (Starb einjährig.)

Barbara, (Herzoginn von Ferrara) 1339.

Karl, (nachmals Herzog von Steier, Kärnthen und Krain) 1540.

Ursula, 1541. (Starb zweijährig.)

Helena, 1543.

Johanna, (Großherzoginn von Toscana) 1547.

Ferdinand war erst 44 Jahr alt, als seine Gemahlinn starb; doch hatte er sie zu herzlich geliebt, um sich wieder zu vermählen. Das gottselige Leben seiner unvermählt hinterlassenen Töchter, welche es in ihrer Stiftung zu Hall unter Werken der Andacht und der christlichen Liebe beschlossen, hat Anton Passy, Priester der Versammlung des heiligsten Erlösers unter dem Titel Ferdinand des I. gottgeweihte Töchter und Enkelinnen Innsbruck 1833 umständlich und erbaulich vorgetragen.

Eine ausführliche pragmatische Geschichte der Regierung Ferdinands I. wird Freiherr von Buchholz nächstens vollenden; ein Werk, das nur dem Zutritt zu Archiven, ausgebreiteten Kenntnissen und unübertrefflichem Fleiß möglich geworden.

Wien hat unter der langen Regierung Ferdinands seine Gestalt verändert, welche in dessen letzten Jahren Stätigkeit gewonnen. Es wird nicht unwillkommen sein, Einiges von den Straßen, Plätzen, Häusern, Vorstädten, wie es vor 300 Jahren war, zu vernehmen.

Die meisten Gassen hatten schon in jener Zeit ihren heutigen Namen; in älterer Zeit aber hieß die Annagasse (Pippingerstraße), die Himmelportgasse (Treibotenstraße), die Dorotheergasse (Färbergasse) und die Färbergasse (Hofgäßchen), die untere Bräunerstraße (große Rosengasse, auch Rathgasse); daher man glaubt, daß das Rathhaus eine Zeit lang in dem Eckhaus derselben gegen den Graben bestanden habe. Die Wallnerstraße hieß (Wallisch- oder Walchgasse), die vordere Schenkenstraße (Mentler- oder Wendlerstraße), die Teinfaltstraße soll eine verderbte Aussprache ihres alten Namens Domvogtstraße sein; es gibt aber eine viel natürlichere Ableitung, indem der Platz, den wir jetzt Freiung nennen, am Steinfeld, die Teinfaltstraße also wohl (Steinfeldstraße) hieß. Unter Freiung verstand man ursprünglich nur das Asylrecht der Schottner, den Umkreis um ihr, Anfangs neben dem Gasthaus zum römischen Kaiser gestandenes

Stift, in welchen Verbrecher sich retten konnten, und von dem Stadtgericht frei waren. Das Haus zum Strauß und das daneben in der Renngasse, so wie die linke Seite des tiefen Grabens bis zur hohen Brücke war leerer Platz und hieß (auf dem Mist). Die Anhöhe beim Haidenschuß gegen die Nagler- (Nadler) gasse hieß (auf dem Bühel, auf dem Kiel), der Hofplatz (Herzoghof). Der Judenplatz soll seinen Namen daher haben, daß man den Juden, die einst in Erdberg verbrannt wurden, hier das Urtheil verlesen. Zwischen der hohen Brücke und der Wipplinger- (Wildwerker) straße hieß es unter den Felbern, die Seitzergasse (bei der Hollerstauden, die Karpaunergasse), der Auwinkel (Sauwinkel), die rothe Thurmstraße (auf dem Steig), der Hafnersteig (alte Bürgermusterung). Auf den ersten Anblick scheint es ganz unmöglich, daß auf dem ziemlich steilen Hafnersteig Bürgermusterung vorgenommen worden sein könne; allein, wenn man bedenkt, daß von dem Haus zum Küßenpfenning bis über den rothen Apfel kein Haus gestanden, und daß in ältester Zeit das nachmalige Kloster zu St. Lorenz Bürgerliches Zeughaus war, findet man die Sache erklärlich. Das bürgerliche Zeughaus kam, als 1331 St. Lorenz gestiftet wurde, in das Haus zum schönen Brunn, unter Ferdinand war es schon an seiner heutigen Stelle am Hofplatz. Bei der Beschreibung des ältesten kleinen Umfangs von Wien ist bemerkt worden, daß zwischen der Fischerstiege und dem Ruprechtssteig ein dritter, nun verbauter,

Steig zur Donau hinabführte; dieser Steig hieß bei den sieben Schwibbogen, sonach möchte das später dort erbaute sogenannte Kloster der Siebenbüchnerinnen wohl eigentlich Siebenbögnerinnen geheißen haben. Es muß auffallen, daß viele Gassen Wiens ihre Namen von Gewerben haben, wenn gleich hier und da der Namen nicht mehr für sich selbst spricht; wie z. B. bei der Wipplinger (Wildwerker-Kirschner-) straße, bei der Bognergasse, wo die vor Erfindung des Schießpulvers wichtigen Pfeil- und Bogenschnitzer wohnten; weßwegen auch das Thor daneben Pfeilerthor hieß. Unter den Tuchlauben wohnten nicht Tuchhändler, die nach der Elle ausschnitten, sondern die Laubenherrn, die mit Gold- und Seidenstoffen und mit Tuch im Großen handelten; unter Ferdinand fing man schon an, sie Niederleger zu nennen. Daß die gleichen Gewerbe in einer Gasse beisammen wohnten, war ein uralter Brauch in Wien; eben so war auch jeder Feilschaft ihr eigener Marktplatz angewiesen, daher heißen so viele Wienerplätze Märkte. Der alte Fleischmarkt, Haarmarkt, Kienmarkt, Bauernmarkt, Kohlmarkt sprechen selbst aus, was sie waren; in ganz alter Zeit war der letztere auch Holzmarkt; nach Erbauung der Burg unter Leopold dem Glorreichen wurde dem Holz aus den nahen Wäldern der Platz vor dem Widmer (Holzthor) angewiesen, von welchem ein Viertel der Stadt noch den Namen hat. Das zu Wasser gebrachte Holz hatte von jeher seinen Platz an der Roßau. Der hohe Markt war der Fisch-

markt, die Trödler standen auf dem Hof; der neue Markt war Getreidemarkt, der Stockameisenplatz der alte Roßmarkt, der Burgerspitalplatz der neue Roßmarkt, der Petersplatz der Milchmarkt, daher noch das Milchgäßchen. Die Schlachtbänke standen an der Schlagbrücke. Der Stephansplatz hatte eine ganz andere Gestalt, er war bis in die neueste Zeit ringsherum zu verschließen, und ward auch alle Abende verschlossen. In der Singerstraße zog sich eine Mauer von der Ecke des deutschen Hauses an das Kirchenmeisteramt hinüber, mit einem Thore und einer Thür für Fußgänger; eine etwas kürzere dergleichen Mauer stand am Eingang der Schulerstraße; neben dem Eckhaus des Stockameisenplatzes standen drei Häuser, wobei die Wohnung des Regenschori von St. Stephan und der Singerknaben; daneben ein Thor, der Goldschmidgasse gegenüber. An dieses Thor schloß sich eine Reihe Häuser von nicht mehr als einem Stockwerk der Brandstadt gegenüber, so daß die Gasse dazwischen ziemlich schmal war. In der Mitte dieser niederen Häuser war ein Schwibbogen auf die Brandstadt hinüber gespannt, welches Gebäude die Reliquien der Kirche enthielt, an bestimmten Tagen dem Volke geöffnet wurde, und der Heiligthumstuhl (Heilthumstuhl) hieß. Zwischen dem Ende dieser niederen Häuser und den Bischofhof stand ein gegen das Lugeck gerichtetes Thor. Der so ganz von geistlichen Gebäuden umschlossene Stephansfreythof war nicht eben, wie er jetzt ist, sondern hatte besonders gegen die Domherrnhöfe hin eine beträcht-

liche Erhöhung, von der in älteren Zeiten manchmal die Landesfürsten zum Volke sprachen. Wo jetzt die Fiaker stehen, stand die Magdalenacapelle, und hinter dem deutschen Haus die Todtencapelle; zwischen den Strebepfeilern der Kirche waren hinter Vergitterung Todtengebeine aufgehäuft, die man ausgegraben, um neuen Leichen Platz zu machen.

Die seltsamen **Namen mancher Häuser** in Wien z. B. wo der Wolf den Gänsen predigt, wo die Kuh im Brett spielt, zum Esel in der Wiege, zur eisernen Birn, zur blauen Flasche ꝛc. ꝛc. bestanden schon unter Ferdinand, und schreiben sich von dem Gebrauche her, die Außenseiten der Häuser zu mahlen, und von der noch bestehenden Neigung der Wiener zum Scherz. Eben so seltsam waren manche alte **Familiennamen**, z. B. Schlagnitweit, Sparenkannst, Stoßinhimmel, Schabdenrießel, Küßdenpfenning ꝛc., die drei letzteren haben sich bis heute als Häusernahmen erhalten.

Von den **Namen der Thore** erklären sich Fischer-, Neu-, Schotten-, Burg- und Kärnthnerthor selbst; das Stubenthor, das weiter rechts am Ende der Schulerstraße gestanden, hatte nicht, wie Mehrere glauben, von den Studentenstuben (bursae), sondern von den gleich außer diesem Thor bestandenen Badstuben für Arme den Namen. Die Kreuzfahrer brachten aus dem Orient den Aussatz nach Wien, zugleich aber auch das Heilmittel mit, die warmen Bäder. Es gab deren zehn unter Ferdinand im Innern der Stadt, wovon nur noch der Namen Neu-

bad übrig ist. Vom rothen Thurm ist keine Spur mehr vorhanden, er stand noch bei älterer Menschen Gedenken links an dem sogenannten Müllerischen Cabinet; war von Maximilian I. gebaut, und bekam den Namen von seinem rothen Ziegeldach. Früher war er ein nicht fahrbarer Thurm, wie der am Müllerischen Cabinet rechts gestandene, unter M. Theresia abgebrochene Fachthurm, und der Krötenthurm, aus dem die Pforte beim rothen Apfel geworden ist. die Haupteinfahrt in die Stadt war vor Maximilian durch das Werderthor. In dem rothen Thurm hoch oben hing eine Speckseite; ihre wirkliche Bedeutung ist verloren gegangen; vielleicht eine verunglückte Beziehung auf die Juden, die zuerst die Leopoldstadt bevölkerten. Unter den scherzliebenden Wienern aber hat sich die Sage erhalten, die Speckseite sei schon bei Erbauung des Thurms für denjenigen Wienerbürger aufgehängt worden, der seine Frau nicht fürchtet; ein Einziger habe es einst prahlend unternommen, sei aber von halber Höhe wieder herabgestiegen, um ein Tuch vorzubinden, damit er nicht mit beschmutzter Kleidung nach Hause komme.

Von den Vorstädten ist billig zuerst die Leopoldstadt als die älteste und größte zu nennen. Unter Ferdinand floß die Donau schon lange nicht mehr, wie zu den Zeiten der Römer, an den Mauern Fabiana's; außerordentliche Ueberschwemmungen, besonders in den Jahren 1118, 1126, 1172, 1193, 1195 und 1210 hatten sie in mehrere Arme zersplittert, wovon nur einer an der Stadt blieb. Von die-

sen verheerenden Fluthen wurden viele früher bekannte Dörfer bis auf die letzte Spur hinweggerissen, Korneuburg von Klosterneuburg und die Roßau von der Leopoldstadt getrennt. Es ist unmöglich, genau anzugeben, was für Inseln zwischen Wien und dem Marchfeld vor 300 Jahren bestanden, wie sie geheißen, wie sie begränzt, und wessen Eigenthum sie gewesen. Das wissen wir aber gewiß, daß die Leopoldstadt und die Roßau zu diesen Inseln gehört, und damals noch keinen anderen Namen gehabt, als im untern Werd (Insel) und im obern Werd. Wolfgang Schmelzel, ein Leipziger Student, der nach Wien kam, um da sein Glück zu suchen, und Schulmeister bei den Schottnern wurde, gibt in seinem Lobgedicht auf die Stadt Wien 1563 die Länge der Donaubrücken folgendermassen an: die erste Brücke vom Marchfeld herein, damals die Wolfsbrücke genannt, hatte 13 Joch und war 260 Schritt lang; dann folgte bald eine zweite kleine Brücke mit 8 Joch und 160 Schritt lang; dann mehrere ganz kleine Brücken; darauf die dritte große Brücke mit 30 Joch, 500 Schritt lang; von dieser kam er erst auf den alten Tabor, wo er die Mauth zahlen mußte; endlich die vierte die Schlagbrücke mit 5 Joch und 96 Schritt lang. Zur vergleichenden Uebersicht, wie der Stromlauf sich seither geändert hat, folgen hier die gegenwärtigen Brückenlängen: die erste Brücke vom Marchfeld herein ist streng genommen die Brücke über die schwarze Lacke zu Jedelsee, 115 Schritt lang; die zweite ist jetzt die große

mit 26 Joch und 362 Schritt lang; die dritte mit 10 Joch ist 220 Schritt lang; eine vierte über das Fahnstangenwasser ist 212 Schritt lang, jetzt ein Damm und das Wasser ausgetrocknet; die Schlagbrücke ist jetzt die fünfte mit 1 Steinjoch und 90 Schritt lang. Man sieht hieraus, daß der Hauptstrom sich seit 300 Jahren um eine große Strecke dem weichen Boden des Marchfeldes genähert hat, also 1000 Jahre früher wohl ganz an der Hügelreihe von Nußdorf bis Erdberg geflossen ist. Im Mittelalter heißt diese Gegend die alte Donau, und durchaus findet man noch in der Tiefe von 3 bis 14 Fuß das alte Flußbett. Bei dieser Gelegenheit sind zwei Namen zu berichtigen. In dem Bestreben hochdeutsch zu sprechen hat man aus Eipeldau Leopoldau gemacht, es hat aber niemals so geheißen, sondern sein alter Namen ist Alpiltau; was in gemeiner österreichischer Mundart Eipeldau wird. Der Namen Tabor stammt aus dem Hussitenkrieg her, die daselbst eine Verschanzung hatten. Die Hussiten, wie die Puritaner in Schottland und England, hatten immer den Mordstahl und die Brandfackel in den Händen und Worte der heiligen Schrift im Munde; so nannten sie denn auch ihre festen Plätze überall Tabor.

Einst waren also die Roßau und die Leopoldstadt eine zusammenhängende mit Wald bedeckte Insel. Nachdem eine gewaltsame Veränderung des Flußbettes sie von einander getrennt, war die Roßau keine Insel mehr, behielt aber noch lange den Namen

im obern Werd, bis sie, durch kein Wasser mehr von der Stadt geschieden, sich zu einer Vorstadt bildete; die ihren Namen erhielt, weil man ihren unmittelbaren Zusammenhang mit der Stadt zuerst zur Roßweide benutzte. Diese ganze alte Roßau ist aber bei der ersten türkischen Belagerung verschwunden, und nur die Leopoldstadt allein steht auf der alten Stelle, wo sie entstand.

Schon in ganz alter Zeit stand die Schlagbrücke; jenseits derselben standen längst dem Ufer Hütten von Fischern und Schiffleuten. Ueber die Brücke trieben die Bürger ihr Vieh auf die Weide, und allmählig entstanden Maierhöfe. In den goldnen Tagen Leopolds des glorreichen konnten sich die Wiener ihrem Hang zum Vergnügen überlassen; neben den Maierhöfen bauten sie sich Häuser mit Aussichten in die schönen Auen und ihre mit hohen Bäumen gezierten Wiesenplane und Wasserpartthien, legten Gärten an, worin sie berühmt waren, wie denn auch die ersten Tulpen von Wien nach Holland kamen. So verbanden sie mit einer einträglichen nahen Landwirthschaft das Vergnügen von Gärtnerei, Wasserfahrten, Jagd und Fischfang. Als die vorzüglichsten Bestandtheile des untern Werd kommen in alten Zeiten vor: 1) die Wolfsau, jetzt Brigittenau, 2) die Taborau, in der Gegend des Augartens, wird auch später Schottenau genannt; 3) die Rohrschütt mit dem Schildgraben, zwischen dem Augarten und der Haide. Conrad Reicholf und seine Hausfrau Katharina, dann Hanns und Paul Syrfeyer

stifteten 1377 diese Gegend, wo das Bräuhaus steht, mit ihrem Maierhof und Garten, Wiesen und all ihrem Gut zum Bürgerspital. 4) Die Heide, hat zum Theil ihren Namen noch; 5) die Baderinsel, von der Haide bis zur Donau; 6) unter den Felbern hieß die Gegend von der Donau bei der Schlagbrücke bis zum schwarzen Bären hinauf; 7) das Stadtgut ist ohne Zweifel jene Besitzung im untern Werd, welche einst Herzog Wilhelm seinem getreuen Gefährten Lorenz geschenkt, und dieser der Stadt verkauft hat; 8) die Venedigerau, jetzt die Jägerzeil. Alte Benennungen in der Leopoldstadt sind ferners: der obere Fall beim scharfen Eck, der untere Fall bei der Schlagbrücke, von da längst dem Ufer hinab das hangende Ort, weiter unten der Gries, dann die Schütt (das Schüttel). Der Namen Prater kommt unter Ferdinand I. noch nicht vor. Die Habsburgischen Landesfürsten insbesondere verliehen den Ansiedlern im untern Werd so wesentliche Begünstigungen, daß ungeachtet wiederholter feindlicher Einfälle und unzähliger Ueberschwemmungen, aus jenen, von verschiedenen Wassergraben durchschnittenen Auen eine Vorstadt Wiens geworden ist, welche durch ihre Ausdehnung, Bevölkerung, Schönheit und Wohlhabenheit an und für sich eine ansehnliche Stadt sein würde.

Die übrigen Vorstädte, mit Inbegriff der Roßau, fand Ferdinand nicht auf eben der Stelle, wo sie heute stehen, sondern ganz an die alte Stadtmauer angebaut. Sie hörten ungefähr dort auf, wo

sie jetzt anfangen. Als nach der ersten türkischen Belagerung ordentliche casamattirte Festungswerke und Bastionen außer der alten Stadtmauer erbaut, ein breiter Graben und bedeckter Weg hergestellt worden, wurde auch verboten, auf 50 Klafter Entfernung von demselben ein Haus zu bauen. Damit verschwanden die, ohnehin vor der Belagerung abgebrochenen und abgebrannten, alten Vorstädte ganz und gar. Erpurg (**Erdberg**) war ein herzogliches Schloß und Maierhof. Von der Schlagbrücke am Ufer hinab wohnten die Fleischhauer, neben ihnen die Gärber, daher untern **Weißgärbern**. Die **Landstraße**, die **Ungargasse**, der **Rennweg** waren nichts als wirkliche Straßen und Wege durch Weingärten von außen her zur steinernen Brücke, die 1400 unter Albrecht IV. erbaut wurde; was da von Vorstadt bestand, hieß **außer dem Stubenthor**. Zwischen dem Burg- und Kärnthnerthor längst der Wien hieß die Vorstadt, die nicht mehr ist, die **Wieden**. Was jetzt zu derselben gehört, Margarethen, Matzelstorf, Nikolsdorf, Reinprechtsdorf, Hundsthurm, Hungelbrunn, Lorenzer- und Schaumburgergrund waren Dörfer und Maierhöfe außer den Vorstädten, und weiter entfernt, als z. B. jetzt Döbling, Währing und Hernals. **Conrathswerth** (**das Freihaus**) war eine den Grafen Stahremberg gehörige Insel, zwischen zwei Armen der einst wasserreichen Wien. Die **Schleifmühle** ist älter als die ganze Vorstadt. Die **Panigl-** (**Plenkler-**) **gasse** steht zum Theil auf dem alten, die Vorstadt umschließenden

Graben. Wenn man den Getreidmarkt und seine Umgebung betrachtet, so bleibt kein Zweifel, daß da die Laimgrube war; der Ziegelschlag erstreckte sich bis an die Wien. Vor der türkischen Belagerung stand aber dort herum noch das Spital St. Merten, und Kirche und Kloster St. Theobald (Diepold); weiter gegen die Stadt mehrere sogenannte Frauenhäuser. Auf der Anhöhe ober der Laimgrube standen **Windmühlen**; die Gegend, wo das **Theater** steht, hieß der Saugraben. Der **Magdalenagrund** hat seinen Namen, weil er zur Magdalenacapelle am Stephansfreithof gestiftet war; ehe da aufgeräumt und bessere Häuser gebaut worden, hieß er das **Ratzenstädtel**. Vom rechten Ufer der Wien bis hinüber an die Donau waren durchaus Weingärten. Herrn von **Gumpendorf** waren schon vor 700 Jahren bekannt; unter den Römern in der alten Vindobona muß es eine ausgezeichnete Gegend gewesen sein, indem man da sehr viele römische und auch jüdische Denkmähler gefunden. Nicht ferne von Gumpendorf stand das Dorf **Schöff**, wo schon in jener Zeit, die zu Lande heimkehrenden oberösterreichischen Schiffleute (Schöffleute) ihre Herberge hatten; heute ist es **Mariahilf**. Von da rechts hinüber durch alle Schottengründe, die Josephstadt, Alservorstadt, bis wieder zur Donau, war unter Ferdinand, wenige Wohnungen abgerechnet, Alles nur Feld. Aeltere Menschen haben das Schottenfeld und das Breitenfeld noch ganz ohne Häuser gesehen, wo jetzt über 20,000 Menschen wohnen. Was jetzt **Spitelberg** heißt, war ein Theil der

Hutweide auf dieser Seite; Wolf Kirchberger ein Wienerbürger übernahm ihn in vieljährige Pachtung, baute sich einen Maierhof, cultivirte den Grund, wodurch ihm ein Stück davon entbehrlich wurde, das er auf Bauplätze zertheilte. Kroaten und Ungarn siedelten sich vorzüglich da an; so entstand der Namen Kroatendörfel, welcher blieb, bis es an das Bürgerspital kam. Die Vorstadt St. Ulrich hieß einst das Gut Zaismannsbrunn, und gehörte dem reichen Wienerbürger Dietrich, der noch unter den Babenbergern dort eine Kirche zu Ehren des Augsburgerbischofs St. Ulrich 1211 baute und mit Stiftungen versah. Das Stift Schotten tauschte sie 1302 gegen Mariastiegen ein; unter Ferdinand lag sie in Trümmern. Ein Sturmwind hatte sie 1474 eingestürzt, der Pfarrer, sein Caplan und über 30 Menschen wurden erschlagen. Die jetzigen Häuser Nr. 4, 5 und 6 von St. Ulrich bildeten ein Ritterschloß, mit einem Graben umgeben, Neudeck genannt, dessen Gründe bis zu der eisernen Frauensäule am Stadtgraben neben dem Burgthor reichen; auch seit 1695 dem Stift Schotten gehörig. Am ganzen Altlerchenfeld, Strozzischen Grund und Josephstadt, wo jetzt 19000 Menschen wohnen, stand unter Ferdinand nichts als ein großer Maierhof, der rothe Hof genannt; gegenwärtig in 12 Häuser zerstückt. Ob das Lerchenfeld vom Lerchenfang oder von einem dagestandenen Lerchenwald den Namen hat, ist zweifelhaft; doch letzteres wahrscheinlicher, weil in Urkunden der Ausdruck das dürre Lerchenfeld vor-

kommt, und der Wald einst bis auf den Stock am Eisen sich erstreckte. Die Josephstadt wurde Kaiser Joseph I. zu Ehren so genannt und erst 1701 zu erbauen angefangen. Marchese Strozzi, der auf seinem Freigrund im Altlerchenfeld einen Pallast erbaute, und ihn mit einem großen Garten umgab, das Uebrige auf Häuserbau zerstückte, gab dem Strozzischen Grund den Namen. Der Alser- (nicht Alster-) grund hat seinen Namen vom Alserbach, der von Hernals in die Donau fließt. Es sei vergönnt, hier zu bemerken, daß unter den Babenbergern eine Familie der Herren von Als lebte, welche ihre Herrschaft Als 1264 an die deutschen Herrn zu Wien verkauften, und daß auf diese Art der Namen Herrnals entstand. Die heutige Alsergasse wurde erst unter Leopold I. gebaut; unter Ferdinand I. war sie größtentheils freies Feld und hieß bei den sieben Hofstätten. Am Alserbach erstreckte sich ein Dorf bis einschlüßig des später sogenannten Thurygrundes; das hieß Siechenals von den mehreren dort befindlichen Anstalten für Gebrechliche, wie das Versorgungshaus zum blauen Herrgott, der alte Contumazhof (jetzt das Irrenhaus) das Lazareth, vielleicht einst das Kloster des heiligen Severin St. Johann am Alserbach. Die alte Alsergasse fing unmittelbar beim Schottenthor an, und endete bei der gegen den Alserbach gerichteten Ecke des rothen Hauses. Das Salzburgische Stift Michaelbayern besaß die Capelle St. Gertrud in Währing und Grundstücke bis an die Als herein seit seiner Stiftung im Jahre 1072; doch stand

unter Ferdinand kein Haus darauf. Auch nur wenige in Alt-Lichtenwerd, einem entfernten Dörfchen, woraus in neueren Zeiten Lichtenthal geworden ist. Der Himmelpfortgrund hieß der Sporkenbühel, und war ein dem Frauenkloster zur Himmelspforte gehöriger Weingarten. Der Thury ist der größere Theil des bei der türkischen Belagerung gänzlich zu Grunde gerichteten Dorfes Siechenals, welchen schon 1564 Johann Thury ein Hofdiener und Ziegelschaffer wieder aufzubauen angefangen hatte. Von der Roßau kann man ebenfalls sagen, daß sie unter Ferdinand I. aufgehört hat, wo sie jetzt anfängt. Des Fischerdörfchens vor dem Werderthor ist schon erwähnt worden. Nebst diesem zog sich eine belebte Gasse vom Schottenthor an die heutige Dreimohrengasse, und wurde die Neuburgergasse genannt von dem darin gestandenen Klosterneuburgerhof; daneben befand sich auch das alte Magdalenenkloster. Das Alles sammt dem Fischerdörfchen ist durch die türkische Belagerung und den darauf gefolgten Festungsbau auf immer verschwunden. Der Althannische Grund, in jener Zeit ein Stück des oberen Werd, hat seinen Namen von dem Grafen von Althann, der unter Leopold I. da einen Pallast baute, und einen großen Garten anlegte; diese Besitzung aber bald darauf an den Magistrat verkaufte, der den Garten auf Bauplätze verstückte.

So wie Wien in früheren Zeiten aus jedem Unglück, selbst aus gänzlichen Verfall sich herrlich wieder emporhob, so erholte es sich auch bald von

dem Schaden, den es bei der türkischen Belagerung gelitten. Der obenerwähnte Schottner Schulmeister Wolfgang Schmelzel stellt in seinem, eben in Ferdinands Todesjahr geschriebenen Lobgedicht auf Wien ein Bild von dessen wiedergekehrten Wohlstand auf. Er beschreibt seine Ankunft über die Brücken herein; in der Schottenau sah er große Herren mit goldenen Ketten, die auf türkischen und spanischen Pferden Ritterspiel trieben, dann viele Bürger und Kaufleute, die spazieren ritten und gingen. Bei der Schlagbrücke sah er die Galeeren, deren Mannschaft im Feuer exercirte, und die so schnell stromaufwärts fuhren, daß er sich verwunderte; auch großen Handel auf der Donau sah er.

»Der Kaufleut' Knecht, die zogen,
Trugen voll Geld, daß sie sich bogen. — — —
Wer sich zu Wien nicht nähren kann,
Ist überall ein verdorbner Mann.
Wie mancher fremder armer Knecht
Fand Ehr' und Gut zu Wien mit Recht. — — —
Mehr Musikus und Instrument
Find't man gewiß an keinem End. — — —
Und wie ich b'sah die Stadt mit Fleiß,
Glaubt ich, ich sei im Paradeis.«

Maximilian II.

Viele Staatsmänner halten Theilungen großer Monarchien unbedingt für nachtheilig, doch thaten es die ausgezeichnetesten Herrscher, Carl der Große,

Theodosius, Constantin der Große, Diocletian. Es hatte allerdings üble Folgen; allein, wenn wir die Geschichte aufmerksam betrachten, entsprangen diese üblen Folgen nicht sowohl nothwendig aus der Theilung selbst, als aus dem Mangel des Herrschertalentes bei den Nachfolgern. Wenigstens fand die Welt sich nichts gebessert, als Constantius die ganze Monarchie seines Vaters Constantin des Großen wieder vereinigte, und als Carl der Dicke alle Kronen Carls des Großen in Händen hatte. Dagegen waren Theodorich, Otto I., Friedrich I., Carl V. mit ihrem Theil der fränkischen Monarchie große gefürchtete Herrscher. Carl V. theilte ja selbst mit seinem Bruder, noch ehe dieser König von Ungarn und Böhmen war.

Solche Betrachtungen, und die Ueberzeugung von den vortrefflichen Eigenschaften seiner Söhne, haben ohne Zweifel auch Ferdinand I. bewogen, schon 1554 eine Anordnung zu treffen, kraft welcher sein Erstgeborner, Maximilian in Ungarn, Böhmen, Oesterreich, Mähren und Schlesien, der zweite, Ferdinand in Tirol, Vorarlberg, und den übrigen Besitzungen in Schwaben und Elsaß, der dritte, Carl in den drei innerösterreichischen Herzogthümern Steier, Kärnthen und Krain dem Vater nach seinem Tode nachfolgten. Würdig zeigten sich alle drei der hohen Stellen, wozu sie berufen waren.

Maximilian II. bei seinem Regierungsantritt schon 37 Jahr alt, war wie sein Vater auch in Spa-

nien erzogen, und von den gelehrtesten Männern unterrichtet. Dieser seltne Fürst verband mit den ausgezeichnetesten Gaben des Geistes und des Gemüthes auch, gleich seinem Vater vorzügliche körperliche Schönheit. Er zeigte sich schon in jungen Jahren so verständig und tapfer, daß Carl V. bei seiner oftmaligen langen Abwesenheit von Spanien, nicht dem eigenen, selbst um einige Monate älteren Sohn **Philipp**, sondern unserm Maximilian die Statthalterschaft anvertraute; auch sein liebstes Kind **Maria** ihm zur Gemahlinn gab. Bei dem Ruf, der vor ihm herging, fand er wenig Anstand, den Kaiserthron zu besteigen, und er behauptete ihn rühmlich während seiner ganzen, leider nur kurzen Regierung.

Ferdinand konnte in seinem ganz katholisch und ruhig gebliebenen Tirol sich ungestört seiner Neigung für Künste und Kenntnisse überlassen. Die Ambraßer Sammlung, besonders ihre Kunstwerke und Manuscripte, geben ein redendes Bild von diesem seltnen Fürsten. In eben dieser Sammlung befindet sich das Porträt seiner ersten Gemahlinn Philippine Welserinn, an dessen Aehnlichkeit man also nicht zweifeln darf. Es zeigt keine so blendende Schönheit, um der Schönheit wegen allein eines Kaisers Schwiegertochter zu werden, man darf glauben, daß vorzüglich nur gebildeter Geist und edle Sitte die Bürgerstochter auf den Thron gehoben haben.

Carl vertheidigte tapfer seine stark bedrohte

Gränze gegen die Türken, war ein musterhafter Familienvater, ein trefflicher Gesetzgeber. Zu einer Zeit z. B. wo man in ganz Deutschland, ja wohl in ganz Europa an Goldmacher, Wahrsager, Zauberer und Hexen glaubte, findet man in seinem Landrecht (Polizei- und Strafgesetz) die unerwartete, und einen, seinem Jahrhundert vorleuchtenden Geist verrathende Anordnung, Leute, welche das Volk glauben machen, daß sie übernatürliche Kräfte und geheime Wissenschaften besitzen, sollen als Betrüger streng bestraft werden. Von ihm ist auch das Gesetz, daß kein Richter auf Spielschulden erkennen soll; daher wurden sie Ehrenschulden genannt. Seine Kleiderordnung setzt eine Pracht bei allen Ständen voraus, wie man sie in neueren Zeiten kaum glaublich findet, und diese Pracht gibt Zeugniß von dem allgemeinen Wohlstande unter seiner Regierung.

Maximilian wurde mit allgemeinem Jubel empfangen, als er bereits zum König von Böhmen erklärt, mit seiner Gemahlinn noch bei Ferdinands Lebzeiten nach Wien kam. Unter vielen öffentlichen Freudenbezeugungen war eine, die gleichmäßig den Reichthum, die Kunsterfahrenheit und den grandiosen Sinn der Wiener beweiset; der Stephansthurm war von unten bis an die Spitze mit Laternen beleuchtet. Mit Maximilians zahlreichem Gefolge kam auch ein Elephant, der erste in Wien. Man kann sich den Zulauf denken, die Abbildung dieses Elephanten war noch in unsern Tagen am untern Eckhaus des Grabens zu sehen.

Maximilian II., als er zur Regierung kam, nahm sich seinen Ahnherrn Maximilian I. und seinen Vater Ferdinand I. zum Muster. So wie der Erste arbeitete er darauf hin, die Türken nicht nur aus Ungarn, sondern ganz aus Europa zu treiben, und wie der Andere ließ er es sich sorgfältig angelegen sein, die getrennten christlichen Religionsparteien wieder zu vereinigen. Um diese seine großen Absichten zu erreichen, schloß er ein Bündniß mit Rußland und schickte Gesandte nach Persien. Die Wiedervereinigung der Christen hoffte er mit großer Zuversicht. Er hatte Verfolgung der Protestanten nie geübt, selbst nie geäußert. Er glaubte sie damit sich geneigt gemacht zu haben. Um sie von seiner Unparteilichkeit zu überzeugen, gestattete er der Stadt Wien und dem Landadel freie Religionsübung. Im Auslande hatte sein Bemühen Erfolg; Rußland und Persien erklärten sich bereit zu gleichzeitigem Angriff. Nicht so gut ging es im deutschen Reich, und eben so wenig in den Erbstaaten. Der religiöse Protestantismus war in den politischen übergegangen; man schrieb und predigte nicht mehr um zu lehren, sondern um seinen Anhang zu vergrößern; es war nicht mehr so viel darum zu thun, sich des Papstes und der Beschränkungen der katholischen Lehre zu entledigen, als vielmehr die Macht des Kaisers und alle Schranken niederzustürzen. Das Beispiel der Fürsten, welche Klöster öffneten, was nicht selbst davon lief, verjagten, die Güter einzogen; das Beispiel von Bischöfen und Prälaten, welche das

Kirchengut in ihr Eigenthum verkehrten, wirkte gewaltig. Die Lust, sich an fremdem Gut zu vergreifen, wurde allgemein. Derselbe Geist, welcher allerwärts und jederzeit bei Revolutionen sich zeigt, beherrschte auch damals die Neuerer. Unaufhörliche Klagen über Unterdrückung, Verfolgung, Despotismus, mit keiner Schonung, keinem Zugeständnisse zu stillen; dann bei erreichter Macht feindselige Unterdrückung, grausame Verfolgung, eiserner Despotismus.

Als Maximilian den Fürsten des deutschen Reiches seine Absicht, die Türken aus Europa zu vertreiben vortrug und ihnen zeigte, daß bei der Schwäche des Sultans Selim, bei der inneren Zerrüttung Frankreichs, das Unternehmen in Verbindung mit Rußland und Persien nicht mißlingen könne, wenn sie ihm ein bedeutendes Heer beistellten; da fand er das Reich, von innerem Zwist zerrissen, weniger als je eines einmüthigen Entschlusses fähig. Die Protestanten antworteten sogar in der Blindheit des Hasses, sie hätten von den Türken weniger zu besorgen als von dem Papste. Und in eben diesem Geiste riethen die bereits größtentheils protestantischen Stände Oesterreichs lieber die Jesuiten zu vertreiben als die Türken.

So sah sich denn der Kaiser außer Stande, ein deutsches Heer aufzubringen. Auch von dem mächtigen Spanien hatte er keinen Beistand zu erwarten; denn Philipp II. konnte während seiner ganzen langen Regierung den Vorzug nicht vergessen, den

Carl V. dem jungen Maximilian zugestanden hatte; und es stimmte dessen sanfte Behandlung der Protestanten mit der rauhen Strenge Philipps gegen sie schlecht zusammen. Maximilian verschob seine große Idee auf bessere ruhigere Zeiten, die er nicht erlebte; schloß Frieden mit Selim und Zapolya und wendete sich mit desto größerem Eifer zu seiner zweiten Absicht, zur Vereinigung der Religionsparteien. Leider eben so vergeblich! Es ist eine sonderbare, und doch fast allgemeine Eigenheit der Menschen, daß man diejenigen vorzüglich liebt, denen man Gutes erwiesen, so wie man vorzüglich jene Blumen pflegt, die man selbst gepflanzt; dagegen aber mit Solchen sich nicht leicht aufrichtig versöhnt, denen man großes Unrecht angethan. Man fürchtet immer Wiedervergeltung, und wo man sich überzeugt, daß der Beleidigte großmüthig oder um Gotteswillen vergeben hat, findet man sich gedemüthiget. Dem stolzen Menschenkind ist Demüthigung unerträglich, er sucht Gründe den Beleidigten zu hassen, damit das zugefügte Unrecht gerechtfertiget erscheine. So entflammten die protestantischen Prediger überall den Haß gegen die Katholiken, indem sie die Unwissenheit, Zuchtlosigkeit, die Habsucht und den Stolz der Geistlichen, die Ueppigkeit, Trunkenheit, Spielsucht, Kleiderpracht der Laien mit den lebendigsten Farben schilderten. Die katholischen Prediger fehlten nicht weniger, indem sie Gleiches mit Gleichem zu erwiedern trachteten, und allen möglichen Schimpf über ihre Gegner ausgossen. Wechselweise übergaben sie

einander als Götzendiener und Ketzer der Hölle, und das Evangelium der Liebe wurde mit erbittertem Haß gepredigt. Ueberdieß waren die Protestanten schon in Secten zerfallen, die von einander weiter abstanden als die Lehre Luthers von der katholischen, und wollten von dem Kirchengute nichts zurück erstatten; die Katholiken dagegen wollten nicht erkennen, daß die ihnen gemachten Vorwürfe nicht ganz ungegründet waren, und konnten keinen Verlust verschmerzen, um des Kaisers heilsame Absicht damit zu befördern. So wurde von keiner Seite seinen Bemühungen entgegen gekommen.

Maximilian hielt indessen streng auf den Landfrieden in Oesterreich sowohl als im deutschen Reiche. Wilhelm von Grumbach und zwei andere fränkische Edelleute ermordeten den Bischof von Würzburg. Daß der Ermordete ein katholischer Bischof war, galt bei Johann Friedrich, Herzog von Sachsen für zureichenden Grund, die Mörder in Schutz zu nehmen. Man warnte ihn, daß er dadurch Theilnehmer an dem Verbrechen des Landfriedensbruches werde, man forderte die Auslieferung der Mörder; er verweigerte sie und rüstete sich. In die Acht erklärt, widersetzte er sich mit gewaffneter Hand. Er wurde geschlagen, gefangen, die drei Mörder hingerichtet; er des Herzogthums entsetzt, und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Auf einem offenen hohen Wagen, einen Strohhut auf dem Kopf, von Reitern umgeben, wurde er im Mai 1567 durch ganz Wien vom rothen Thurm bis in die Burg und

von da in sein Gefängniß zu Stadt Steyer geführt, wo er sein Leben nach 28 Jahren beschloß. Wenn ein theilnehmendes Herz von diesem Schauspiel des Unbestandes irdischer Hoheit sich beklemmt fühlt, so wird es treue Liebe wieder erquicken. Des Herzogs Gemahlinn die Pfalzgräfinn Elisabeth hat durch 28 Jahre seine Gefangenschaft bis zu seinem Tod mit ihm getheilt.

Das Bestreben nach Religionsveränderung wurzelte auch in Frankreich, und trug bald seine böse Frucht, den Bürgerkrieg. Der Fanatismus, welcher den Bürgerkrieg schrecklicher macht als jeden andern, erzeugte die gräuliche Bartholomäusnacht zu Paris, in welcher Protestanten, wo man sie fand, erschlagen und erschossen wurden. Man sagt, daß Heinrich, der jüngere Bruder des ebenfalls noch jungen Königs Carls IX., ein vorzüglicher Urheber dieser Missethat im Großen war, welche den Katholiken zu gerechtem Vorwurf und höchsten Nachtheil gereichen mußte; wie sie denn auch der Kaiser laut und streng mißbilligte. Neun Monate später wählten die Pohlen, nachdem mit Sigmund August, Ferdinands I. Schwiegersohn der Stamm der Jagellonen ausgestorben war, diesen französischen Prinzen Heinrich zum König, und er nahm Besitz von dieser Krone. Nach einem Jahr jedoch 1574 starb sein älterer Bruder Carl IX., und der Thron von Frankreich war für ihn erledigt. Beide Reiche konnte er nicht vereinigen, Paris gefiel ihm besser als Krakau, eine hohe Meinung von sich selbst machte ihn glau-

ben, daß die Pohlen ihn mit gutem Willen nicht würden ziehen lassen; er wußte sich also keinen besseren Rath als der Welt das seltsame und komische Schauspiel zu geben, daß er verkleidet, Pflaster über einem Auge, mit falschem Bart, bei Nacht einem Königreich davon lief. Er kam nach Wien, Maximilian empfing ihn als Heinrich III. König von Frankreich. Während den fünf Tagen seiner Anwesenheit war täglich Jagd, Vormittag im Thiergarten des Neugebäudes bei Simmering, Nachmittag im Prater, Mittags große Tafel, Abends Ball bei Hof. Heinrich III. hatte alle Eigenschaften eines galanten Prinzen, sehr wenige eines würdigen Königs; in dem Bewußtsein seines Antheils an der Bartholomäusnacht, plagte ihn überall die Furcht, von den Protestanten ermordet zu werden. Er wurde daher von dem reichen und gewaltigen kärnthnerischen Freiherrn Khevenhüller mit großem Gefolge bis an die Gränze des Venetianischen Gebietes begleitet. Er entging seinem Schicksal doch nicht. Mit drei Brüdern starb das regierende Haus Valois in Frankreich aus. Franz II. lebte an der Seite der schönen Maria Stuart durch zwei Jahre ein freudenvolles glänzendes Leben, als er 1560 in blühender Jugend kinderlos starb, und Maria weinend in die Nebel von Schottland zurückkehrte. Carl IX. folgte als König; 1570 zu Ende Novembers vermählte er sich mit Elisabeth, Maximilians II. Tochter, und starb am 20. Mai 1574 nach kurzer kinderloser Ehe. Nun kam die Krone auf Heinrich III. Stürmisch und un-

glücklich war seine fünfzehnjährige Regierung, er mußte von Paris flüchten, ermordete die, um Thron und Reich hochverdienten Guisen, wurde excommunicirt, schlug sich verzweifelnd zu den Protestanten, belagerte mit ihnen Paris, und wurde von einem Katholiken ermordet. Welch ein Schicksalswechsel zwischen dem ältesten Bruder und dem jüngsten!

Die Königinn Elisabeth, Maximilians Tochter, war mit 20 Jahren Witwe geworden. Philipp II. und Heinrich III. boten ihr Hand und Thron an, sie schlug beide aus, und ging nach Wien, um ein Kloster zu stiften, und da ihr Leben zu beschließen. Sie that das nicht aus witiblichen Schmerz, denn Carl IX. war nicht gut, und von höchst unangenehmer Bildung; sie that es aus frommen Eifer. Ihre Kostbarkeiten machte sie zu Geld, und verwendete all ihr Hab und Gut, um das Kloster für 60 Nonnen mit unbeweglichen Gütern zu stiften. Sie kaufte das Haus des siegreichen Vertheidiger Wiens Grafen Niklas Salm und das Hofkircheni'sche Haus daneben, eine Gräfinn Kuhn schenkte ihren daran stoßenden Garten dazu. Der Königinn Oheim Carl Erzherzog von Innerösterreich überließ ihr die ihm zugefallene Stallburg, welche an der obern und untern Ecke mittelst einer Mauer mit dem Klostergarten und Gebäude verbunden wurde. Da wohnte Elisabeth während des Baues, da wohnten auch die 1580 unter der Obedienz des Beichtvaters der Königinn von München gekommenen ersten sieben Nonnen. Der ganze Bau des Klosters und der Kirche wurde

erst im October 1582 fertig. Die Kirche wurde zu Ehren Mariä der Königinn der Engeln eingeweiht, daher und weil das Kloster von einer Königinn gestiftet war, hieß es das königliche Kloster. Sie setzte die erste Abtissinn Ursula von Kühbach ein; die Nonnen bezogen das Kloster am 27. October 1582. Am 4. December darauf verließ Elisabeth die Stallburg, zog in das Kloster, nahm den Schleier, und lebte als eifrige und gehorsame Nonne, bis sie am 22. Jänner 1592 im 38. Jahr ihres Alters starb. Ihr Lieblingsbild, das sie aus Frankreich mitgebracht, eine getreue Copie jenes Bildnisses zu Rom, welches man dem Evangelisten Lucas zuschreibt, und vor dem sie bei den Gräuelscenen, welche sie in ihrem kurzen traurigen Ehestand erlebte, oft Trost gefunden, ließ sie der Abtissinn. Dieses Bild befindet sich jetzt auf dem Hochaltar der Augustiner Pfarrkirche. Nach 200 Jahren 1782 hob Joseph II. das Kloster auf, die Verbindungsmauern mit der Stallburg wurden abgebrochen, Kirche, Kloster und Garten verkauft. An ihrer Stelle stehen jetzt die Kirchen der Evangelischen und der Reformirten, und der Pallast auf dem Josephsplatz, den Graf **Fries** erbaute. In dem ersten Hof dieses Pallastes ist noch ein Baum des Klostergartens erhalten.

Bei Erwähnung der Anwesenheit Heinrichs III. von Frankreich in Wien ist das erstemal der Namen **Prater** vorgekommen. Maximilians II. einziges Vergnügen war die Jagd; um sich nicht weit von der Stadt und seinen Regierungsgeschäften zu entfernen,

kaufte und pachtete er einen von Donauarmen umschlossenen Theil der weitläufigen um diesen Strom noch bestehenden Auen; und sperrte ihn als Jagdbezirk. Da er in Spanien erzogen, und die spanische Sprache ihm die geläufigste war, ist es ganz natürlich, daß er diesen Jagdbezirk la Pradéra nannte, was im Spanischen die Aue heißt. Somit wissen wir woher der Namen Prater kommt; den der gemeine Mann in Wien richtiger Prader nennt. Klosterneuburg überließ dem Kaiser die Venedigerau, wo er für seine Jäger und Hunde Häuschen und Hütten erbaute; so entstand die Jägerzeil. Um auch im Gebirg zu jagen, baute er ein Jagdschlößlein unweit von Schönbrunn und einen Hundsthurm. Sein ältester Sohn Rudolph II. schenkte es dem Kriegszahlmeister Gattermayer, daher das Wäldchen daneben noch das Gatterhölzel heißt. Sein jüngerer Sohn Mathias entdeckte 1619 die vortreffliche Quelle in jener Gegend, baute ein größeres Schloß und nannte es Schönbrunn.

Die Pohlen citirten ihren entlaufenen König; und da er am bestimmten Termin nicht erschienen war, setzten sie ihn förmlich ab. Die Wahl eines neuen Königs war sehr streitig. Der Senat wählte den Kaiser; dieser aber wünschte vielmehr, die Krone auf das Haupt eines seiner jüngeren Söhne zu bringen. Das verlängerte den Streit. Endlich drang die Meinung des zahlreichen Adels durch; des verstorbenen Königs Sigmund August bejahrte Schwester Anna wurde gewählt, und ihr der ta-

pfere und staatskluge Stephan Bathory, Fürst von Siebenbürgen zum Gemahl bestimmt. Hätte nicht die Furcht vor Abhängigkeit von Oesterreich die Pohlen zu diesem Schritt vermocht, so würde wahrscheinlich durch die Mitwirkung der zahlreichen und kriegerischen Nation Maximilian, auch ohne Beihülfe der Deutschen sich stark genug gefühlt haben, seine große Absicht gegen die Türken auszuführen. Früher konnte er auf keine Mitwirkung der Pohlen rechnen, denn Sigmund Augusts Schwester Isabella war die Gemahlinn Zapolya's, und dieser vom Vater und Großvater her ein Verbündeter der Türken. Auch jetzt mußte der Kaiser auf solche Mitwirkung Verzicht leisten; denn Bathory, der nach Zapolyas kinderlosem Tod durch freie Wahl der Nation Fürst von Siebenbürgen wurde, stand unter türkischer Oberhoheit. Indessen war Bathory staatsklug genug, um die Schwäche Selims in Berechnung zu ziehen, und sich zum Frieden geneigt zu zeigen; Maximilian sah in der Ferne die Möglichkeit, noch einen Verbündeten an ihm zu gewinnen; widersetzte sich daher seiner Erhebung auf den pohlnischen Thron in keiner Weise, sondern schloß vielmehr Frieden auf 20 Jahre zwischen Oesterreich und Siebenbürgen.

Weder die wichtigsten Staatsgeschäfte, noch die entschiedene Neigung für die Jagd verhinderten Maximilian, viele treffliche Verordnungen für die Stadt Wien zu erlassen. Die merkwürdigsten sind, die Regulirung der Maße und Gewichte, der Goldschmied- und Zinngießer-Proben, die Marktordnung, die

Aufstellung eines Protomedicus, und schon damals die Ermunterung der Holzzufuhr. Ungeachtet früherer Verordnungen für Ausräumung der Donau von Stöcken und rauhen Bäumen, und für Einhaltung der alten Treppelwege wälzte sich der Strom doch immer mehr gegen das Marchfeld hin; und man mußte sich zu einer großen Unternehmung entschließen, wenn der Wienercanal nicht bald ganz trocken liegen sollte. Maximilian vertraute sie dem gelehrten Mathematiker und vielerfahrenen Reisenden Ferdinand Freiherrn von Hoyos und Stichsenstein *). Nach Absperrung des Wassers wurde der Wienercanal durch Menschenhände tiefer ausgehoben, am Ende der Brigittenau ein Durchschnitt gemacht, und mittelst eines mächtigen Sporns wieder ein schiffbarer Arm herein bis an die Wälle geleitet.

Wenn man Maximilians und seines Vaters und seines Bruders Carl Verordnungen gegen den Luxus liest, so weiß man nicht, soll man sich mehr über die Verschwendung oder über den Reichthum verwundern. Die Edelfrauen sollten zu einem Turnier nicht mehr als höchstens vier mit Edelsteinen besetzte Kleider mitbringen; den Bauern wurde verboten Perlen und Gold auf ihrer Kleidung zu tragen. Im Verhältniß zu diesem Aufwand standen auch die Gastereien, und das hohe Spiel bei allen Ständen.

---

*) Dieses Stichsenstein ist wahrscheinlich das Stammschloß der Familie Trautmannsdorf, die sich vor Alters Stuchs von Trautmannsdorf schrieb.

Man stelle sich doch einmal lebhaft vor, daß entweder die unselige Religionsspaltung niemals eingetreten, oder daß Ferdinands I. anhaltende redliche Bemühungen nicht an den hochfahrenden Unternehmungen seines Bruders, an dem Stolz und der Halsstarrigkeit Philipps II. an den Listen Frankreichs, an secundären Fragen um zeitliches Gut gescheitert wären; oder daß es dem sanften, klugen, tapfern Maximilian II. gelungen hätte, die Parteien zu versöhnen, oder wenigstens sie auf kurze Zeit zur Hintansetzung ihres Privatvortheils, ihrer Privatleidenschaft für ein großes allgemein beglückendes Unternehmen zu vermögen; — wie ganz anders wäre das nächste Jahrhundert verflossen! wie ganz anders stände es in Deutschland und Ungarn! Ströme von Blut sind da noch durch 110 Jahre nach seinem Tode vergossen, Menschen und Schätze hinweg geschleppt worden. Gleiches Schicksal hat Deutschland getroffen, ganze Laudstriche sind durch Mord und Brand entvölkert, unzählige Kunstwerke und Herrlichkeiten geraubt, zerstört worden, die Menschen verwilderten, Künste und Wissenschaften sind weit zurück geschritten. Als ob Maximilian alle die schrecklichen Bilder im Geiste vorgeschwebt hätten, so unabläßig war er für seine großen Absichten bemüht. Sie haben ihm nicht gelungen! Man hätte auf seinen Grabstein setzen sollen: In ganz großen Dingen ist es genug sie gewollt zu haben.

Als vorsichtiger Regent war er besorgt, seinem ältesten Sohn die Nachfolge zu sichern. Ungarn war

größtentheils von den Türken besetzt, doch die nächsten Comitate an Oesterreich und Steyer und ein Theil von Oberungarn gehorchten noch Maximilian II. In diesem Theile des Reichs wurde sein Sohn Rudolph am 25. September 1572 als König von Ungarn, dann am 21. September 1575 als König von Böhmen erkannt, und am 22. October desselben Jahres zum römischen König erwählt.

Mitten in Geschäften, auf dem Reichstag zu Regensburg, an seinem Namenstage 12. October 1576 endete Maximilian sein Leben zu früh im fünfzigsten Jahre.

Er verließ fünf Söhne: Rudolph II. der alle seine Kronen erbte, Ernst, Mathias, Maximilian und Albrecht. Seine älteste Tochter Anna starb vor ihm als Philipps II. Gemahlinn, die zweite Elisabeth, verwitibte Königinn von Frankreich, baute bei seinem Tode an ihrem Kloster.

Rudolph II.

Rudolph II. war ein Freund der Wissenschaften, ein noch größerer Freund und Kenner der Künste, und von ungeheuchelter Gottesfurcht. Mit diesen Eigenschaften hätte er in ruhigen Zeiten, oder auch an der Seite eines Mitregenten, wie Albrecht IV. an seinem Vetter Wilhelm gefunden hatte, die Liebe seiner Unterthanen und das Lob eines guten Regenten gewinnen können. Er durfte nur die Hand ausstrecken, um einen solchen Mitregenten an seinem Bruder Ma-

thias zu finden; allein man möchte fast in dem Geiste seines Jahrhunderts sagen, ungünstige Constellationen, feindselige Sterne haben über ihn gewaltet. Der düstre Geist seiner Aelternmutter, der spanischen Johanna, welche durch viele Jahre halb wahnsinnig mit dem Leichnam ihres Gemahls umherreiste, scheint sich auf ihn vererbt zu haben. Er wurde am Hofe Philipps II. erzogen, und nahm den stolzen verschloßnen, melancholischen, harten Charakter dieses mächtigsten Monarchen Europa's an. In seiner Jugend verwendete er sich mit vielem Fleiß auf Künste und Wissenschaften; er konnte jedoch der Pest der geheimen Wissenschaften Astrologie, Alchymie, Magie, Cabbala nicht entgehen; womit die Griechen nach Eroberung Constantinopels Europa ansteckten, und vorzüglich die Köpfe mancher Regenten durch mehr als 200 Jahre verdrehten. Er studierte auch diese vorgeblichen Wissenschaften, deren betrügerischer Reiz selbst den von seiner Gelehrsamkeit berühmten Schweden Tycho Brahe bestrickt hatte. Rudolph stellte sich als Kronprinz noch selbst sein Horoskop, brachte aber mit allen seinen Berechnungen der Gestirne nichts als Unglück für sich heraus. Noch ein Umstand, sonst von weniger Bedeutung, vollendete die Versäurung seines Gemüthes; seine ganze Gestalt nämlich war nicht angenehm. Unter seinen Brüdern war es dagegen der, bei des Vaters Tod neunzehnjährige, lebhafte Mathias, welcher sich vorzüglich einer schlanken Gestalt und ansprechender Gesichtszüge erfreute. Diesem war Rudolph von Jugend auf vorzüglich

abgeneigt. Hiezu kam endlich Stolz, der nicht erheitert, nicht beglückt, nur entfremdet. Dem Stolzen erscheinen die Menschen zu tief, und die Menschen finden ihn zu hoch gestellt; sie lassen ihn allein stehen. Es ist aber dem Menschen nicht gut allein zu sein. Von diesem Stolz gab er ein Beispiel, als Heinrich III. von Frankreich sich fünf Tage in Wien aufhielt. Weil Heinrich zwar schon 2 Jahre König von Pohlen, doch noch nicht gekrönter König von Frankreich, Rudolph dagegen, zwar auch nicht gekrönt, doch schon seit einem Jahre König von Ungarn war, konnte er es nicht über sich vermögen, dem Gast den Vortritt zu gestatten; und blieb während Heinrichs Anwesenheit in Preßburg.

Eines seiner ersten Geschäfte, nachdem er mit 24 Jahren den Thron bestiegen, war Tycho Brahe aus Schweden herbei zu rufen, und sich von diesem großen Astrologen das Horoskop stellen zu lassen. Er fand einen Trost in der Vorstellung, daß er selbst, noch ein Jünger der hohen Wissenschaft, in seinen Berechnungen sich geirrt haben, und Brahes Vorhersagungen günstiger sein könnten. Es war nicht der Fall; Alles, was der große Astrolog aus der Stellung der Sterne bei Rudolphs Geburt herausbrachte, war, daß er in Gefahr stehe, von seinen nächsten Verwandten ermordet zu werden.

Rudolph eilte nun von Wien, wo seine Brüder wohnten, ernannte Ernst den ältesten von ihnen zum Statthalter von Oesterreich, und verlegte seine Residenz nach Prag. Hier verschloß er sich in

die weitläufige Burg. Tycho Brahe und der berühmte Mathematiker Keppler, wohnten bei ihm; mit ihnen unterhielt er sich gern, noch lieber mit Goldmachern und Schwarzkünstlern, die sich aus fernen Ländern bei ihm versammelten. Die Hofnarren hatte er abgestellt, und an diesen Leuten für plumpen aufrichtigen Spaß langweiligen betrügerischen Ernst eingetauscht.

So lange Rudolph noch jung war, freuete es ihn, im Innern der Burg wohlverwahrte Gärten anzulegen. Unter den mancherlei Wissenschaften, die er sich eigen gemacht, war auch Botanik; viele seltne Blumen und Sträucher, von fern her in unsre Länder gebracht, blühten in seinen Gärten, welche die gelehrten Männer mit kunstreichen Grotten, Wasserspiegeln und anderen Sonderbarkeiten zierten; ein metallener Springbrunnen, dessen zurückfallende Tropfen Töne gaben, stand wenigstens vor 40 Jahren noch an seiner Stelle. Kostbare Bildhauerarbeiten, Meisterstücke des blühenden griechischen Alterthums, z. B. der Sarg mit der Amazonenschlacht, ein Sohn der Niobe u. d. gl. vollendeten die Zierde dieser Gärten. Ueberhaupt kaufte Rudolph mit geübtem Kennerauge und freigebiger Hand unzählige Kunstwerke, aus welchen wie Hormayr sagt, die in den Tagen der Klösteraufhebung und Casernenstiftung unverantwortlich zersplittete Rudolphinische Schatzkammer in Prag bestand. Den berühmten, in dem Wiener Münz- und Antiken-Cabinet befindlichen Onyx, die Apotheose Augusts, welchen man für den vorzüglichsten antiken geschnit-

tenen Stein in ganz Europa hält, kaufte er um 12,000 Ducaten; eine große Summe Geldes für jene Zeit, wenn man bedenkt, daß einige Jahre später Bathory Siebenbürgen gegen 50,000 Ducaten abtrat. Eine Hauskrone, das Symbol der Macht über alle seine Reiche, ließ Rudolph zusammensetzen, die mehr als 20,000 Ducaten kostete. Künstler arbeiteten in seinen Gemächern; er selbst war ein vorzüglicher Mahler, und besaß auch in vielen kunstreichen Gewerben besondern Geschmack und mechanische Fertigkeit. Aber auch in dieser Liebe zur Kunst zeigte er seinen düsteren Geist und harten Sinn. Stundenlang konnte er sitzen ohne Laut und Bewegung, und einem Mahler oder andern Künstler zusehen, oder auch in die Betrachtung eines vorzüglichen Kunstwerks sich versenken. Wer ihn aber da ansprach oder ein Geräusch machte, dem warf er Gemählde, Uhren, Silbergefäße, was ihm in die Hand fiel, zum Kopf.

So wie Kunstwerke wurden auch alle damals bekannten mathematischen und physikalischen Instrumente in möglichster Vollkommenheit angeschafft, um die Kräfte der Natur zu erforschen; nebst dem ungeheure Fernröhre, gewaltige Magnete, runde Spiegel verschiedener Art. Man kann sich leicht vorstellen, in welcher Kindheit die Kenntnisse des Magnets und der Elektricität noch lagen, da man sie heutzutage noch nicht majorenn sprechen kann, und der Galvanismus nebst dem thierischen Magnetismus noch hinzutrat, um die Aufgabe schwieriger zu machen. Dee ein Engländer, der davon etwas mehr gewußt haben

mag, als noch in Deutschland bekannt war, kam nach Prag, und kündigte sich dem Kaiser als Magier an. Mit Hülfe seiner besonderen Kenntnisse und optischer Spiegelfechtereien machte er ihn eine Zeit lang glauben, daß er Zauberkünste besaß. Rudolph schloß sich mit Brahe und Keppler ein, um über diese Erscheinungen zu studieren. Die meisten wurden durchschaut; Dee fand es seines Vortheils, auch die übrigen zu erklären. Dadurch ward er dem Kaiser werth, der den Ruf dieses Magiers benutzte um vorzugeben, daß er einen Zauberspiegel besitze, der ihm das Fernste zeigt, und einen Magnet, der ihm die geheimsten Gedanken verrathe. Manche, selbst bedeutende Männer, glaubten es wirklich, so ganz war die Zeit in diesem Wahn verstrickt; Alle aber wußten, daß es nicht rathsam sei, Zweifel dagegen zu äußern.

Mit noch größerem Eifer warf sich Rudolph auf die geheime und hohe Kunst Gold zu machen. Der allgemeine Durst nach Gold hat die Jünger dieser Kunst, sein Geld durch den Rauchfang zu jagen, bis in unsere Tage erhalten. Von der in dem kaiserlichen Münzcabinet befindlichen großen ovalen Medaille, welche am obern Ende Silber, am untern Gold ist, glauben nicht Wenige noch fest, daß ein vollendeter Adept, dem man nicht Zutrauen genug geschenkt, sie bei seiner Entfernung zum Beweis seiner Kunst, Silber in Gold zu verwandeln, zurückgelassen. Es ging aber bei dieser Medaille ganz natürlich zu. Sie ist aus güldischem Silber gegossen;

nothwendiger Weise mußte beim Guße das schwerere Gold sich abwärts senken. Es mag an der vorgegebenen Geschichte etwas Wahres sein, wie fast an jeder Lüge; es mag ein Adept sie gegossen, und eben damit die Täuschung gewisser gelinge, die ovale Form gewählt haben. In der Mitte der Medaille sind beide Metalle vermischt.

Es fehlt auch noch heutzutage nicht an Büchern, worin das Verfahren, Blei in Gold zu verwandeln, ganz umständlich nachgewiesen wird; allein in einer Sprache, die von Blatt zu Blatt immer dunkler wird, und am Ende sich in räthselhaftes Dunkel verliert. Man hat seit mehr als dreihundert Jahren versucht diese Räthsel zu lösen. Viele sind darüber arm geworden, doch Gold ist nicht zum Vorschein gekommen. Heftiger als durch todte Bücher ist Rudolph durch das lebendige geheimnißvolle Wort angeblicher Adepten ergriffen worden. Nach langen Vorbereitungen und frevelhaften religiösen Ceremonien, begann der, scheinbar allen sinnlichen Genüssen entfremdete, Adept zuerst den Versuch im Kleinen. Der Prozeß währte in die Wochen, bis er Gelegenheit fand, Gold in den Schmelztiegel zu practiciren, und Zeit gewann, das Blei zu verbrennen. Rein erschien nun das edle Metall statt des Bleies, als siegreicher Beweis der hohen Kunst. »Behaltet es zu meinem Angedenken — sprach nun der Adept, — den Philosophen, welche des Steins der Weisen theilhaftig geworden, ist es nicht erlaubt, das Gold, das sie durch die hohe Kunst erzeugen, für sich zu be-

halten; sie sind an die Geschenke angewiesen, welche gekrönte Häupter ihnen freiwillig anbieten. Ein reichliches Geschenk erfolgte hierauf, und das große Werk mit sieben Zentner Blei begann. Der Prozeß währte viele Monate, während welchen der Adept in der Burg lebte wie ein Prinz, und schon den Tag bestimmt hatte, an welchem sieben Zentner Gold ausgehoben werden sollten; als er verschwunden war, und man nichts als verdorbenes Blei fand in der ostbaren Vorrichtung.

Mehrmals noch, unter immer andern Formen von Charlatanerie, brachten angebliche Besitzer des Steines der Weisen den Kaiser um Zeit und Geld. Diese lang gespannten, immer getäuschten Erwartungen verfinsterten noch mehr seinen Charakter. Er litt es nicht, daß man ihn an die Nothwendigkeit erinnerte, die Thronfolge durch seine Verehelichung zu versichern; er nannte das, ihn an seinen Tod mahnen, und fand eine Art Hochverrath darin. Indessen dachte er doch selbst daran, und ließ sich von allen Höfen Porträte der Prinzessinnen bringen; hie und da fing er Ehetractate zu unterhandeln an, doch keiner gelangte zum Abschluß. Auch seinen Brüdern gestattete er nicht, sich zu vermählen, so lange sie ihm gehorchten. Er hatte indessen uneheliche Söhne, und hatte, ohne Liebe, Leidenschaft für das schöne Geschlecht. Einer seiner Söhne, Dom Carlos, wurde bei einem Auflauf zu Wien getödtet; einem andern, Don Cäsar ließ er aus unbekannter Ursache im Bade die Adern öffnen, an einem Fräulein hatte er Ge-

walt geübt, und sogleich in Furcht, daß ihre Familie sich zu rächen suchen könnte, kam sie nicht lebend aus der Burg. Oft mögen diese Bilder vor seinen finstern Geist getreten sein. So auf verschiedenen Wegen von Gottesfurcht abgekommen, gewährten ihm auch seine Andachtsübungen wenig Trost mehr.

Anfangs seiner Regierung besuchte er noch mit einigem Antheil seine Gärten und seine Pferde, denen er einen prächtigen Stall gebaut; nahm auch wohl Staatsgeschäfte, doch immer ungern und nur auf kurze Zeit, vor. In der Folge ließ er sich eine Gallerie mit dicken Mauern bauen, mit schräg durchgebrochenen, kaum spannenbreiten Fenstern, damit Niemand auf ihn schießen könne. Ein Spaziergang in dieser Gallerie war seine einzige Erholung. Argwohn nahm ihn gefangen; alles ward ihm verdächtig, wer immer sich ihm nähern wollte, selbst seine Künstler, Wahrsager und Goldmacher, mußte vorher untersucht werden, ob er nicht verborgne Waffen bei sich trage. Er schien Niemand mehr zu trauen, und kein lebendes Geschöpf zu lieben, als einen zahmen Löwen, den er täglich fütterte. Ein Auflauf entstand, denn das Volk glaubte fest, er sei todt, und man verheimliche es; so lange hatte ihn Niemand gesehen. Er zeigte sich auf ein paar Minuten am Fenster, um den Auflauf zu stillen. Die Staatsgeschäfte blieben liegen; Jahrelang warteten Deputirte von Ungarn und Oesterreich auf Audienz, und wenn sie durch Protection, oft kleiner Leute, sie endlich erhielten, so war es nur auf Augenblicke,

und mit kargen undeutlichen Worten erhielten sie des Kaisers Entschließung. Generale und Statthalter schrieben wiederholt und vergeblich um Verhaltungsbefehle, und wenn sie endlich, von den Umständen gedrängt, nach eigener Einsicht handelten, wurden sie gewöhnlich abgesetzt, und mit Halsprocessen bedroht, weil sie des Kaisers Befehl nicht abgewartet, also ihre Macht mißbraucht hatten.

Was konnte aus einer solchen Regierung werden? Leider hat sie 36 Jahre gedauert, und der dreißigjährige Krieg ist daraus geworden.

Wenn es dem gegenwärtigen, eifrig wirkenden, sanften Maximilian nicht gelang, die getrennten Religionsparteien zu vereinigen, mußte unter dem abwesenden, unthätigen, harten Rudolph der Riß noch weiter werden. Der größtentheils protestantische Adel nöthigte, ausgestellten Reversen entgegen, seine Unterthanen, und verleitete die Bewohner der Landstädte und Märkte zum Uebertritt. Einen Prediger auf seinem Schloß zu halten, war jedem protestantischen Adeligen zugestanden, sie brachten diese Anfangs insgeheim nach Wien, ließen sie dann öffentlich auftreten, räumten ihnen zuerst das Landhaus ein, vertrieben dann die Minoriten von Kirche und Kloster, besetzten beides mit ihren Predigern. Die Predigten der Protestanten, und der Katholiken—denn diese fehlten jetzt so grob wie jene—waren nicht mehr Lehren und Ermahnungen, sondern Aufhetzungen zu gegenseitigem Haß, und so waren auch das Ende und die Wirkung solches frevel-

haften Gottesdienstes gewöhnlich blutige Schlägereien. Ein großer Theil der Bürger hing auch schon der neuen Lehre an, und Viele der ärmeren Classe, ohne einen Begriff davon zu haben, erklärten sich dafür, weil sie bei keinem Protestanten Dienst oder Arbeit bekamen, so lange sie Katholiken waren. Die Frohnleichnamsprocession mußte unterbleiben, um eine Schlacht auf der Gasse zu vermeiden. Die wüthendsten protestantischen Predigten hörte man in Döbling, Inzerstorf und vorzüglich in Hernals, dessen Grundherr, Graf Jörger, einer der eifrigsten Protestanten war. So weit ging der Haß gegen alles Katholische, daß man die Gregorianische Kalender-Verbesserung, welche jetzt, Rußland ausgenommen, in ganz Europa angenommen ist, weil sie von einem Papste eingeführt worden, das A B C des Teufels nannte, und noch über ein Jahrhundert, wo ein hellsehender Fürst sie einführen wollte, das Volk mit gewaffneter Hand sich widersetzte, und Blut in den Gassen floß, um des Kalenders willen.

Dazu kamen andere Unglücksfälle; 1583 und 1588 wüthete die Pest in Wien, das Kloster der Himmelpforte z. B. starb ganz aus, Nonnen von St. Jakob besetzten es wieder. Im April 1590 brannte ein Viertel der Stadt ab. Am 15. September desselben Jahres litt sie das schrecklichste Erdbeben; von 5 Uhr Abends bis Mitternacht folgten immer gewaltigere Stöße; der Jesuitenthurm und das Gasthaus zur Sonne fielen ein, 11 Menschen wurden erschlagen; fast alle Kirchen und Häuser beka-

men gefährliche Risse; hie und da spaltete sich die Erde.

Die Bauern wollten endlich nicht die letzten sein, wenn es darauf ankam alte Bande zu lösen. Unterm Schulmeister von Neuhofen Georg Steinhauer rotteten sich 12 bis 15,000 zusammen; plünderten die Abtei Lilienfeld, belagerten St. Pölten. Kaiserliche Reiter unter Oberst Kollonitsch, denen sich Bürger und Studenten von Wien anschlossen, zersprengten einzelne Rotten, entsetzten bedrängte Städte und Märkte. Bei Wilhelmsburg lieferten ihnen die Bauern eine Schlacht, die mit deren gänzlicher Niederlage endigte; Tausende wurden niedergemacht, sechs Anführer auf dem Hof zu Wien mit Rad und Schwert hingerichtet, die übrigen Gefangenen mit abgeschnittenen Nasen und Ohren heimgeschickt; der Schulmeister Steinhauer hatte sich selbst aufgehängt. Graf Gotthard von Stahremberg brachte die Aufrührer in Oberösterreich durch sein Ansehen mehr als durch sein Schwert zur Ruhe.

Unter Rudolphs Brüdern war Erzherzog Mathias der beste Kopf, der lebendigste Geist; Er wäre zur Zeit noch vielleicht der Mann gewesen, um Ordnung aufrecht zu erhalten. Allein Rudolph, seinem unglücklichen Horoskop zufolge, traute keinem seiner Brüder; selbst dem von ihm als Statthalter von Oesterreich eingesetzten, ältesten Bruder Ernst setzte er schon 1580 in der Person des Hanns Ferenberger, der, ein Soldatenkind, seine Aeltern nicht kannte, und den Namen seines Pflegvaters trug, aber als Krie-

ger sich ausgezeichnet hatte, einen kaiserlichen Stadthauptmann und Obersten zu **Wien** mit ansehnlichem Gehalt und großer Macht an die Seite. Erzherzog **Mathias** aber war dem Kaiser von Jugend auf verhaßt, jeder seiner Schritte ward getadelt, jeder seiner wohlgemeinten Vorschläge ungesehen verworfen. Anders dachte man in den Niederlanden von ihm. Eine starke Partei, welche einsah, daß Philipp II. auf dem Wege sei, diese schönen Provinzen oder doch einen Theil davon zu verlieren, berief **Mathias** als souveränen Statthalter. Dieser ergriff die Gelegenheit, seinen Geist in Thätigkeit zu setzen, mit Freuden, und eilte heimlich nach Brüßel. Philipp II. sah gar wohl ein, daß der Schritt zu seinem Besten zweckmäßig war; allein weil er ihn nicht befohlen, litt sein Stolz nicht, ihn zu genehmigen. Mathias mußte fort, und zog sich nach Linz zurück, wo er ein dunkles Privatleben führte. Später that Philipp, was jetzt an der Zeit gewesen wäre; er vermählte seine Tochter **Elisabeth** mit Rudolphs jüngsten Bruder **Albrecht** und ernannte beide als souveräne Statthalter der Niederlande. Allein, da war es zu spät; sieben Provinzen rissen sich ab, und bildeten die Republik, die man **Holland** nannte.

In Wien ging es indessen mit jedem Tage schlimmer; die Protestanten waren schon in Secten zerfallen, worunter die Flaccianer, von denen man kaum mehr etwas weiß, das größte Aufsehen machten. Merkwürdig ist, daß die eifrigsten lutherischen Prediger abtrünnige katholische Priester waren, ihr kraft-

vollster Gegner Melchior Klesel, Bischof von Wien, der Sohn eines lutherischen Bäckermeisters in der Stadt. Dieser Bischof, der in der Folge Cardinal wurde, aber doch nicht rühmlich endete, benutzte den Umstand, daß Luthers Lehre sobald in, einander herabsetzende und verfolgende Abweichungen zerfallen war, um mittelst gemäßigter Schriften und Reden zu zeigen, daß eine Lehre, der es so ganz an Einheit gebricht, keinen festen Grund haben könne. Solches Verfahren hätte nicht ohne gute Wirkung bleiben können; aber Rudolph verdarb Alles durch seine Gegenreformation, die er gewaltsam durchgesetzt haben wollte.

Im Jahr 1592 brach der Ehrgeitz des Bassa von Bosnien den Frieden, welchen die Türken seit den letzten Jahren Maximilians gehalten hatten. Anfangs focht er mit glücklichen Erfolg, und belagerte Sissek. Die Grafen Andreas Auersberg, Peter Erdödy und Ruprecht Eggenberg befreiten diesen Platz im Juli 1593, und brachten dem Bassa eine gänzliche Niederlage bei, in welcher er es mit dem Leben büßte, wieder einen langen blutigen Türkenkrieg entzündet zu haben. Graf Hardeck schlug den Bassa von Ofen, der auch die Waffen ergriffen hatte; durch unbegreifliche Muth- und Kopflosigkeit eines sonst tapfern Commandanten aber ging die Gränz- und Schutzfestung Raab im September 1594 verloren. Man fürchtete nun in Wien wieder eine türkische Belagerung; Tag und Nacht wurde an Befestigungen gearbeitet, anfangs der 20., dann der 10., endlich der

5. Mann dazu aufgeboten. Die glücklichen Erfolge des Marschalls Freiherrn von Teuffenbach beruhigten die Wiener wieder. Am 16. Juni 1595 wurde der unglückliche General Graf Ferdinand **, welcher Raab übergeben, im rothen Mantel unter starker Bedeckung anf den Hof geführt, wo er ein schwarzbehangenes Blutgerüst bestieg, und ihm ohne Rücksicht auf frühere Verdienste und mildernde Umstände, nach dem strengen Urtheil des Kriegsgerichtes, erst die rechte Hand, dann der Kopf abgeschlagen wurde. Der Verlust von Raab war allerdings ein entmuthigender Umstand. Dazu kam noch, daß der Sold für die Armee ausblieb; Rudolph brauchte das Geld zu andern Dingen. Verräthereien wurden entdeckt, Meutereien brachen unter den Besatzungen aus, Canisa wurde ohne Noth übergeben, Papa sollte den Türken verkauft werden, ganze Regimenter verweigerten den Dienst, zogen ab, und trieben Raub und Plünderung in Freundes wie in Feindes Land. Hand- und Kopfabhauen, Zungenausreißen, Spießen, Viertheilen waren die Schauspiele, welche Rudolph den Wienern auf ihren Plätzen gab. Unter solchen schrecklichen Umständen gelang es dem Grafen Adolph Schwarzenberg mit Hülfe des Grafen Niklas Palffy am 29. März 1598 Raab zu überfallen. Der Niederländer Babacourt sprengte die Thore mit Petarden; Schwarzenberg drang ein, die Besatzung fiel unter dem Schwert des Siegers, oder stürzte sich von den hohen Wällen des Schlosses. Die Freude über die Wiedereroberung dieser wie man

glaubte schützenden Gränzfestung war so allgemein, daß ein Befehl erschien, Denksäulen mit folgender Inschrift zu errichten:

Sagt Gott dem Herrn Lob und Dank,
Das Raab ist kommen in Christenhand.
O Christ, wenn du dieß Kreuz siehst an,
So sag Gott Dank in den Fürgang
Wegen der edlen Festung Raab,
Die uns der Türk hat drungen ab
Im September vierundneunzig,
Aber anno achtundneunzig
Im Martsi wieder einnehmen lahn.
Sei Lob, Ehr und Preis im höchsten Thron.

Der gemeine Mann drückt seine Empfindung gern kurz aus, daher fand man unter dieser Aufschrift auf einigen Säulen geschrieben: Adolph v. Schwarzenberg. Die Familie bekam einen Türkenkopf in ihr Wappen, auf dem ein Rabe sitzt.

Nicht so gut ging es in Siebenbürgen und Oberungarn. Bathory, von Basta geschlagen, trat zwar dem Kaiser Siebenbürgen für 50,000 Ducaten 1602 ab, allein der nun zum Statthalter ernannte Basta war nur ein glücklicher Soldat; er empörte alle Gemüther durch seine Grausamkeit und Habsucht. Stephan Botskai forderte die Nation auf, warf Basta aus dem Lande, ward zum Fürsten von Siebenbürgen erwählt, von der Pforte zum König von Ungarn ernannt. In Oberungarn war der Fremdling Belgiojoso eben so verhaßt. Die Nation konnte es

nicht vergessen, daß ihr Liebling Stephan Illyeshazy, ein treuer Diener des Staates verbannt in Pohlen lebte. Sie ergab sich dem mächtigen Botskai, der nun mit Heeresmacht herauf zog, einen Theil von Mähren, das Marchfeld, und selbst die Nähe von Wien verwüstete. In dieser großen Noth vereinigten sich Rudolphs Brüder Mathias, Maximilian und Albrecht, Ernst war bereits gestorben, und ihre Vettern von Steyer Ferdinand und Maximilian Ernst zu einer Acte, mittelst welcher sie am 25. April 1606 erklärten, »daß sie, weil Kaiser Rudolph wegen seiner Gemüthskrankheit nicht genugsam tauglich zur Regierung sich befinde; der natürlichen Ordnung nach, den Aeltesten ihres Hauses, Erzherzog Mathias, als das Haupt und die Säule desselben erwählet haben, und ihm in seinen Unternehmungen, ihrem äußersten Vermögen nach behülflich sein wollen.« Mathias schlug Botskai aus dem Land, aus Mähren und Ungarn bis nach Siebenbürgen. Die Ungarn ernannten ihn zum Gubernator mit beinahe unumschränkter Vollmacht; Botskai ward mit ein paar ungrischen Gespannschaften abgefunden, starb aber kinderlos einige Monate darauf.

Wie wohl auch Andere, konnte Mathias das Glück nicht vertragen. Vielleicht wäre der 30jährige Krieg nicht ausgebrochen, hätte er nicht sich von seinem Ehrgeitz dahin reißen lassen. Stolz auf die Macht, die ihm die Stände von Ungarn, Oesterreich und Mähren beistellten, zog er damit vor Prag; und zwang seinen Bruder den Kaiser, ihm die Un-

grische Krone und das Erzherzogthum Oesterreich abzutreten. Ein höchst tadelnswerther Schritt, der böses Beispiel gab.

Nun wollte er aber auch gekrönt und gehuldiget sein, wofür er erniedrigende Capitulationen unterschreiben, und seiner, wie seines Ministers, des Bischofes Klesel, Gesinnung gerade entgegen, unbedingte und unbeschränkte Religionsfreiheit bewilligen mußte. Wie ein erboßter Knabe bewilligte dagegen unbesonnen Rudolph, seinem Bruder zum Trotz, gleiche Freiheit den Böhmen durch den sogenannten Majestätsbrief vom 11. Juli 1609; versprach auch den Oesterreichern einen solchen Majestätsbrief, wenn sie Mathias den Gehorsam verweigerten; warf seine ganze Neigung auf seinen Vetter Leopold dritten Sohn seines Oheims Carl von Inneröſterreich, und Bischof von Passau und Straßburg; wollte ihm die böhmische und die Reichskrone zuwenden, ließ ihn Truppen sammeln unter dem Vorwand, die Jülichische Erbschaft zu behaupten, und damit nach Prag kommen. Schnell erschien Mathias mit einem Heer, Leopold zog eiligst davon; Rudolph sah sich gezwungen, seinem Bruder auch Böhmen am 11. April 1611 abzutreten, und sich mit einem Jahrsgehalte zu begnügen.

Jetzt meinte er durch Stiftung eines Ordens von Friedensrittern Alles wieder ins Geleis zu bringen; arbeitete in kindischem Blödsinn selber Tag und Nacht an den Ordensketten. Als aber sein schöner zahmer Löwe, den er täglich fütterte, todt gefunden

ward, da verließ den armen Fürsten Muth und Hoffnung; der Schmerz über die seit dritthalb Jahren erlittenen Demüthigungen tödtete ihn am 20. Jänner 1612.

Bei diesem Todesfall feierte der Aberglauben wieder einen Triumph. »So hat der Sterndeuter denn doch Recht gehabt — hieß es durch alle Stände, die Protestanten gar nicht ausgenommen — so hat dem armen Kaiser denn doch Gefahr gedroht von seinen nächsten Verwandten!« Die Astrologie gewann erhöhten Credit; man wollte durchaus nicht sehen, was klar vor Augen lag; daß Rudolph nur durch sein eben aus der unglücklichen Vorhersagung entsprungenes, verkehrtes Benehmen die Gefahren selbst herbeigezogen, und daß er im Gegentheil an eben diesem nächsten Verwandten durch Liebe und Vertrauen die festeste Stütze gefunden haben würde.

Mathias I.

Schon einen Monat vor Rudolphs Tod vermählte sich der 55jährige **Mathias** mit Anna einer Tochter seines Oheims **Ferdinand** von Tirol, aus dessen zweiter Ehe mit Anna Katharina von Mantua. Nach Rudolphs Tod wurde die Residenz sogleich wieder von Prag nach Wien verlegt; und hier hielt Mathias bei der Rückkehr von der Krönung zu Frankfurt am 25. November 1612 einen überaus prächtigen Einzug. Er war zu Pferd, die Krone auf dem Haupt; die mächtigsten Landherrn und reichsten Bür-

ger begleiteten ihn; vom rothen Thurm bis zum Bischof-hof trugen Rathsherrn einen goldgestickten Himmel über ihm; dort stieg er ab; bis zur Kirche, und von da zurück bis zum Thor des Stephans-Freithofes gegen den Stock am Eisen verrichtete die Universität diese Ceremonie; und dann als er wieder zu Pferd gestiegen, weiter bis in die Burg abermal die Raths-herrn. Diese unerhörte Ehrenbezeugung war jedoch nicht aus den Herzen gekommen; sie war vielmehr ein Mittel, die zweideutigen Gesinnungen zu ver-bergen. Mathias hatte in keiner Partei wahre Freunde. Die Katholiken hatte er gegen sich, weil sie sich durch die von ihm bewilligte unbeschränkte Re-ligionsfreiheit unterdrückt fanden; sein Benehmen gegen Rudolph wurde jetzt, da dieser todt war, in ganz anderem Lichte betrachtet. Die Protestanten trauten ihm nicht, weil der nun zum Cardinal ge-wordene Melchior Klesel sein allmächtiger Minister und ihr gefährlichster Gegner war; der in seinem Uebermuthe manchmal auf die Brust schlagend aus-rief: »Hier sitzt der Kaiser.«

Zwischen beiden, durch Klesels herrisches Be-nehmen beleidigten, Parteien wankend, ergriff Ma-thias halbe Maßregeln; that manchen Schritt zurück, und verdarb es mit Beiden. Man muß die Kraft ha-ben zu versagen, wenn man nicht den festen Willen und die Macht hat, die Zusage ganz zu erfüllen. Bald nach seiner Krönung sah sich Mathias in der Nothwendigkeit, da die Fürsten des deutschen Rei-ches weniger als je dazu geneigt waren, Türkenhül-

fe bei den Landesständen zu suchen; sie drangen auf Zusammenberufung aller Länder. Als er gegen besseren Rath es bewilligte, brachten die Protestanten, (bei weitem die größere Zahl) nur ungegründete Beschwerden und neue Forderungen vor, und gaben, statt Hülfe, den kahlen Rath, den Feind der Christenheit nicht zu reizen, sondern lieber abzuwarten, was geschieht. Mathias mußte einen theuern Waffenstillstand erkaufen.

Er hatte durch unrechtmäßige und gewaltsame Schritte seinem Bruder Länder und Kronen abgezwungen und damit ein zu böses Beispiel gegeben, als daß es lange ohne Nachahmung hätte bleiben können. Bemerkenswerth ist es dabei, daß die eigentlichen Brandfackeln der Zwietracht und des Bürgerkrieges in Böhmen und Oesterreich, nicht Eingeborne, sondern Fremde, zwei Krainer waren.

Schon mit 18 Jahren war Ferdinand regierender Herzog von Steier, Kärnthen und Krain geworden. Er war erst 12 Jahre alt, als die Unruhen der Reformation seinem Vater das Leben gekostet; dagegen sah er in dem ganz katholischen Bayern, wo er bei seinem Oheim bis zur Volljähigkeit lebte, Ruhe und Ordnung. Zur Regierung gelangt, beschloß er daher sogleich, in seinen Ländern keinen andern als den katholischen Glauben zu dulden. Den Protestanten ließ er die Wahl, entweder zu dem Glauben der Väter zurückzukehren, oder mit Zurücklassung des zehnten Theils von ihrem Vermögen auszuwandern. Viele Edelleute wanderten von 1598 bis 1600 aus,

darunter zwei der reichsten in Krain, Heinrich Mathias Graf von Thurn und Eramus Tschernembel; jener kaufte sich in Böhmen, dieser in Oesterreich an. Bereits durch 14—15 Jahre hetzten Beide die Protestanten dieser Länder gegen ihren Landesfürsten auf; sie waren die vorzüglichste Stütze des Erzherzogs Mathias gewesen. Da es ihnen aber nicht so wohl daran lag ihm zu nützen, als Rudolphen zu schaden, und sich Privilegien und Verwilligungen zu erwirken, so handelten sie nach Rudolphs Tod eben so entschieden Mathias entgegen. Den Ständen komme das Recht zu — behaupteten sie öffentlich — einen Landesfürsten, so er übel regiert, ohne Maßgebung des Reichs abzusetzen; einem andern die Regierung aufzutragen, ihm vorzuschreiben, wie er regieren soll; ihm die Räthe und Diener zuzuordnen. Mathias soll bedenken, daß große Herrn, wo sie meinen, den Himmel recht zu verdienen, gemeiniglich, was sie auf Erden haben, darüber verlieren. Böhmen, Oesterreich, auch Steyer und die anderen Länder sollen evangelische Herren haben, und für so heilige Zwecke möge man selbst die Feinde der Christenheit, die Türken aufregen. Wir haben alle nur einen Gott, der erhält die Heiden und die Türken wie die Christen, damit wir uns schützen wider die Papisten.« Dieser Gesinnung der Stände gegenüber stand Mathias, schon alternd und kränklich. Er, der die Barmherzigen Brüder 1614 aus Italien kommen ließ, den Capucinern ei[illegible]ster in der Stadt, und unter demselben die kaiserliche Gruft wenigstens

zu bauen anfing, hatte den Protestanten die freie Religionsübung nicht aus reinem Willen und freien Entschluß, sondern nur um dem Bruder seine Kronen zu entreißen, bewilliget; und suchte sie nun soviel möglich zu beschränken. So ward das Uebel von beiden Seiten mit jedem Tage ärger.

Nicht leicht war die Fügung Gottes klarer zu erkennen, als indem sie Ferdinand II. auf seine Throne berief. Es ging dabei wie mit Wundern zu. Mathias und seine Brüder, alle kinderlos, liebten den steyrischen Ferdinand nicht, der ihre Reiche auf eine Seitenlinie bringen sollte; aber sie erkannten wider Willen, er allein sei diesen verworrenen Verhältnissen gewachsen, und im Stande den herannahenden Sturz des Hauses Oesterreich abzuwenden. Er war kein Kriegsheld, aber er war ein Mann von fester Entschlossenheit und kräftigem Willen für das, was er als wahr und recht erkannte. Als er in seinen Erblanden die Verordnung gegen die Protestanten erließ, hielten sie ihm den Abfall der Schweitz und der Niederlande warnend vor; sprachen drohend von Verbindung mit Venedig, mit den Türken von Conföderation mit anderen Ständen. Darauf antwortete Er: »Wenn mein Werk nicht aus Gott ist, werde ichs auch nicht vollbringen; ich will einmal meine irdische Hoheit, und Leib und Leben daran setzen.« Das hat er auch gethan; und mit solchem Entschluß kann man Alles, was irgend möglich ist, vollbringen.

Mathias rief ihn nach Wien, und adoptirte

ihn, die österreichischen Erzherzoge alle verzichteten auf die Nachfolge zu seinen Gunsten; Albrecht, dem Philipp II. mit seiner Tochter Elisabeth die Niederlande gegeben hatte, trat auch diese an Ferdinand ab. Die Ungarn, obschon großentheils reformirt, wählten ihn noch bei Mathias Lebzeiten zum König. Selbst die Böhmen, wo Katholiken und Protestanten überhaupt, und fast noch feindseliger Lutherische und Reformirte einander gegenüber standen, hofften von diesem kraftvollen Fürsten Ruhe und Ordnung; und krönten ihn am 29. Juni 1617 schon im voraus als ihren König. Ueberall schien es sich zu Ruhe und Frieden zu neigen. Allein ein Schritt des kaiserlichen Ministers verdarb bald wieder Alles. Der Graf von Thurn, das Haupt der Protestanten war Burggraf von Carlstein, und als solcher Hüter der Krone, der Reichskleinodien und der Freiheitsbriefe; man nahm ihm dieses ehrenvolle Amt, und verlieh es dem katholischen Martinitz. Thurn — wie Schiller sagt — ein heißer, ungestümer Kopf, gewissenlos genug, wenn es die Befriedigung seiner Leidenschaften galt, das Schicksal von Tausenden auf das Spiel zu setzen, kannte nun kein anderes Gefühl als Rache; diese zu befriedigen bewirkte er eine außerordentliche Versammlung der Protestanten aus jedem Kreise zu Prag. Mathias erließ ein Abmahnungsschreiben; Thurn gab demselben eine Deutung, die Alles mit Furcht und Haß erfüllte, und zu Vorbereitung für vermeinte Nothwehr anspornte. Von Stufe zu Stufe führte er das gereizte Volk zu

jener Gewaltthat, welche man als den Anfang des 30jährigen Krieges betrachtet. Am 23. Mai 1618 trat Thurn mit den Deputirten der protestantischen Stände und zahlreicher Begleitung bewaffnet in den Saal der königlichen Statthalterei zu Prag. Der oberste Burggraf Sternberg, der Kanzler Lobkowitz wurden mit Gewalt aus dem Saale geführt; der Kammerpräsident Slawata und der dem Thurn vorzüglich verhaßte Burggraf von Carlstein Martiniz sammt dem Secretär Fabricius wurden aus dem Fenster in den Schloßgraben gestürzt. Die Rebellen bemächtigten sich der Regierung und der königlichen Gefälle. Die Vertreibung der Jesuiten war ihre erste Verordnung. Der Muth, von dem Mathias beseelt war, als er seinen Bruder von einem Throne nach dem andern stürzte, hatte ihn jetzt verlassen; er fühlte, daß er die ganze Freiheit seiner Kronen verscherzt hatte, um sie einige Jahre früher zu tragen; er gab zu, daß auch die Ungarn Ferdinanden am 1. Juli 1618 als ihren König krönten. Er sah die Nothwendigkeit, zu den Waffen zu greifen, aber er wagte nicht, das Commando einem Inländer zu vertrauen; Graf Dampierre ein Lothringer, und Graf Boucquoy ein Niederländer erhielten es. Noch aber wollte er vorher die Güte versuchen, und erließ ein Manifest an die Böhmen, das unter solchen Umständen keine andere Wirkung haben konnte, als seine Schwäche zu offenbaren.

Ferdinand sah, daß die Rathschläge des Ministers Klesel zum Verderben führten, und wußte,

daß er sich gar Manches zu Schulden kommen lassen. Einverständlich mit dem Erzherzog Maximilian und dem spanischen Gesandten ließ er ihn verhaften, und in einem verdeckten Wagen unter militärischer Begleitung auf das Schloß Ambraß in Tirol bringen. Der Dominicaner Prior Peter Hüttner mußte den Schlüssel zu Klesels Schriften und seinem Schatz herausgeben, wo man nebst mehreren Beweisen seiner Untreue baare 400,000 Ducaten fand; während der Hof Mangel litt. Als Alles vorüber war, erhielten der Kaiser und die Kaiserinn erst die Anzeige davon. Der Schritt Ferdinands kränkte beide fast nicht weniger, als Klesels Untreue; sie sahen, daß Aller Augen schon auf den Nachfolger gerichtet waren; sie fanden sich verlassen und fremd auf dem Throne, und starben bald beide; die Kaiserinn am 18. December 1618 mit 35 Jahren, Mathias am 20. März 1619 mit 62 Jahren, und wurden die ersten in der kaiserlichen Gruft bei den Kapucinern beigesetzt, nachdem Ferdinand sie und das Kloster ausgebaut hatte.

Ferdinand II.

Thurns Frevelthat hatte die Umstände und die Gesinnungen plötzlich verändert. Ferdinand verlangte als gekrönter König von Böhmen Abgeordnete der Stände nach Wien, sie verweigerten trotzig eine Antwort; die Schlesier hielten sich entschieden zu ihnen. Ferdinands kleines Heer war in Böhmen

eingeschlossen, mit jeder Stunde konnte die Nachricht eintreffen, daß es capitulirt habe. Mannsfeld, ehemals in kaiserlichen Diensten, war mit einem Heer der protestantischen Union den Böhmen zu Hülfe gekommen. Thurn überschwemmte nun Mähren, das die Lichtensteine und der Cardinal Dietrichstein noch zum Theil treu erhalten hatten; drang in Oesterreich ein, erschien am 5. Juni 1619 vor Wien. Er nahm sein Hauptquartier zu Margarethen, warf bei St. Ulrich Batterien auf, und beschoß die Burg; Kugeln flogen bis ins Landhaus. Reiterhaufen des Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor (Gabriel) mit ungrischen Protestanten schwärmten bereits über die Fischa. Die Türken rüsteten sich. Die protestantischen Stände Oesterreichs, das ist der größere Theil, die Umstände sich plötzlich wieder so günstig sehend, sprachen laut davon, Ferdinanden in ein Kloster zu sperren, seine Kinder in der lutherischen Lehre erziehen zu lassen, und einen Herzog dieser Confession zu wählen. Selbst Ferdinands getreueste Freunde und Diener sahen keinen Ausweg und riethen dringend auf Nachgeben oder Flucht nach Tirol. Ferdinand verwarf mit Unwillen den Rath, sich in Sicherheit zu bringen; er verschloß sich in sein Cabinet. Eifrig mag er gebetet, und ohne Rückhalt sich dem göttlichen Willen ergeben haben, denn er trat mit jener festen Zuversicht auf die Fügungen Gottes wieder heraus, welche in den nächsten Augenblicken geprüft und bewährt ward. Tschernembel mit noch 15 vom protestantischen Adel

kam ihm unangemeldet entgegen; sie forderten trotzig schriftliche Genehmigung höchst erniedrigender Anträge; er verweigerte sie. Frech faßte ihn Thonradtel, Herr von Thernberg und Ebergassing, an den oberen Knöpfen des Wamses und schrie mit drohendem Blick: »wirst du nicht unterschreiben, Ferdinand!« — Nein! antwortete er, und in diesem entscheidenden Augenblick ertönten Trompeten und Paucken auf dem Burgplatz. Boucquoy hatte aus der Gegend von Krems das Kürassierregiment Dampierre auf der Donau nach Wien geschickt; dessen Oberst Saint Hilaire (Santelier) das Mittel fand, durch das Wasser des Arsenals in die Stadt zu kommen, und sich auf dem Burgplatz aufzustellen. Daß gerade in jenem verhängnißreichen Augenblick die Trompeten eines ganz unerwarteten Regiments ertönten, betrachten Einige wie ein Wunder, Andere nennen es einen glücklichen Zufall, und gewinnen eben nichts dabei. Den erst so übermüthigen protestantischen Deputirten klangen die Trompeten wie die letzte Posaune, sie stürzten die Burgtreppen hinab, flüchteten in das Thurnische Lager oder verbargen sich in ihre Keller. Das Regiment Dampierre jetzt Graf J. Hardegg hat noch immer allein das Recht, durch die Stadt zu marschiren, und auf dem Burgplatz seinen Werbtisch aufzuschlagen.

Die katholischen Wienerbürger hatten aber in jener Zeit auch nicht ermangelt, einen unvergeßlichen Ehrenkranz zu erwerben, sie wußten, daß die kaiserliche Besatzung kaum einige hundert Mann

stark war, sie sahen die Gefahr, daß irgend ein Thor überwältiget, oder durch Verrath übergeben werden, und so mit jedem Tag die Stadt in Feindes Hände gerathen könnte; 1500 von ihnen ergriffen die Waffen und besetzten die Thore, 600 Studenten theilten Beschwerde, Gefahr und Ehre mit ihnen.

Am 12. Juni bekam Thurn einen Eilboten, daß Boucquoy und Dampierre den Grafen Mannsfeld geschlagen, und Prag bedrohten; mit einbrechender Dämmerung zog er nach Böhmen ab, nachdem er durch sieben Tage Wien vergeblich bedroht und beschossen.

Ferdinand pflegte nun nicht der Ruhe die ihm gegönnt war. Entschlossen, seine schwere Aufgabe ganz zu lösen, vertraute er Wien seinem Bruder Leopold, und eilte nach Frankfurt, sich die Kaiserkrone zu erwerben.

Bethlen Gabor hatte inzwischen einen Bund mit den Böhmen geschlossen, und nahte sich Wien mit großer Macht. Erzherzog Leopold beging den Fehler, den Boucquoy aus Böhmen zur Deckung Wiens abzurufen, was Ferdinand unter mißlicheren Umständen weise vermieden. Thurn folgte auf dem Fuße nach, und so war die, auf eine Belagerung nicht gefaßte, Stadt auf allen Seiten mit zahlreichen Heeren umgeben. Die Treffen, welche Boucquoy gegen Thurn und Bethlen liefern mußte, fielen ungünstig aus; er hatte, zwischen Feind und

Stadt, Mangel an Lebensmitteln, und litt viel durch Desertion.

Die böhmischen Stände, welche nun ganz freie Hände hatten, setzten **Ferdinand** ab, und krönten am 17. August 1819 den reformirten Kurfürsten von der Pfalz **Friedrich** V. als ihren König. Aber so groß war die Achtung aller übrigen Kurfürsten für den Charakter Ferdinands, daß er auch unter solchen Umständen von ihnen einstimmig als Kaiser erwählt, und am 28. August 1819 gekrönt wurde. Von nun an nahm sein Geschick einen wunderbaren Umschwung.

Die Nachricht von den Ereignissen in Prag erfüllte die Feinde Ferdinands in und um Wien mit jubelnder Freude; desto niederschlagender war sie für die getreuen Wienerbürger. Obschon sie die Stadt seit vielen Wochen unermüdet vertheidigten, mußten sie doch, da Boucquoy zu schwach war, zweien überlegenen Feinden zu widerstehen, auch Mangel und Verrath die Stadt bedrohte, mit jedem Tage das Aeußerste erwarten. Allein wieder war die Hülfe am nächsten als die Noth am größten war; getreue Ungarn hatten sich gesammelt, und dem Statthalter des Bethlen Gabor, Georg Rakoczy, bei Kaschau eine solche Niederlage beigebracht, daß Bethlen mit allen seinen Truppen eiligst nach Ungarn aufbrach. Thurn, der viele Leute durch Krankheiten verloren hatte, wollte auch nicht allein dem tapfern Boucquoy und der zu erwartenden Reichshülfe gegenüber blei-

ben, und zog nach Böhmen; so ward Wien auf ganz unvermuthete Weise wieder frei.

Der Madrider Hof, welcher sich seit vielen Jahren kaltsinnig gegen die österreichische Linie benommen hatte, schickte Ferdinanden reiche Subsidien; versprach Hülfsvölker, und machte sogleich dem böhmischen Gegenkönig die gefährlichste Diversion durch einen Einfall aus den Niederlanden in die Rheinpfalz.

Auf der Heimkehr von der Kaiserkrönung hielt sich Ferdinand in München bei seinem Jugendfreund und Schwager Herzog **Maximilian** auf, welcher das Oberhaupt der katholischen Ligue im deutschen Reich war; und schloß einen Bund mit ihm. Maximilian vereinigte sich nun mit Boucquoy bei Zwettel und marschirte auf Prag; die zerstreuten böhmischen Truppen trieb er fliehend vor sich her, die widersetzlichen Städte nahm er mit Sturm. Am 8. Nov. 1620, an einem Sonntag, auf den das Evangelium trifft: »gebt dem Kaiser was des Kaisers ist« war die Schlacht **am weißen** Berg vor Prag; wo die Böhmen eine gänzliche Niederlage erlitten. Die Botschaft davon schreckte **Friedrich** V. von einem üppigen Gastmahl auf; er floh mit solcher Eile, daß er seine Krone und seine geheimsten Papiere im Stich ließ, zuerst nach Breßlau, dann nach Holland. **Thurn** verbarg sich in Siebenbürgen, Tschernembel starb in der Schweitz; alle offenbare Feinde des Kaisers waren zerstreut, die geheimen lernte er aus den zurückgelassenen Papieren Friedrichs kennen, und

zog sie zur Strafe. Bethlen Gabor ging einen langwierigen Waffenstillstand ein. Vor Ende des Jahres 1620 war Ferdinand II. vollkommen Herr in allen seinen ererbten Provinzen.

Da der Krieg sich demungeachtet über die Tage seines Lebens hinaus fortgesetzt hat, so wird, um ihn im Zusammenhange kurz erzählen zu können, hier vorerst nur vorgetragen, was zu jener Zeit Wien und Oesterreich insbesondere betroffen hat. Ferdinands erste Sorge war, ohne Furcht vor dem entschiedenen Haß dieser in Halb-Europa mächtig gewordenen Partei, die Vertreibung der Protestanten. Ihre Prediger, welche sich des Minoritenklosters und der Kirche bemächtiget hatten, mußten auf der Stelle Stadt und Land räumen; die Minoriten wurden wieder eingesetzt, die protestantische Kirche im Landhaus geschlossen. Diejenigen protestantischen Edelherrn, welche sich besonders freventlich gegen den Kaiser vergangen, wurden verbannt, und ihre Güter confiscirt; den übrigen so wie den protestantischen Bürgern bestimmte er eine Frist von 4 Monaten, um entweder zum katholischen Glauben zurückzukehren oder auszuwandern. Eine große Zahl von Edelleuten und Bürgern wanderte aus; gewerbsfleißige Einwanderer aus dem Reiche kauften ihre leergewordenen Häuser.

Mit den confiscirten Gütern baute und stiftete Ferdinand Kirchen und Klöster; vollendete den Bau für die Capuciner, gab den Barnabiten die Pfarre St. Michael, stiftete die Carmeliten in der Leo-

poldstadt, die Paulaner auf der Wieden, die Camaldulenser auf dem Kahlenberg, die Benedictiner von Montserrat in Spanien (Schwarzspanier) vor dem Schottenthor, und mit seiner zweiten Gemahlinn Eleonora von Mantua die Carmeliterinnen zu St. Joseph, welche in spätern Zeiten (Siebenbücherinnen) genannt wurden, eigentlich aber von der Lage ihres Klosters Siebenbognerinnen hießen. Die Herrschaft Hernals, welche Helmhard Jörger, ein vorzüglicher Theilnehmer an der Empörung der Stände vom deutschen Orden an sich gebracht, schenkte der Kaiser dem Domkapitel; den Jesuiten räumte er die Universität und die Studentenbursen mit der Verbindlichkeit ein, eine Anzahl Studenten und Alumnen zu verpflegen. Diese Studentenbursen waren Stiftungen früherer Zeiten, und bestanden in zerstreuten kleinen Häusern in der Nähe der Universität, worin arme Studenten Unterstand, hier und da auch einige Verpflegung erhielten. Die Jesuiten bauten daraus nebst der Universitätskirche die zusammenhängenden Gebäude, welche jetzt das Collegium der Piaristen, die Universitätsbibliothek, das Convict, das Gymnasium und die philosophischen Hörsäle bilden. Das Zinshaus ober dem Schwibbogen daneben war das Seminarium für arme Studenten. Unter Ferdinand stiftete Ottavio Piccolomini die Serviten in der Roßau; und die jährliche Procession nach Mariazell 1632, der Kreuzweg nach Hernals, so wie der Gebrauch, daß die Frohnleichnamsprocession in der Stadt jederzeit von dem

Kaiser selbst oder einem Stellvertreter desselben begleitet wird, nahmen ihren Anfang. Auch kam zum Neujahr 1637 der erste Schematismus heraus.

Fast unter jeder der vorhergegangenen Regierungen wurden die Juden aus Wien abgeschafft, fanden aber immer das Mittel, zu bleiben oder bald wieder zu kommen. Ferdinand schlug einen Mittelweg ein; er wies ihnen einen großen Bezirk im untern Werd an, um sich dort Häuser zu bauen; dort mußten sie wohnen, durften nur zu gewissen Stunden in die Stadt kommen, und da nur zwei Gewölber haben, um die christlichen Pfänder zu verwahren.

Anton, Abt zu Kremsmünster, war zugleich der erste Fürstbischof zu Wien, und Director des geheimen Rathes; das Bisthum trug nur 8000 Gulden, allein Kremsmünster war das reichste Stift in Oesterreich. Er erbaute den Bischofhof, wozu er vom Kaiser 100,000 Gulden erhielt, und hatte beschlossen, den zweiten Thurm an der Stephanskirche auszubauen; der Baumeister hatte bereits den Ueberschlag eingereicht, und hoffte in vier Jahren damit fertig zu werden, als mit dem Tode des Fürstbischofs die grandiose Idee wieder unterging.

Zu einer Zeit, da der Krieg schon neunzehn Jahr gewüthet hatte, und mit erneuerter Kraft fortwüthete, in zwei Tagreisen die Türken und die Schweden zu erreichen waren, ist selbst der Willen zu einem solchen Unternehmen ein Beweis von Kraft und Großartigkeit.

Ferdinands Hofstaat war trotz aller Abtrünnig-

keit doch ganz kaiserlich. Der oben erwähnte Schematismus führt bei den Kammerherrn, deren 33 dienstthuende und 63 außerordentliche waren, unter den letzteren den Hoch- und Deutschmeister an, Herzoge von Lauenburg, Liegnitz, Münsterberg, Fürsten von Anhalt, Grafen von Oldenburg, Waldeck und Nassau.

Von dem mehr erwähnten Schematismus dürften kaum drei Exemplare noch vorhanden sein. Vor 14 Jahren hat ein Auszug davon in der Zeitschrift der Wanderer eine vorübergehende Lectür gewährt. Da jener Auszug ganz dem Verfasser des gegenwärtigen Werkes gehört, und der Schematismus wenige Monate vor Ferdinands II. Tod in lateinischer Sprache geschrieben, eine ganz gleichzeitige Urkunde ist; so läßt sich hier daraus ein getreues lebendiges Bild von Hof und Staat und Stadt in jener Zeit zusammenstellen.

Der Hof.

»Der Kaiser ist jetzt in seinem 59. Jahr, von mittelmäßiger Größe, corpulent, Haar und Bart schon ziemlich grau, von angenehmen Gesichtszügen, von menschenfreundlichem, wohlthätigen, sanften Gemüthe; von ausgezeichnetem Gedächtniß und Beredsamkeit; mäßig im Essen und Trinken, und sich wenig Schlaf erlaubend; gottesfürchtig, standhaft, thätig, ein großer Freund der Musik und vorzüglich der Jagd. Seine Hofcapelle besteht aus 80, seine Jägerei aus 150 Personen. Es

geht ein Sprichwort: in drei Dingen sei der Kaiser unermüdlich, in der Andacht, im Rath, und auf der Jagd.

Um 10 Uhr geht er zu Bett, manchmal unvermuthet um 1 Uhr, gewöhnlich um 4 Uhr steht er auf. An hohen Feiertagen empfängt er sammt der ganzen kaiserlichen Familie die Communion aus den Händen des päpstlichen Nuntius, wohnt Vormittags dem Hochamt und der deutschen Predigt, Nachmittags der Vesper und der italienischen Predigt bei; besucht wohl auch an solchen Tagen manchmal die Kirchen der Dominicaner, Kapuciner, Jesuiten und Carmeliten, wo er dann im Kloster zu speisen pflegt. An Sonn- und Feiertagen hört er Hochamt und Predigt in der Hofcapelle oder bei den Augustinern. Am Charsamstag besucht er alle heiligen Gräber; heuer zum ersten Mal konnte er dieses nicht mehr zu Fuße verrichten. Am Gründonnerstag wäscht er dreizehn armen Männern die Füße, und bedient sie beim Essen, das er ihnen reichen läßt. Sie werden neugekleidet, und mit einer Goldmünze, zwei Kremnitzer Ducaten im Werth, beschenkt. Die Kaiserinn begeht diesen Act der Demuth zugleich in einem andern Saale an 13 armen Weibern. Bei der Frohnleichnamsprocession, und bei der, welche die Jesuiten am Sonntag darauf halten, geht der Kaiser und der ganze Hof mit entblößtem Haupte mit.

Nach geendigtem Staatsrath, welcher täglich, oder wenigstens alle anderten Tag gehalten wird, geht der Kaiser, wenn nichts dringendes zum Expe-

diren vorliegt, entweder vor die Stadt spazieren, oder bei günstigem Wetter auf die Jagd, und kommt selten vor Abends zurück; wo er noch vor dem Abendessen pünctlich alle fertigen Expeditionen unterzeichnet. Er ist ein vortrefflicher Schütze und Parforce-Jäger, und läßt gern Wildschweine anlaufen; von welchen sodann die fremden Gesandten und ersten Hofbeamten Regalien erhalten. Der Kurfürst von Sachsen erhält jeden Monat von allem Wild, das der Kaiser erlegt oder fängt, ein genaues Verzeichniß.

Der Kaiser verwendet auch viel auf Musik, und bemüht sich, die vorzüglichsten Sänger, und auf jedem Instrument Virtuosen an seinen Hof zu ziehen. Die Musik, sagt er, ist recht gemacht für Beides, das Lob Gottes zu verherrlichen und das Gemüth des Menschen fröhlich zu erhalten.

Wenn der Kaiser in die Kirche fährt, so kommt zuerst die Hofdienerschaft, dann die Edelleute und verschiedene Hofbeamte zu Fuß. Darauf in abgesonderten Himmelwagen zuerst der Erzherzog Leopold **Wilhelm**, des Kaisers zweitgeborner Sohn; nach ihm der Kronprinz **Ferdinand**, bereits König von Ungarn, daher der König genannt; jetzt erst der Kaiser. Manchmal fährt die Kaiserinn mit ihm, manchmal in dem folgenden Wagen mit der Königinn und der Erzherzoginn Renata; hinter diesen das Hoffrauenzimmer in offenen Wagen, die jedoch in Riemen hängen. Neben kaiserlicher Majestät geht der Oberststallmeister mit bedecktem Haupt, rechts und links die Hatschierer (Arcieren) und Trabanten

mit ihren Hellebarden und Lanzen einzeln unbedeckt. Den Beschluß macht eine Compagnie zu Fuß. Was ein langer Zug, und eine zum Ansehen überaus herrliche Sache ist. Der Nuntius und die übrigen Gesandten finden sich in der Kirche ein, nähern sich aber kaiserlicher Majestät erst nach dem Gottesdienst vor dem Einsteigen in den Wagen, wonach sie sich einzeln zurückbegeben. So lange der Kaiser außer der Burg in der Stadt verweilt, werden alle Stadtthore geschlossen gehalten.

Wenn der Kaiser in die Hofkirche oder Burgcapelle zu Fuße geht, wird dieselbe Ordnung beobachtet, nur daß neben der Kaiserinn, der Königinn und der Erzherzoginn ihre Obersthofmeister gehen, und Hatschierer und Trabanten in der Ritterstube und Anticammera in Reihen aufgestellt stehen. Während des Gottesdienstes blasen die Hoftrompeter (es waren deren 11 musikalische, die übrigen ungerechnet) auf dem Burgplatz. Der Adel, die Räthe, die Minister, Gesandten und Andere, welche Zutritt bei Hof haben, warten auf die Rückkehr des Kaisers nach Stand und Würde in der Anticammera und Ritterstube. Niemand darf den Hut aufsetzen als Reichsfürsten, Cardinäle und Gesandte. Im Durchgehen bei der Rückkehr, welche ein Thürhüter durch zweimaliges Klopfen mit einem Schlüssel an die Thür ankündigt, werden dem Kaiser häufig Bittschriften überreicht, und mündliche Vorstellungen vorgetragen, die er, obwohl sie oft ziemlich weitläufig ausfallen, mit Güte anhört, und die Bittschriften alle

(jetzt nicht mehr möglich) in eigener Hand in sein Cabinet mitnimmt. Sieht der Kaiser einen fremden Cavalier oder einen einheimischen, der nach längerer Abwesenheit an den Hof zurückgekommen ist, so gibt er ihm die Hand zu küssen und spricht mit ihm; bringt wohl auch gegen andere Anwesende manche Frage in deutscher oder italienischer Sprache auf das Tapet, spricht sehr geläufig latein, niemals aber spanisch oder französisch, selbst nicht mit den Gesandten.

An gewissen Festtagen speist der ganze Hof öffentlich unter prächtiger Musik, wo dann ein außerordentlicher Zulauf ist. Kammerherrn, Truchsesse und andere Hofleute warten auf, manchmal auch Fürsten, Grafen und Freiherrn aus dem Reich. Wirkliche Reichsfürsten speisen auf Reisen oder auf dem Lande immer an der kaiserlichen Tafel, in der Stadt jedoch nicht immer; finden sich aber manchmal bei der Tafel ein, stehen mit bedecktem Haupt zur Seite, und der Kaiser spricht von Zeit zu Zeit mit ihnen. Christian der ältere Fürst von Anhalt hielt es anfangs mit des Kaisers Feinden, und kam von Land und Leuten; nachdem er sich aber mit dem Kaiser ausgesöhnt, wartete er öfters bei Tisch auf, und reichte nach dem Waschen das Handtuch. Als er mit seinem Fürstenthum aufs neue belehnt war, und sich doch wieder einfand, bei der Tafel aufzuwarten, ließ der Kaiser ihn durch den Oberst-Hofmarschall ersuchen, den Hut aufzusetzen; und nachdem er dieses gethan, befahl er ihm, sich an die Tafel zu setzen. »Das ist in der Burg zu Wien geschehen« —

setzt der alte Verfasser des Schematismus voll Verwunderung hinzu. — Wenn in den Zimmern der Kaiserinn gespeist wird, wartet das Frauenzimmer statt des Adels auf. Es sind aber der Speisen weder so viele, noch so ausgesuchte, als man es erwarten sollte.

Die Hofämter waren dieselben wie jetzt, nur Einige im Einzelnen verschieden.

»Der Oberstkämmerer trägt so wie alle Kammerherrn einen vergoldeten Schlüssel an einem schwarzseidenen Band. Die 33 diensthuenden Kammerherrn haben monatlich 40 Gulden Gehalt und freie Tafel. Zwei von ihnen müssen jede Nacht vor dem Schlafgemach des Kaisers wachen, und wechseln wochentlich ab. Einer der Kammerherrn ist Oberststabelmeister, der mit einem schwarzen Stabe vorausgeht, wenn die Truchsessen, welche aus altadelichen Familien sein müssen, die Speisen auftragen. Die Hofkapläne haben Messe zu lesen, und das Tischgebet bei der kaiserlichen Tafel vorzubeten. Einer von ihnen ist Pfarrer und hat 500 Gulden Gehalt, die übrigen 20 Gulden monatlich. Der kaiserliche Beichtvater P. Lamormain ist ein Jesuit aus Niederland, schon in hohem Alter. Er genießt das größte Ansehen bei Hof. Die Kammerdiener, deren zehn sind, haben monatlich 16 Gulden und freie Tafel, und sind für ihre Person geadelt. Die zwei Kammerthürhüter haben monatlich 12 Gulden. Die Hofnarren und unter diesen vor allen der Jonas führen nach Zeit und Gelegenheit scherzhafte Spiele

auf; am lustigsten und freiesten geht es dabei auf dem Lande zu, oder während dem Essen auf Jagden.

Der Oberststallmeister hilft dem Kaiser aufsteigen, wenn er ausreitet, sitzt ihm gegenüber im Wagen, wenn er aus der Stadt fährt, geht in der Stadt links daneben. Die Kleidung der Edelknaben ist dreifärbig, gelb, schwarz und weiß. Es werden einige hundert Pferde gehalten, deren jährlich viele auf den Jagden zu Grund gehen. Es gibt vier Gattungen von Wagen; Pilentum für die höchsten Personen, Carpentum für das Frauenzimmer, Essedum für Kammerherrn und Truchsessen, Currus für die Kammerdiener.«

Diese lateinischen Namen lassen sich nicht wohl übersetzen, sondern nur ungefähr beschreiben. Pilentum mag so ein Wagen gewesen sein, wie man sie noch vor 50 — 60 Jahren gesehen; gedeckt, unten schmal, oben weit, nicht in Federn hängend, sondern auf zwei breiten Riemen feststehend. Carpentum beiläufig dasselbe, nur ungedeckt. Da die römischen Soldaten, welche von einer Art Leiterwagen stritten, Essedarii hießen, so mag das Essedum so ziemlich unsern Zeiselwagen geglichen, und der Currus keinen großen Vorzug vor einem Karren gehabt haben. Das Beste dabei war noch, daß auf Reisen die Männer zwischen einem Reitpferd und einen Platz auf dem Wagen wählen konnten. So viel von dem Hofe.

Der Staat.

Die erste Staatsbehörde war der Geheimerath (eigentlich Staats- und Conferenzrath).

Geheime Räthe waren:

Franz Cardinal Fürst von Dietrichstein Bischof von Olmütz.

Anton Fürstbischof von Wien und Abt zu Kremsmünster, Director des Geheimenrathes.

Graf Meggau, Obersthofmeister des Kaisers.

Maximilian Graf Trautmannsdorf, Obersthofmeister des Königs von Ungarn.

Johann Ernst Graf von Fugger, Reichshofrathspräsident.

Ignaz Abt von Lilienfeld, Hofkammerpräsident.

Heinrich Graf von Schlick, Hofkriegsrathspräsident.

Johann Graf von Werdenberg, österreichischer Hofkanzler.

Wolfgang Graf von Mannsfeld, Feldmarschall und Obercommandant der ungrischen Gränzfestungen.

Georg Bischof von Vesprim, ungrischer Hofkanzler.

Wilhelm Graf von Slawata, böhmischer Oberstkanzler.

Franz Christoph Graf Khevenhüller, Obersthofmeister der Königinn von Ungarn.

Julius Neidhard Graf von Mörsburg, Vicelandshauptmann von Steier.

Peter Heinrich Freiherr von Strahlendorf, Reichsvicekanzler.

Seifried Christian Freiherr von Breuner, Statthalter von Niederösterreich.

Man wird unter diesen Geheimenräthen den Obersthofmeister der Kaiserinn vermissen, allein es war auch ein Fürst von Dietrichstein; und man setzte niemals zwei nahe Verwandte in ein Rathscollegium zusammen. Der geheime Rath hatte übrigens noch zwei Referendäre und zwei geheime Secretäre, welche alle vier Reichshofräthe waren. Sie hatten ihre eigenen Mitarbeiter und Kanzlisten. Nach dem Geheimenrath kam

Der Reichshofrath.

Diese bei weitem stärkste Behörde hatte außer dem Präsidenten, und dem Reichsvicekanzler noch einen Vicepräsidenten, 17 Räthe von der Herrenbank und 10 von der gelehrten Bank. Es ist dabei merkwürdig, daß den Reichshofräthen von der gelehrten Bank, wenn sie gleich geadelt, doch nicht Doctoren der Rechte waren, der Titel Herr nicht gegeben wurde. Ein anderes Beispiel von der Genauigkeit, mit der man auf Titel und Rang hielt, ist, daß die Residenten fremder Mächte nur den Titel Mousieur erhielten, und daß wegen Rangstreitigkeiten die ordentlichen Gesandten von Frankreich, Venedig, Savoyen, Toskana durch Residenten und Secretäre vertreten wurden.

Die Hofkammer

hatte nebst dem Präsidenten und Vicepräsidenten vier Räthe und einen Referendarius.

Der Hofkriegsrath

nebst dem Präsidenten und Vicepräsidenten, sechs Räthe. Der Vicepräsident Freiherr von Löbel, von dem eine Bastion den Namen hat, war zugleich Stadtcommandant; von den sechs Räthen war Graf Maradas zugleich commandirender General in Böhmen, und Graf Wolfgang Mannsfeld saß zugleich im geheimen Rath. Ein Graf Philipp Mannsfeld war Capitän der Trabantengarde, und ein Graf Bruno Mannsfeld Oberstjägermeister, während ein vierter, Graf Peter Ernst Mannsfeld als fürchterlicher Parteigänger gegen den Kaiser die Waffen getragen hatte.

Die böhmische, ungrische und österreichische Hofkanzlei haben keine Rathsgremien, sondern nebst den Kanzlern nur einen oder zwei Secretäre und ein sehr beschränktes Unterpersonale. Es kommen auch nur Gnadensachen, Fragen über Lehens- und Privilegienertheilungen u. dgl. an sie; die Verwaltung und Regierung der Provinzen ist den Statthaltern und obersten Landeswürden überlassen. Noch besteht eine vorübergehende Hofbehörde:

Der Gewissensrath.

Der Kaiser, für den die von den Protestanten der katholischen Kirche abgenommenen Güter kein persönliches Interesse haben, macht sich doch die Frage, in wie ferne diese Kirchengüter in den Händen der Protestanten gelassen werden können, oder streng zurückgefordert werden müssen, zur Gewissenssache,

und will ohne wohl überlegten Rath darüber nichts beschließen. Er setzte daher den Gewissensrath zusammen, und erwartet ein solches Gutachten, welches den allgemeinen Frieden herbeiführen soll.

Einkünfte des Kaisers.

»Von den Einkünften — meint unser alter Author — ist bei gegenwärtigen veränderlichen Zeiten, wo nichts in seinem alten Zustande sich befindet, nicht leicht etwas Verläßliches anzugeben. Die ungrischen Gold- und Silberbergwerke tragen zwar sehr viel, allein das geht Alles, und noch mehr für die Gränzfestungen gegen die Türken auf, diese sind Raab, Neuhäusel, Vesprim, Commorn, Papa, Warasdin, Creuz, Copreinitz, Zeng, Ogulin und Carlstadt.

Oberösterreich hat der Herzog von Bayern für aufgewendete Kriegskosten, die 1622 zu Regensburg auf 12 Millionen liquidirt worden, in Pfand.

Böhmen und Mähren haben seit einigen Jahren ungefähr 3 Millionen jährlich ertragen.

Die Lausitzen sind dem Kurfürsten von Sachsen für einige Millionen übertragen worden.

Die Schlesischen Einkünfte sind gar zu ungewiß, soviel weiß man aber, daß der Bieraufschlag allein 200tausend Gulden übersteigr.

Die Einkünfte von Niederösterreich, Steier, Kärnthen und Krain sind die verläßlichsten und belaufen sich auf zwei Millionen.

Die Einkünfte von Tirol und den Vorlanden

zieht des Kaisers Bruder, Erzherzog Leopold, Bischof von Passau und Straßburg.

An freiwilligen Gaben von den getreuen Unterthanen gehen mehrere 100tausend Gulden ein, auch schießen die Stände der Provinzen beträchtliche Summen vor. Endlich sind seit 1618 wegen verschiedenen Rebellionen in Böhmen, Mähren, Oberösterreich, etwas Weniges auch in Unterösterreich um 43 Millionen Güter confiscirt worden.«

In dem angehängten Titulaturbuch findet man, was man dort nicht sucht, nämlich die sonst nirgends angeführten Toisonisten. Der Kaiser selbst und die Prinzen sind nicht genannt, sondern nur Graf Meggau, Obersthofmeister des Kaisers, Graf Eszterhazy, Palatinus von Ungarn, Graf Slawata, böhmischer Oberstkanzler, Graf Khevenhüller, Obersthofmeister der Königinn von Ungarn, Freiherr von Breuner, Statthalter von Niederösterreich.

Die Aufschrift eines Schreibens an den Bassa von Ofen lautet: Dem achtbaren und hochansehnlichen Mann, Hussain Bassa, des großmächtigen türkischen Kaisers obersten Sandar dießseits des Meeres, derzeit Statthalter von Ofen, unserm geliebten Freund und Nachbar. —

Es erübriget noch

die Stadt.

»Wien liegt an einem Donauarm, auf dem gewöhnliche Schiffe bei großem Wasser bis zur Stadt kommen; bei kleinem Wasser aber müssen sie eine

Meile weiter oben zu Nußdorf oder gar zwei Meilen weiter zu Klosterneuburg anlegen; wo man dann durch den Wienerarm durchreiten kann. Dreiviertel Meilen von der Stadt gegen Mähren fliessen die übrigen schiffbaren Donauarme, über welche fünf Brücken führen. Gegen Mittag hat die Stadt ein Flüßchen, oder vielmehr Gießbach, ebenfalls **Wien** genannt, der oft schnell anwächst, bei anhaltendem Regen leicht austritt, und mehrere Mühlen treibt. (Auf einem im Kupfer gestochenen Plan aus jener Zeit sind zwischen beiden steinernen Brücken fünf Mühlen angezeigt.) Die Stadt hat sechs Hauptthore und 10 Bastionen, wovon einige erst von diesem Kaiser erbaut worden; die Schottenbastion befindet sich eben im Bau; zwischen der Burg- und Löbelbastei und unten längst der Donau sind die Mauern zu niedrig und zu schwach, auch beim Neuthor der Graben zu seicht und trocken.

Die Stadt hat weitläufige **Vorstädte**, jetzt auf 300 Schritte von der Stadtmauer entfernt. Darin sind sehr schöne Gärten und Sommergebäude, auch einige nicht zu verachtende Wohnhäuser. Die Vorstadt, jenseits dem Donauarm ist eine Insel, wo die Juden wohnen, die nur unter Tages in die Stadt auf gewisse Plätze kommen dürfen. Die Stadt ist überaus bevölkert, und man glaubt, daß sie sammt den Vorstädten 60 tausend Einwohner zähle. Gewißheit darüber ist äußerst schwer zu erzielen.

Die **Garnison** besteht aus 1000 Mann zu Fuß, in acht Fähnlein abgetheilt. Im Fall der Noth werden

auch einige Corneten Reiterei in die Vorstädte aufgenommen. Die Bürgermiliz besteht aus vier Compagnien, jede zu 300 Mann zum Schutz der Stadt. Wie sie denn auch bei dem letzten ungrischen Aufstand, nachdem die Militärbesatzung über Preßburg vorrücken mußte, die Stadt durch vier ganze Monate gegen Bethlehem Gabor (Gabriel Bethlen) vertheidigten.

Das Civilregiment über alle das gemeine Wohl der Stadt und die Angelegenheiten der Bürger betreffende Gegenstände übt der Stadtrath aus, der aus achtzehn Bürgern und Rathsherrn besteht; der Bürgermeister ist das Oberhaupt davon. Für die Criminaljustiz hat der Stadtrichter seine Räthe und Beisitzer. Was die Universität betrifft, so haben die Jesuiten die Lehrkanzeln der Philosophie und größeren Theils auch der Theologie; eine theologische Kanzel muß jedoch immer für einen Dominicaner und eine für einen Franciscaner offen bleiben. Die juridische und mediciniſche Facultät haben keine Veränderung erlitten. Der akademische Senat besteht aus 16 Facultätsmitgliedern. Der Rector wird alle Halbjahre erwählt; und hat eine große und weit ausgedehnte Jurisdiction über alle Studenten, Professoren, Doctoren, Universitätsbeamte und Diener sammt ihren Familien.

Von Fürsten, Grafen und Freiherrn hatten 127 im Jahr 1636 auf den Landtagen von Ober- und Unterösterreich Sitz und Stimme, und 242 Ritter und Edle. Der Herrenstand von Unterösterreich allein

begriff dagegen 1820 über 200 Familien, worunter noch 50 von jenen alten 127 leben. Von den alten 242 ritterlichen und adeligen Familien erscheinen jetzt auf den Landtagen von Unterösterreich als Ritter nur noch 7, als Freiherrn 8, als Grafen 6; zusammen 21. So schnell schwinden die Geschlechter vorüber, wenn sie nicht durch Fideicommisse einigermaßen an Grund und Boden geheftet sind.

Leider müssen wir uns von diesen friedlichen Ansichten wieder zu dem unseligen dreißigjährigen Krieg wenden. Schon der alte Grieche Lucian sagt: Der ist der beste Geschichtschreiber, der beiden einander entgegenstehenden Parteien mißfällt. Dieses ist nämlich das Schicksal des unparteyischen Geschichtschreibers, indem jede Partei nur das gerne vernimmt und billiget, was ihr zur Ehre gereicht oder zum Vortheil. Doch wird hier der Versuch gemacht, in gedrängter Kürze die Triebfedern und die vorzüglichsten Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges unparteiisch darzustellen. Zu diesem Ende geschieht es auch, daß kein anderer Schriftsteller angeführt wird, als Schiller, welcher den Gegenstand mit großem Beifall, und wahrlich als sehr eifriger Protestant beschrieben hat. Um nicht durch oft wiederholte ausdrückliche Anführung Schillers zu ermüden, werden die aus seiner Geschichte entnommenen Worte mittelst veränderter Schrift angezeigt.

Durch die Schlacht am Weissenberg am 8. November 1620 ward der Keckheit Friedrichs V. Kurfürsten von der Pfalz, sich auf den böhmischen Kö-

nigsthron zu setzen, ein Ende gemacht; Böhmen, Mähren, Schlesien, Oesterreich und die übrigen Provinzen huldigten nach einander; das seit Carl V. von Stufe zu Stufe mit beschleunigter Bewegung gesunkene kaiserliche Ansehen war wieder hergestellt. Kurfürst Friedrich und die Fürsten, welche für ihn die Waffen geführt haben, wurden als Beleidiger der kaiserlichen Majestät und Störer des Landfriedens in die Reichsacht, und aller ihrer Würden und Länder verlustig erklärt. Die Fürsten und Reichsstädte, welche sich unter dem Namen Union dem Kaiser mit bewaffneter Hand widersetzt hatten, und deren Haupt eben Friedrich V. war, konnten den aus den Niederlanden her eindringenden Spaniern und der Macht der Ligue, worunter man die vereinten katholischen Fürsten und Reichsstädte verstand, deren Haupt der Herzog Maximilian von Bayern war, nicht Stand halten; sie schworen die Union ab, und gelobten, sie nicht wieder zu erneuern.

Die Ligue, das ist die katholische Partei war froh, die Waffen auch ablegen zu können; und erwartete, daß es nun bei dem Augsburger Religionsfrieden bleiben werde, welcher den Protestanten zugestand, was sie in Bezug auf ihre Glaubensmeinung fordern konnten; weßwegen sie ihn auch mit großer Zufriedenheit unterschrieben hatten. Allein an zwei Umständen scheiterte der fast allgemeinere Wunsch nach Frieden. Einerseits hatten die Protestanten seit dem Religionsfrieden, und desselben unbezweifelbarem Inhalt entgegen, wieder viele Güter der ka-

tholischen Kirche eingezogen. Sie konnten wohl erwarten, daß der Kaiser sie ihnen von freien Stücken nicht lassen würde; sie aber wollten sie durchaus nicht zurückstellen. Daher verbanden sie sich, besonders in Niedersachsen auf's neue zu bewaffnetem Widerstand, und suchten auswärtige Hülfe bei den nordischen Höfen. Andrerseits fand das Schicksal des Kurfürsten Friedrich und seiner schönen Gemahlinn, der Tochter Königs Jakob I. von England und Schottland, der Enkelin von Maria Stuart große Theilnahme. Als ihr Gemahl noch wankte die böhmische Krone anzunehmen, weil er wohl einsah, wie schwer sie ohne bedeutende Hausmacht zu behaupten sein werde, und daß bei dem Entschluß der Böhmen nur die Feinheit und Thätigkeit der Calvinisten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg für ihn davon trug; war sie es, deren unwiderstehlicher Mund ihn mit den Worten bestürmte: »Konntest du dich vermessen, die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man freiwillig dir entgegen bringt? Ich will lieber Brot essen an deiner königlichen Tafel, als an deinem kurfürstlichen Tische schwelgen.« Und jetzt? — Flüchtig und verborgen lebte sie, und ferne von dem kurfürstlichen Tische.

Ein einziger Mann, Aventurier ohne Geld, dem man selbst die rechtmäßige Geburt streitig machte, hatte sich zum Vertheidiger dieses Königs aufgestellt. Er nannte sich Peter Ernst Graf von Mannsfeld, und hatte früher dem Kaiser ge-

dient. Als Friedrich noch auf dem Throne Böhmens saß, ward Mannsfeld von der Union mit einem Corps ihm zu Hülfe geschickt. Er besetzte Pilsen, und hielt sich dort auch nach der Schlacht am weißen Berg, bis seine Truppen von Geldnoth getrieben, die Stadt an die Kaiserlichen verkauften, und sich zerstreuten. Bald darauf sah man ihn in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die Truppen an sich zu ziehen, welche die Union entlassen hatte. Ein neues zwanzigtausend Mann starkes Heer entstand im kurzen unter seinen Fahnen, um so furchtbarer für alle Provinzen, auf die es sich warf, weil es durch Raub allein sich erhalten konnte. Aus der Oberpfalz durch die Baiern gedrängt, erschien er in der Unterpfalz, und übte dort an den Rheinischen Bisthümern die Mißhandlungen aus, die er den Fränkischen zugedacht hatte. Spanische Truppen hatten in der Unterpfalz Platz für Platz genommen; hoben aber die Belagerung von Frankenthal eiligst auf, als Mannsfelds überlegnes Heer eintrat. Aber anstatt die Spanier aus dieser Provinz zu vertreiben, eilte er über den Rhein, um seinen bedürftigen Truppen in dem Elsaß ein Fest zu bereiten. Zur fürchterlichsten Einöde wurden alle offnen Länder, über welche sich dieser Räuberschwarm ergoß; und nur durch ungeheure Summen konnten sich die Städte von der Plünderung loskaufen.

Einige Hülfe erschien wieder für Kurfürst Fried-

rich; sein Schwiegervater unterstützte Mannsfeld mit Truppen und Geld; der Markgraf von Baden vermehrte sein Heer und vereinigte sich mit ihm; der Herzog von Würtemberg verstärkte sich. Beide letzteren hatten erst kürzlich die Union abgeschworen.

Ein neuer Glücksritter, an Staaten arm, desto reicher an glänzenden Ahnen, übernimmt, nachdem der Markgraf von Baden geschlagen war, die Vertheidigung einer Sache, welche jener auszuführen verzweifelte. Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, glaubte dem Grafen Mannsfeld das Geheimniß abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzigtausend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten. Von jugendlichem Uebermuthe getrieben, und voll Begierde, sich auf Kosten der katholischen Geistlichkeit, die er ritterlich haßte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, versammelte er in Niedersachsen ein beträchtliches Heer, welchem die Vertheidigung Friedrichs und der deutschen Freiheit den Namen leihen mußte. »Gottes Freund und der Pfaffen Feind,« war der Wahlspruch, den er auf seinen Münzen aus geraubtem Kirchensilber führte.

Der Weg, den diese Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der schrecklichsten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niedersächsischen und westphälischen Stifter sammelte sie Kräfte, die Bisthümer am Oberrhein

zu plündern. Von Freund und Feind von dort vertrieben, stieß der Administrator bei Höchst auf Tilly, und verlor sein halbes Heer um über den Main zu kommen. Mit dem Ueberrest seiner Truppen stieß er zu Mannsfeld, und beide vereint, von Tilly verfolgt, stürzten sich abermals auf das Elsaß. Sie hatten mit den Brandschatzungen, die sie von Freund und Feind ohne Unterschied erpreßten, die Bedürfnisse ihrer Truppen bestritten; allein diese Lebensart war auch von allem Ungemach, und aller Unsicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben mußten sie sich durch wachsame Feinde stehlen. Während daß der Kurfürst Friedrich nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler mit dem Heere herumzog, das ihn als seinen Herrn erkannte, und sich mit seinem Namen schmückte, war vorzüglich sein Schwiegervater, König Jacob I. von Großbrittanien bemüht, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen. Ferdinand forderte vor Allem, daß er die Waffen niederlege; indem sein wildes Heer allein den Krieg in Deutschland noch fortsetze. Auf Jacobs Geheiß ertheilte Friedrich dem Mannsfeld und dem Administrator den Abschied, und erwartete in Holland sein Schicksal.

Jetzt hätte in Deutschland Frieden sein können, wenn Mannsfeld und der Administrator in Folge ihres Abschiedes ihre Truppen auch verabschiedet hätten; allein sie waren blos eines Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte sie

nicht in Rüstung gesetzt, (war blos ein löblicher Namen für unlöbliches Unternehmen) also konnte sein Abschied sie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleichviel für wessen Sache sie kriegten. Nach einem vergeblichen Versuch des Grafen Mannsfeld, in die Dienste des Kaisers zu treten, zogen sie sich beide nach Lothringen, wo die Ausschweifungen ihrer Truppen bis in das Innerste Frankreichs Schrecken verbreiteten. Einige Zeit lang harrten sie hier vergebens auf einen Herrn, der sie dingen sollte, als die Holländer ihnen Dienste anboten. Aber auch Holland war dieser schlimmen Gäste bald müde, und benützte den ersten Augenblick von Erhohlung, sich ihres gefährlichen Beistandes zu entledigen. Mannsfeld ließ seine Truppen in der fetten Provinz Ostfriesland zu neuen Thaten sich stärken. Christian voll Leidenschaft für die Pfalzgräfinn, die er in Holland hatte kennen gelernt, und kriegslustiger als je, führte die Seinigen nach Niedersachsen zurück; den Handschuh dieser Prinzessinn auf dem Hut, und die Devise: »Alles für Gott und sie« auf seinen Fahnen. Diese kühnen Parteigänger konnte man nicht ungehindert Raub und Plünderung fortsetzen lassen; der bairische General Tilly folgte dem Herzog Christian auf dem Fuße nach, ein anderes Corps der Ligue ließ Mannsfeld nicht aus den Augen. So waren es zwei unruhige Geister, die das Ende des Religionskrieges aufhielten, obwohl sie den Krieg

nicht um der Religion willen, sondern für Beute und wüstes Leben führten.

In diese Zeit fällt der oberösterreichische Bauernaufruhr unter Stephan Fadinger, ein Namen, der jetzt noch nach mehr als 200 Jahren schreckliche Erinnerungen mit sich führt. Die oberösterreichischen Stände, heftiger noch als die unterösterreichischen, unter dem Vorwand der Religion nach gänzlicher Unabhängigkeit strebend, hatten ihre Bauern schon unter Mathias aufgeboten und bewaffnet, und widersetzten sich auch Ferdinand II. bei seiner Thronbesteigung. Als dieser seinem Schwager, dem Herzog Maximilian von Baiern zur Deckung des Kriegsaufwandes, den er für ihn machte, Oberösterreich verpfändete und einräumte, gab die Klage über eine fremde Regierung neuen Stoff zu Vermehrung von Unruhen und Gewaltthätigkeiten. Es geschah, was überall geschieht, wo man der rohen Menge die Waffen in die Hände gibt; Herzog Ernst Ludwig von Sachsenlauenburg z. B. hatte auf seiner Reise nach Wien am 26. Juli 1620 beim Mittagmahl zu Eferding geäußert, »es würden bald andere Gäste — er meinte die Baiern — nach Oberösterreich kommen.« Die Bauern paßten ihm auf und ermordeten ihn. Klöster und Schlösser plünderten sie aus und erschlugen die Bewohner. Einen bairischen Soldaten, den sie gefangen bekamen, tödteten sie unter ausgesuchten Martern. Im August kam Maximilian mit seiner Armee nach Linz; die Soldaten der Stände nahm er in seinen Dienst, die Stände

mußten, ungeachtet aller Protestationen, die Conföderationsacten abgeben, und in seine Hände dem Kaiser Interimshuldigung leisten. Nachdem er den Grafen Adam von Herberstorf zum Statthalter eingesetzt hatte, zog er gegen Böhmen, und vereinigte sich unterweges mit Boucquoi. Jörger, Landau, Ungnad, Tschernembel, welche bisher die größten Schreier und Aufhetzer unter den Ständen waren, schlichen sich bei Maximilians Erscheinen aus dem Lande; Tschernembel flüchtete nach Prag, wo er auf einige Wochen Friedrichs Kriegspräsident war.

Durch des Statthalters gemäßigtes Benehmen, durch des Kaisers Güte und durch die Erfahrung, daß es leichter ist, Einem Kaiser als hundert Rebellen zu dienen, wurde eine gänzliche Unterwerfung der Stände herbeigeführt. Jetzt hätten sie gerne auch ihre Bauern zur Ruhe gebracht; allein in früheren Jahren hatten die Herren ihre Unterthanen ja fast mit Gewalt zur Glaubensveränderung vermocht. Religionshaß legt der gemeine Mann so leicht nicht ab, leicht hingegen gewöhnt er sich an Mord und Raub anstatt der schweren Feldarbeit. Die flüchtigen Landesherrn, deren Güter confiscirt worden, die sie nur durch Aufruhr wieder zu gewinnen hoffen konnten, nährten diesen Geist durch geheime Boten; selbst von Kurfürst Friedrich, von Mannsfeld, später vom König von Dänemark erhielten sie Aufmunterung. Der Aufstand, in einer Gegend auf kurze Zeit gedämpft, brach gleich wieder in einer andern aus.

Die Gluth glimmte unter dünner Aschendecke fort; ein leichter Windstoß jagte sie in helle Flammen auf.

Ein bairischer Soldat bekam am 17. Mai 1626 mit einem Bauer Streit über ein Pferd, mehre Bauern und Soldaten versammelten sich, es kam zum ernsten Handgemenge, acht Soldaten wurden getödtet. So ganz waren sie auf ein dergleichen Ereigniß gefaßt, daß sie zwei Tage darnach am 19. schon an 16tausend versammelt waren, Gewehre und zwölf Kanonen hatten, einige Schlösser belagerten, offne Orte plünderten, Geistliche ermordeten, die Soldaten tödteten, auch wenn sie sich gefangen gaben. Ein allgemeines Aufgebot erließen sie, jeder mußte die Waffen ergreifen, oder wurde geprügelt bis er es that. Der Statthalter, dem man glauben machte, daß ihrer nur zweitausend wären, zog ihnen mit 1200 Mann entgegen, und griff sie an, denn sie waren größtentheils im Wald versteckt. Er wurde geschlagen, verlor fünfhundert Mann, zwei Wagen mit Munition und seine Kanonen. Dieser erste Sieg machte sie noch trotziger und verwegener. Als oberster Anführer wurde Stephan Fadinger erwählt, der früher ein Hutmacher, damals Besitzer eines großen Bauerngutes war; ein kühner unternehmender, seiner Aufgabe gewachsener Mann. Er nannte sich Oberhauptmann der christlich evangelischen Armee oder versammelten Bauerschaft in Oberösterreich; setzte jedem Viertel des Landes einen Hauptmann vor, so wie jetzt die Kreishauptleute bestehen; ernannte geheime Räthe, Kriegsräthe, Proviant-

meister, Feldschreiber; gab eine Defensionsordnung heraus, besetzte die Gränzen, beschützte sie mit Schanzen und Verhauen, sperrte die Donau mit Ketten, die noch in dem k. k. Zeughaus zu Wien Verwunderung erregen. Er wußte auch Leute über seinen Stand für seinen Dienst zu gewinnen, z. B. den Stadtrichter und den Stadtkämmerer von Steier, einen Doctor und Achaz Wiellinger, der unter dem Ritterstand von Oberösterreich Sitz und Stimme hatte.

So lange Fadinger lebte, wurden die Bauern wohl hier und da in kleineren Treffen geschlagen und hart bestraft, aber im Ganzen spielten sie auf grausame Art den Meister. Immer wußte Fadinger Unterhandlungen unter vorgespiegelter Bereitwilligkeit zur Unterwerfung anzuknüpfen, und so geneigt der Kaiser war, Vieles zuzugestehen, wußte Fadinger es immer so zu führen, daß sie ohne Erfolg blieben. Ferdinand und Maximilian waren in Ungarn und Deutschland zu sehr beschäftiget, um eine Macht nach Oberösterreich absenden zu können, die genügend gewesen wäre, dort die Ruhe durch die Waffen herzustellen. Bethlen Gabor hatte, von seinen Glaubensgenossen aufgefordert, wieder den Waffenstillstand gebrochen.

Maximilian hatte sich um den Kaiser hoch verdient gemacht, indem er nicht nur die böhmischen Rebellen geschlagen, sondern auch die Ruhestörer in Deutschland verfolgte. Ferdinand, um ihn zu belohnen, übertrug am 25. Februar 1523 die von Friedrich verwirkte kurfürstliche Würde auf Maximilian.

In einen Schrei des Entsetzens brachen die Protestanten darüber aus; sie hatten erwartet, den Pfalzgrafen nächstens in seine Würden und Länder wieder eingesetzt zu sehen, sie fanden nichts ernstlich strafwürdiges in seinem Benehmen; sie hatten vergessen, daß Kaiser Carl V. um geringere Veranlassung die sächsische Kurwürde von der älteren auf die jüngere Linie übertragen hatte. Die Belehnung Maximilians geschah mit Zustimmung aller Kurfürsten, selbst des protestantischen Johann Georgs von Sachsen und Brandenburgs, und es wurden den Kindern und Agnaten Friedrichs ihre Rechte vorbehalten, was bei der Uebertragung der sächsischen Kurwürde nicht geschah. Doch nennt selbst Schiller — so weit kann Parteilichkeit verblenden, — diese Belehnung eine Verspottung der Reichsgrundgesetze, und erwähnt des milden Vorbehaltes auf unedle Weise.

Graf Mannsfeld war zu gut beobachtet, als daß er jetzt etwas unternehmen konnte, Christian wagte einen Feldzug und wurde geschlagen, Gabor mußte Frieden schließen.

Der Kaiser und die Ligue standen bewaffnet und siegreich in Deutschland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerstand leisten konnte. Es hätte allerdings wieder Friede werden können, und wäre geworden, denn der Kaiser wünschte ihn sehr, da alle seine Länder so viel gelitten hatten, die Ruhe nur gewaltsam hergestellt, und der größte Theil von Ungarn verloren war. Allein in Niederdeutschland waren die Protestanten die herrschende

Macht, hier waren der katholischen Kirche die meisten Stifter entrissen worden. Die Fürsten besorgten, diese Stifter, in welchen ein nicht geringer Theil ihrer Macht bestand, der Kirche zurückgeben zu müssen.

In möglichster Eilfertigkeit bewaffnete sich also der niedersächsische Kreis. Außerordentliche Kriegssteuern wurden gehoben, Truppen geworben, und Magazine angefüllt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subsidien. Man überlegte, ob man den König von Schweden oder den von Dänemark an die Spitze des Bundes stellen sollte. Beide Könige bewarben sich wetteifernd um die Ehre, den niedersächsischen Kreis zu beschützen und die furchtbare Macht Oesterreichs zu bekriegen. Beide brachten ihre Vorschläge und Bedingungen vor das englische Ministerium, wo es endlich Christian IV. gelang, seinen Mitwerber zu überbieten. Je mehr Lorbern er sich selbst in diesem Feldzug versprach, desto weniger konnte er es von sich erhalten, sie seinem beneidenden Nachbar zu gönnen.

Um seinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, sich im Felde zu zeigen. Zum Obersten des niedersächsischen Kreises ernannt, hatte er in kurzem ein 60,000 Mann starkes Heer auf den Beinen; der Administrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunschweig, die Herzoge von Meklen-

burg traten mit ihm in Verbindung. Der Beistand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte seinen Muth; und mit einer solchen Macht ausgerüstet, schmeichelte er sich, diesen Krieg in Einem Feldzuge zu endigen. Nach Wien berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu vertheidigen, und die Ruhe in dieser Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die außerordentlichen Anstrengungen des Kreises, und die furchtbare Armee, welche man aufstellte, schienen etwas mehr als bloße Vertheidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Kurfürsten von der Pfalz, und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzweck zu haben. Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen, Befehle fruchtlos erschöpft hatte, den König von Dänemark und den niedersächsischen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindseligkeiten an.

Hier haben wir das Geständniß eines eifrigen Protestanten, daß der niedersächsische Kreis den Krieg wieder angefangen, daß er sich unter frecher Lüge, es gelte die Aufrechthaltung der Ruhe, zur Demüthigung des Kaisers rüstete, daß er mit fremden Mächten unterhandelte, einen fremden Herrscher mit seiner bewaffneten Macht ins Land rief. Diesem

Beginnen fehlt nichts zur strafbarsten Felonie und Rebellion.

Die furchtbare Macht des Kaisers, vor der sie so große Besorgnisse äußerten, hat so wenig bestanden, daß Schiller auf dem nächsten Blatte selbst sagt: Nur eine ansehnliche Heeresmacht, von ihm selbst aufgestellt, konnte ihn der drückenden Abhängigkeit von Baiern überheben, und ihm seine bisherige Ueberlegenheit in Deutschland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiserlichen Lande viel zu sehr erschöpft, um die unermeßlichen Kosten einer solchen Kriegsrüstung bestreiten zu können.

Der Kaiser selbst erkannte nur zu gut, wie weit er von einer furchtbaren Macht entfernt, und wie nothwendig es war, dem, für jene Zeiten, ungeheurem Heere Christians wenigstens 20,000 Mann entgegen zu stellen. Aber auch dazu war man in Verlegenheit, die Mittel aufzutreiben. Graf Wallenstein, ein böhmischer Güterbesitzer, hatte von Jugend auf in den Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Ungarn und Siebenbürger auf das rühmlichste gedient, war in der Schlacht am weißen Berg Oberster, schlug dann als General eine ungrische Armee in Mähren. Dieser welthistorische Mann bot sich an, auf eigene und seiner Freunde Kosten zum Dienst des Kaisers eine Armee auszurüsten, zu bekleiden, zu unterhalten, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50,000 Mann zu vergrößern. Nach wenigen Monaten verließ er noch 1625 mit 20,000 Mann die Gränzen Böh-

mens; bald darauf erschien er mit 30,000 Mann an den Gränzen Niedersachsens. Sein Ruf war so groß, jeder seiner Schritte zeigte so ganz den gebornen Feldherrn, daß selbst regierende Fürsten sich jetzt erboten, Regimenter für Oesterreich aufzustellen. Er hatte nämlich die, erst in neuester Zeit mit glänzendem Erfolg angewandte Kunst, ohne Raubzüge den Krieg durch den Krieg zu bestreiten, schon frühe ausgefunden. Was von dem Geitze seiner Mutter und von geerbten ungeheuren Reichthümern erzählt wird, gehört ohne Zweifel zur Fabel; die von Förster herausgegebenen Originalbriefe zeigen vielmehr, daß er öfters in Verlegenheit um Geld gewesen war.

Wallenstein (eigentlich Waldstein) hatte den Auftrag, zu der Armee des Tilly zu stoßen; allein, ein besserer General, als die Hofkriegsräthe, die ihm den Auftrag gegeben, und mehr geneigt zu befehlen als zu gehorchen, nahm er bei Dessau an beiden Ufern der Elbe Position. Der König von Dänemark erkannte bald die ganze Gefahr dieser Stellung, wo er zwischen zwei feindlichen Armeen im Rücken angefallen, von seinen eigenen Ländern abgeschnitten werden konnte. Er zog noch Herzog Christian und Mannsfeld an sich. Dieser muthige Parteigänger wagte es, sich Wallenstein bei Dessau entgegen zu stellen. Wallenstein schickte dem Tilly einige Regimenter; mit den übrigen griff er Mannsfeld an, schlug ihn, jagte ihn durch Schlesien, Mähren, Ungarn bis nach Siebenbürgen, wo er den Rest seiner Truppen zerstreute, und Bethlen Gabor zum Frieden zwang. Schiller erzählt

dasselbe folgendermaßen: »Wallenstein war dem Grafen Mannsfeld gefolgt, ohne seinen Marsch aufhalten, oder seine Vereinigung mit Bethlen Gaborn verhindern zu können. Immer von dem Schicksal verfolgt, und immer größer als sein Schicksal, hatte sich dieser unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schlesien und Ungarn zu dem Fürsten von Siebenbürgen hindurch geschlagen, wo er aber nicht sehr willkommen war. Im Vertrauen auf englischen Beistand und auf eine mächtige Diversion in Niedersachsen, hatte Gabor aufs Neue den Waffenstillstand mit dem Kaiser gebrochen; und anstatt der gehofften Diversion brachte ihm jetzt Mannsfeld die ganze Wallensteinische Macht mit, und forderte Geld von ihm, anstatt es zu bringen. Diese wenige Uebereinstimmung unter den protestantischen Fürsten erkältete Gabors Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, sich der überlegenen Macht des Kaisers durch einen geschwinden Frieden zu entledigen. Fest entschlossen, denselben bei dem ersten Strahl von Hoffnung wieder zu brechen, wies er Mannsfeld an die Republik Venedig, um dort vor allem andern Geld aufzubringen.

Man sieht, daß es auch über Vorgänge vor 200 Jahren zweierlei Armeeberichte geben kann. Mannsfeld nahm seinen Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; nicht weit von Zara er-

eilte ihn der Tod. Christian von Braunschweig starb kurz vorher auch im Bette.

Der König von Dänemark mußte mit all seiner Uebermacht sich darauf beschränken, eine entscheidende Schlacht mit Tilly zu vermeiden, dessen überlegenes Feldherrntalent sie eifrig suchte. Jetzt, mit Wallensteins Regimentern verstärkt, zwang Tilly den König am 21. Juli 1627 bei Lutter am Barrenberg zur Schlacht. Ein glänzender Sieg war der Erfolg. Sechzig Fahnen, die ganze Artillerie, Bagage und Munition der Dänen ging verloren; viele edle Officiere blieben todt auf dem Platze, gegen 4000 von den Gemeinen; mehrere Compagnien Fußvolk, die sich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, streckten das Gewehr und ergaben sich dem Sieger. Der König entfloh mit seiner Reiterei, und sammelte sich nach diesem empfindlichen Schlag bald wieder.

Das folgende Jahr kam Wallenstein wieder aus Siebenbürgen herauf. Beide große Feldherrn mit einander vereint hatten bald das ganze nördliche Deutschland bis auf wenige feste Plätze im Besitz. Christian verließ 1628 das feste Land von Deutschland, und verbarg sich in seinen Inseln. Das folgende Jahr unterzeichnete er den Kopenhagner Frieden, wie ihn Wallenstein dictirte, zwar nicht zu seinem Ruhme, doch hielt er ihn zu seiner Ehre. Er erhielt seine Besitzungen in Deutschland, die er bis auf Glückstadt alle verloren hatte, zurück; nur verpflichtete man ihn, die Ruhe Deutschlands nicht wieder zu stören.

Ferdinand bewies auch bei dieser Gelegenheit, daß ihm nicht darum zu thun sei, zu erobern oder sich zu rächen, sondern nur Frieden zu erhalten. Die Herzoge von Meklenburg wurden als Verbündete des Königs von Dänemark in die Reichsacht erklärt, und aus ihren Staaten vertrieben. Der Bauernaufruhr in Oberösterreich hatte, nachdem Stephan Fadinger bei der Belagerung von Enns verwundet worden, und an seinen Wunden gestorben war, an dessen Nachfolger ein viel minder geeignetes Oberhaupt gefunden; doch wehrten sie sich noch, freilich oft mit großem Verluste, gegen vier regulirte Corps, bis Pappenheim kam und im November 1627 dem unseligen Aufstand durch wiederholte Niederlagen der Bauern ein Ende machten. Vielen Tausenden hatte es in anderthalb Jahren das Leben gekostet, 15 der Anführer wurden hingerichtet, das schöne Land war so verwüstet, daß es sich erst nach langen Jahren erholte.

Jetzt war wieder ein Zeitpunct eingetreten, wo man den allgemeinen Frieden schnell zu Stande zu bringen hoffte. Der Kaiser und die katholische Ligue befanden sich ganz und überall im Vortheil, die Protestanten, in ganz Deutschland geschlagen, waren, eine bedeutende Macht aufzustellen, nicht mehr im Stande, doch waren es die Katholiken allein, die dem Frieden Opfer bringen wollten. Den Besitzstand zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens wollten sie zurückführen, alle von ihren Armeen besetzten Länder wieder abtreten; den Protestanten die

vor dem Religionsfrieden eingezogenen Kirchengüter unbestritten lassen. Der Besitzstand zur Zeit des Religionsfriedens aber brachte mit sich, daß die Protestanten die seither der katholischen Kirche abgenommenen Güter wieder zurückstellten. Davon wollten sie nichts hören; sie benahmen sich bei den vorläufigen Unterhandlungen, als wären sie alle die zehn Jahre her nicht immer die Geschlagenen sondern die Sieger gewesen. Schiller berichtet die Beweggründe dieses Benehmens: Kein einziger protestantischer Fürst war, dem diese Zurückforderung der geistlichen Stifter nicht einen Theil seiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derselben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken bestimmt hatte, hatte man sie zum Nutzen der protestantischen Kirche verwendet. Mehrere Fürsten dankten diesen Erwerbungen einen großen Theil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne Unterschied mußten durch die Zurückforderung derselben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede sprach ihnen das Recht an diese Stifter nicht ab, obgleich er es eben so wenig außer Zweifel setzte.

Es ist hier nicht der Ort, diese Streitfrage abzuhandeln, nur wird gelegenheitlich bemerkt, daß katholische Fürsten zwar auch Stifter und Klöster aufheben, derselben Eigenthum aber keineswegs zu Vermehrung ihrer Einkünfte und ihrer Macht verwenden, sondern ganz und gar, wofür sie ursprünglich gestiftet worden, für Religion und wissenschaftlichen Unterricht.

Der Kaiser betrachtete die Streitfrage als eine Gewissenssache. Mit wohlbedachtem Rath entwarf er ein Restitutions-Edict, welches entschied, daß jede nach dem Datum des Religionsfriedens von den Protestanten geschehene Einziehung sowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinn dieses Friedens zuwider laufe, und als eine Verletzung desselben widerrufen sei. Nicht weniger als zwei Erzbisthümer (Magdeburg und Bremen) und zwölf Bisthümer standen auf der Liste; außer diesen eine unübersehliche Anzahl von Klöstern, welche die Protestanten sich zugeeignet hatten.

Nachdem Ferdinand II. die Zustimmung aller katholischen Kurfürsten, und selbst Kursachsens erhalten hatte, publicirte er 1629 sein Restitutions-Edict. In dem Eingange spricht er sich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, dessen ungleiche Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlaß gegeben, vermittelst kaiserlicher Machtvollkommenheit zu erklären, und als oberster Schiedsmann und Richter zwischen beide streitende Parteien zu treten. Dieses Recht gründete er auf die Observanz seiner Vorfahren, und auf die ehemals geschehene Einwilligung selbst protestantischer Stände.

Kursachsen hatte dem Kaiser wirklich dieses Recht zugestanden. Wenn aber der Buchstabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der

ein Jahrhundert lange Zwist beider Religionsparteien es genugsam bezeugte, so konnte doch auf keine Weise der Kaiser, der entweder ein katholischer oder ein protestantischer Reichsfürst, und also selbst Partei war, zwischen katholischen und protestantischen Ständen einen Religionsstreit entscheiden — ohne den wesentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in seiner eigenen Sache nicht Richter sein, ohne die Freiheit des deutschen Reiches in einen leeren Schall zu verwandeln.

Es war nicht des Kaisers eigene Sache! Bei dieser Frage war es den Katholiken nicht um Privateigenthum zu thun, sondern um Eigenthum der Kirche. Ferdinand, der selbst mit confiscirten weltlichen Gütern nicht sich bereicherte, sondern Klöster stiftete und Kirchen baute, würde ganz gewiß zurückgestelltes Kircheneigenthum nicht sich zugeeignet, und eben so wenig, wie Schiller ungerecht vermuthet, die ihm anhängenden Fürsten damit belohnt haben. Die Behauptung übrigens, daß der Kaiser selbst, wie es hier der Fall war, mit Zustimmung aller Kurfürsten bis auf einen, über einen in Zweifel gezogenen Artikel des Religionsfriedens nicht entscheiden könne, weil er entweder Katholik oder Protestant, also immer Partei sei, gränzt ein wenig ans Komische; denn es würde uns sonach Niemand erübrigen, um über unsere Religionsstreite zu entscheiden als der türkische Kaiser.

Kaiserliche Commissarien wurden ernannt, um

das Restitutions-Edict in Ausführung zu bringen, und die von den Protestanten zurückzustellenden Kirchengüter zu übernehmen. Mit Augsburg, wo der Friede geschlossen worden, machte man den Anfang, die Stadt mußte unter die Gerichtsbarkeit ihres Bischofs zurücktreten, und sechs protestantische Kirchen wurden darin geschlossen (zurückgestellt vielmehr). »Eben so mußte der Herzog von Würtemberg seine Klöster herausgeben. Dieser Ernst schreckte alle evangelische Reichsstände auf, aber ohne sie zu einem thätigen Widerstand begeistern zu können. Die Furcht vor des Kaisers Macht wirkte zu mächtig; schon fing ein großer Theil an, sich zur Nachgiebigkeit zu neigen.

Der gutmüthige Kaiser ließ sich dadurch bewegen, die strenge Vollstreckung des Restitutions-Edictes noch ein Jahr lang zu verschieben. Er ordnete eine Kurfürstenversammlung 1630 in Regensburg an, und begab sich selbst dahin, in bester Hoffnung, auf dem gelindesten Wege alle Beschwerden zu heben, und Deutschland zu beruhigen. Ein Jahr war schon in Ruhe vergangen; es gab unter den protestantischen Fürsten einige, die großmüthig geneigt waren, auf einen Besitz, dessen Rechtmäßigkeit in Zweifel gezogen war, dem leidenden Vaterland zu Liebe Verzicht zu leisten. Es hätte dem guten Willen des Kaisers gelingen müssen, vorerst die allgemeine Ruhe zu befestigen, in der Folge ein bleibendes Uebereinkommen herbei zu führen; wenn nicht — Richelieu

gewesen wäre. Deutschland ist durch seine Lage und durch die Kraft seines Volkes, gleichsam die Centralfestung von Europa, geeignet, die übrigen Reiche in Frieden zu erhalten, durch Wissenschaft, Kunst und Handel mit einander zu verbinden. Allein mancherlei hinderte es seit alter Zeit, seine hohe Bestimmung zu erfüllen. So wie ein Schriftsteller unserer Tage den Grundsatz ausspricht: Alles ist recht, was nützt, so war es Richelieus Maxime: Alles ist recht, was Deutschland schadet und Oesterreich schwächt. Er übersah die Gelegenheit damals nicht, seine Maxime wirksam in Anwendung zu bringen. Alles Blut, was seit 1630 noch durch achtzehn Jahre geflossen, alle Verwüstung und Verwilderung, die Deutschland in jenen unglücklichen Jahren erlitten, hat es diesem Minister zu verdanken, der, selbst Cardinal, die Protestanten, die er in Frankreich verfolgte, in Deutschland beschützte. Jenes nicht aus Haß, dieses nichts aus Liebe, beides nur aus Politik. Von allen Seiten setzte er seine Maschinen in Bewegung. Den König von Schweden Gustav Adolph, einen kriegserfahrnen, persönlich tapfern, ehrgeizigen Herrn im kraftvollen Mannesalter von 36 Jahren ersah sich der Cardinal zum Heerführer der deutschen Protestanten. Er war im Kriege mit Pohlen begriffen, Richelieu vermittelte Waffenstillstand auf sechs Jahre; und hetzte Rußland gegen Pohlen, um es inzwischen zu beschäftigen. An den Fürsten von Siebenbürgen wurden vertraute Personen abgeschickt, um diesen wankelmüthigen Mann zum wiederholten Friedensbruch zu

vermögen, und gegen den Kaiser in Waffen zu bringen. Mit Gustav Adolph schloß Richelieu ein Bündniß und zahlte ihm Subsidien, doch mußte dieser Vertrag vor der Hand geheim bleiben. Bei den protestantischen Ständen gingen Unterhändler herum, versprachen schwedische Hülfe, ermunterten zum Widerstand gegen das Restitutions-Edict, zu Klagen gegen Wallensteins Stolz und Präpotenz und Gelderpressungen. Aber auch die katholischen Fürsten, und vor allen den Curfürsten von Baiern wollte Richelieu von dem Kaiser abwendig machen, und diesen in die gefährliche Wahl stellen, entweder sich von Maximilian und dem größten Theil der Ligue verlassen zu sehen oder Wallenstein zu entlassen: Eines so verderblich als das Andere. Wallensteins unbändiger Stolz und schonungslose Härte, womit er in Feindes und Freundes Land die Bedürfnisse der Armee beitrieb; und die Eifersucht und Empfindlichkeit des Kurfürsten von Baiern ließen dem Cardinal freies Spiel. Vor Wallensteins Erscheinen war Maximilian die Seele der katholischen Partei. Der Kaiser, durch Bande der Jugendfreundschaft und Schwägerschaft mit ihm verbunden, und sich selbst bewußt, zum Feldherrn nicht geboren zu sein, ließ ihn gerne gewähren. Ferdinand war Kaiser dem Namen nach, Maximilian war es in der That gewesen. Er hatte sich auch hoch verdient gemacht durch die Schlacht am weißen Berg, durch seines Generals Tilly Siege, wo er einen Feind fand, durch seines Generals Pappenheim Unterdrückung des Aufruhrs in Ober-

österreich, durch die Niederlage des Dänenkönigs. Er ist mit dem Kurhute belohnt worden. Allein jetzt war es Wallenstein, auf den sich aller Augen richteten, er war Herzog von Friesland genannt, ihm war das Herzogthum Meklenburg eingeräumt worden, er stand zunächst an der Kurwürde, er machte kein Geheimniß daraus, daß er es zur Königskrone bringen wolle. Das reizte Maximilian auf; in Schatten gestellt, fast überflüssig geworden zu sein, konnte er nicht vertragen. Richelieu, davon wohl unterrichtet, spiegelte dem Kurfürsten und den größeren katholischen Fürsten eine Verbindung mit Frankreich vor, um die katholischen Lande sowohl gegen die Protestanten, als gegen die Gewaltthaten des kaiserlichen Generals zu schützen. Damit brachte er sie zu dem Entschluß, entweder Wallenstein zu stürzen, oder in ein Bündniß mit Frankreich zu treten. Des großen Wallenstein großer Fehler war gränzenloser Stolz. Er wußte, daß er sich damit alle Welt zu Feinde machte; allein das Bewußtsein seiner Verdienste und seiner damals noch von Niemand bezweifelten reinen Absichten setzten ihn über Alles hinaus; selbst über den Anflug vom Lächerlichen, als er sich kaiserlichen Generalissimus zu Land und zu Wasser nannte, ohne eine Flotte zu haben; und als er von Stralsund abziehen mußte, obschon er sich vermessen hatte, die Stadt zu nehmen, und wenn sie mit Ketten an den Himmel befestiget wäre. Die Bedürfnisse der Armee muß der General vor allem befriedigen, wenn er nicht durch Ausreißer und Meuterer in

Nachtheil gesetzt sein will. Dafür, wenn es die Noth erfordert, kann er des Herrn eigenes Land nicht schonen. In der Methode mag da Wallenstein gefehlt, und eine unabwendbare Last durch die Härte seines Charakters bis zum Unerträglichen gesteigert haben. Man spricht jedoch gar zu leicht Uebles gegen den Mann, den man haßt, als daß nicht Vieles, was über Wallensteins Gelderpressungen und ungeheuren Aufwand geschrien und geschrieben worden, zu den Uebertreibungen gehören sollte. Ein Beispiel für alle. Schiller schreibt: Dürfte man einer ausschweifenden Angabe aus jener Zeit trauen, so hätte Wallenstein in einem siebenjährigen Commando 60,000 Millionen Thaler aus einer Hälfte Deutschlands an Contributionen erhoben. Wo ist das Geld hingekommen? — Ganz Europa hat jetzt nicht einmal so viel Schulden!

Ferdinand II. kam mit dem versöhnlichsten Gemüthe, und in der schmeichelhaften Hoffnung nach Regensburg, es zum allgemeinen Frieden zu führen. Unerwartet wurde er mit Klagen und Beschwerden über Wallensteins Erpressungen bestürmt. Nicht unschuldig an den Abscheulichkeiten, die sein Name in Deutschland verübte, doch unbekannt mit dem Uebermaße derselben, besann sich Ferdinand nicht lange, den Forderungen der Fürsten zu willfahren, und von seinen im Felde stehenden Heeren achtzehnhundert Mann Reiterei abzudanken. Als diese Truppenverminderung geschah, rüsteten die Schweden sich schon lebhaft

zu ihrem Einmarsch in Deutschland, und der größte Theil der entlassenen kaiserlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen. Ein schwedischer Unterhändler, von Falkenberg, welcher Holland und die deutschen Höfe bereiste, machte seinem Herrn von Seiten mehrerer protestantischen Fürsten die schmeichelhaftesten Hoffnungen, obgleich noch keiner Muth und Verläugnung genug hatte, in förmliches Bündniß mit ihm einzugehen. In den Niederlanden und in Deutschland wurden schwedische Werbungen eröffnet, die Regimenter vollzählig gemacht, neue errichtet.

Unter solchen Umständen, wo ein, mit großem Recht als Feldherr berühmter König mit Macht sich gegen den Kaiser rüstete, 1800 Mann der kostbarsten Waffe, die man so leicht nicht wieder aufstellen konnte, abgedankt zu haben, war noch nicht genug. Der Politik Richelieus gelang der Meisterstreich, die Katholiken auf die Absetzung ihres verläßlichsten Vertheidigers dringen zu machen, und selbst den Kaiser zu Absetzung Wallensteins zu vermögen. Abgeordnete aus Frankreich kamen nach Regensburg, weil sich der Kaiser dort befand, um einen Krieg, der sich wegen der Mantuanischen Erbschaft zu entspinnen drohte, durch Unterhandlung beizulegen. Mit diesen Abgeordneten war auch ein Capuciner ohne irgend einen öffentlichen Charakter, so wie ein Hauscaplan, mitgekommen. Er hieß Pater Joseph, war ein Mann von hohen Jahren, ehrwürdigem Ansehen, exemplarischen priesterlichen Betragen. Dieser Capuci-

ner war der eigentliche Gesandte, seine Mission hatte aber mit der Mantuanischen Erbschaft nichts zu thun. Richelieu sah gar wohl voraus, daß der Kaiser sich nicht würde entschließen können, weder von Maximilian sich zu trennen, noch Wallenstein abzusetzen; er wußte dagegen aber auch, von wie großem Gewichte bei Ferdinand das Wort eines würdigen Priesters war. P. Joseph war angewiesen, unter den anwesenden Kurfürsten die Meinung zu äußern, der drohende Krieg mit Schweden sei kein Gegenstand von Bedeutung, das Land sei arm an Geld und Leuten und durch den achtjährigen Krieg mit Polen schon über seine Kräfte hergenommen. Eine Ansicht, der man im kaiserlichen Ministerium nur gar zu willig das Ohr lieh, und alles Ernstes glaubte, mit Gustav Adolph in wenigen Monaten fertig zu werden. Den Haß gegen Wallenstein hatte er bei allen Fürsten zu schärfen, besonders den Kurfürsten von Baiern zu einer kategorischen Erklärung anzuspornen; das Vertrauen des Kaisers zu gewinnen, Wallensteins Absetzung zu bewirken. Der gehorsame Capuciner vollzog sehr geschickt des Cardinals Befehle. Ferdinand in der Pein der Wahl zwischen Maximilian und Wallenstein fragte den frommen Mann, der bei jeder Gelegenheit günstige Gesinnungen für Oesterreich geäußert hatte, um seine Meinung. Sie ging dahin, mit Maximilian verliere der Kaiser auch den größten Theil der Ligue, und die Gemüther, so wie sie jetzt gestimmt seien, würden noch mehr erbittert werden; an Wallenstein verliere er nur einen

Mann, seine Nachgiebigkeit in diesem Puncte würde ihm alle Herzen wieder gewinnen, und er sei ja reich und mächtig genug, um nach kurzer Zeit, wenn es wirklich noththun sollte, Wallenstein neuerdings in seinen Dienst zu ziehen. Diese Meinung, die wohl auch aufrichtig und wohlgemeint gewesen sein mag, entschied Wallensteins Absetzung. Tilly trat als Ober-General der kaiserlichen und liguistischen Truppen in österreichische Dienste. Der Kaiser hatte zwei von Wallensteins genauesten Freunden, den Fürsten Eggenberg und den Grafen Questenberg zu Ueberbringern dieser schlimmen Botschaft gewählt, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte. — »Der Kaiser ist verrathen, antwortete er den Gesandten, ich bedaure ihn, aber ich vergebe ihm. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Baiern dominirt. Zwar thut es mir wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstand aufgegeben hat, aber ich will gehorchen.« Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben, und bei den erworbenen Würden zu beschützen.

In diesen wenigen Worten lebt Wallenstein; sein ausschweifender Stolz, den er selbst gegen den Kaiser nicht ganz zurückhalten konnte, und seine Klugheit, mit welcher er den Wiedereintritt in seine Stelle gleich jetzt vorbereitete. Er zog sich in ein

glänzendes Privatleben zurück; und hüllte sich in das stolze Bewußtsein, daß man seiner bald wieder bedürfen, daß er bald wieder die Macht in Händen haben werde. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil seiner Officiere trat mit ihren Leuten sogleich aus dem kaiserlichen Dienste. Betrug und List triumphirten also über diesen Kaiser zu einer Zeit, wo man ihn in Deutschland allmächtig glaubte, und wo er es durch seine Waffen wirklich war. Um fünfzehntausend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Verlust eines Heeres ersetzte, verließ er Regensburg. Da hatte ihn Richelieu überwunden, ehe noch ein Schwede auf deutschen Boden gestanden.

Am 24. Juni 1630 landete Gustav Adolph an den pommerischen Küsten. Der Rheingraf Otto Ludwig, Mathias Graf von Thurn, der Urheber dieses schrecklichen Krieges, die Generale Gustav Horn, Ortenburg, Baudissen, Banner, Tott, Teufel, Mutsenfahl, Falkenberg, Kniphausen commandirten unter dem König. Die Anwesenheit Thurns und einer Ueberzahl deutscher Commandanten sind ein Beweis mehr, daß Gustav Adolph nicht von Eroberungssucht oder Abenteurer-Geist getrieben, nach Deutschland gekommen ist, sondern von Frankreich und von den Protestanten gerufen. Was noch von den Truppen Mannsfelds, des Herzogs von Braunschweig, des Königs von

Dänemark, auf eigne Faust lebend, zerstreut umher irrte, sammelte sich unter ihm; leider auch nicht wenige Soldaten des abgesetzten Wallenstein. Der alternde und schwache Bogislav, Herzog von Pommern, kam selbst ins schwedische Lager, schloß Allianz, öffnete Stettin. So hatte der König in wenigen Tagen ein Heer von 80,000 Mann und eine deutsche Festung.

In seinem Eifer erzählt Schiller: der Kaiser habe sich bereitwillig finden lassen, die Mißhelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu diesem Ende Bevollmächtigte nach Danzig gesendet; es sei ihm aber damit nicht Ernst gewesen sondern seine Absicht nur dahin gegangen, das Verhaßte des Angriffs von sich auf den König von Schweden abzuwälzen. Ein Blatt früher hingegen sagt er, der König habe ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten angefangen.

Die, nicht dem zehnten Theil der schwedischen Armee gewachsenen, kaiserlichen Truppen zogen sich ins Brandenburgische zurück, und vereinigten sich dort mit der schwachen Macht des Grafen Schaumburg. Die Herzoge von Meklenburg fanden sich wieder ein, ergriffen öffentlich die Partei des Königs von Schweden, warben Truppen, und übertrugen das Commando darüber dem Herzog Franz Carl von Sachsen Lauenburg. Pappenheim erschien, und nöthigte ihn, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. Noch vor wenigen Wochen wurde zu Regensburg

viel geschrien gegen die übermäßige kaiserliche Armee in Deutschland, und über die unerschwingliche Last, so viele Truppen zu verpflegen. Es war eitel Uebertreibung und Lüge. Die Fortschritte des Königs von Schweden in Pommern und Brandenburg ließen den neuen Generalissimus keine Zeit verlieren. In möglichster Schnelligkeit zog er die kaiserlichen Truppen, die durch ganz Deutschland zerstreut waren, an sich; aber es kostete viele Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbedürfnisse zusammen zu bringen. Endlich erschien er in der Mitte des Winters an der Spitze von 20,000 Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Ueberrest der Schaumburgischen Truppen vereinigte. Alles also, was der kriegserfahrne, thätige, strenge Tilly in sechs Monaten aus ganz Deutschland, Pommern und Brandenburg allein ausgenommen (denn Pappenheim war schon zu ihm gestoßen) aufbringen konnte, waren zwanzigtausend Mann!

Nebst der Absetzung Wallensteins wurde kaiserlicherseits noch eine großer Fehler gemacht, der einen wichtigen und treuen Freund, den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen kostete. Christian Wilhelm aus dem Hause Brandenburg, sogenannter Administrator, eigentlich Landesherr des gewesenen Erzbisthums Magdeburg, war wegen seiner Verbindung mit dem König von Dänemark, als dieser in Deutschland einfiel, in die Reichsacht erklärt wor-

den. Das protestantische Domcapitel postulirte an seiner Statt den Prinzen Johann August, zweiten Sohn des Kurfürsten von Sachsen. Der Kaiser hingegen wollte das Erzbisthum wieder herstellen, und seinen zweiten Sohn Leopold Wilhelm als Erzbischof einsetzen. Johann Georg fand sich dadurch von Ferdinand persönlich beleidigt, und der Feldmarschall von Arnheim, sein neuer Günstling und Minister versäumte nichts, die Empfindlichkeit seines Herrn aufs höchste zu treiben. Vormals kaiserlicher General unter Wallensteins Commando, und noch immer dessen eifrig ergebener Freund, suchte er, seinen alten Wohlthäter und sich selbst an dem Kaiser zu rächen, und den Kurfürsten von Sachsen von dem österreichischen Interesse abzuziehen. Die Folge davon war der Leipziger Convent, zu dem Johann Georg im Februar 1631 alle evangelischen Stände einlud. Ein Monat vorher wurde das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden mit dem Beisatz bekannt gemacht, es soll allen Ständen und Fürsten (wohl zu merken) in und außer Deutschland, selbst den katholischen der Zutritt zu diesem Bündnisse offen stehen. Ein Beisatz, der darauf hinzeigt, daß es sich nicht mehr soviel um einen Religionskrieg, als um einen Krieg Frankreichs gegen Oesterreich handelte. Die Bekanntmachung dieses Bündnisses hob den Muth aller Protestanten; doch gab es noch Viele unter ihnen, die Frankreich und Schweden 'gleichmäßig nicht trauten. Diese, und

namentlich die bedeutendsten, Kursachsen, Kurbrandenburg, Hessenkassel und andere beschlossen auf dem Leipziger Convent von den Fortschritten Gustav Adolphs die möglichsten Vortheile zu ziehen, doch vereint eine dritte unabhängige Macht für jeden Fall zu bleiben. Im April gingen sie mit dem merkwürdigen Schluß aus einander: Den Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um Aufhebung des Restitutions-Edictes, Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, Einstellung der Executionen, und Abstellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich — zu ersuchen; einstweilen aber eine 40,000 Mann starke Armee zusammen zu bringen, um sich selbst Recht zu verschaffen, wenn der Kaiser es ihnen verweigerte. Der Krieg wurde nun grausamer geführt als jemals; man gab von beiden Seiten keinen Pardon; Gustav Adolph eroberte Frankfurt an der Oder; verwarf, obgleich die Besatzung zweimal Chamade schlug, die Capitulation. Tilly hatte bei der Eroberung von Neubrandenburg die Besatzung über die Klinge springen lassen; hier stieß man auch jeden kaiserlichen Soldaten, der um sein Leben bat, ohne Barmherzigkeit nieder. Dem Ungestüm seiner Soldaten nachzugeben, mußte Gustav Adolph eine dreistündige Plünderung erlauben. Ein Beweis von der viel gerühmten Disciplin der Schweden, und so zart vorgetragen, als wäre lebhaften Knaben ein kleiner Muthwille gestattet worden.

Bald darauf, am 10. Mai 1631 erstürmten Tilly und Pappenheim das, auf die Vortrefflichkeit seiner Mauern trotzende Magdeburg. Greuel wurden da begangen, von welchen die Magdeburger nach 150 Jahren nicht ohne Schauder sprechen konnten, und die der katholischen Sache unermeßlichen Nachtheil brachten. Daß Gustav Adolph eine protestantische Stadt drei Stunden lang plündern ließ, hatte ihm viele Gemüther abwendig gemacht; Blut und Schutt von Magdeburg verwischte schnell das Bild des geplünderten Frankfurt. Johann Georg, der Magdeburg schon in den Händen seines Sohnes zu sehen glaubte, war vorzüglich darob entrüstet; das rauhe Verlangen Tilly's, seine Soldaten abzudanken oder sie mit den kaiserlichen zu vereinigen, und mit ihnen die Schweden aus dem Lande zu jagen, jagte den Kurfürsten vielmehr dem König in die Arme, mit dem er, dem Beschluß des Leipziger Convents entgegen, ein Bündniß schloß. Gustav Adolph hatte Brandenburg schon früher dazu gezwungen; Hessenkassel, ungeduldig über die Plünderungen und Verheerungen der kaiserlichen Soldaten, hatte sich der erste freiwillig dazu gestellt.

Mit der ganzen Macht der Sachsen verstärkt, traf Gustav Adolph bei Leipzig auf Tilly und Pappenheim. Die Schlacht war unvermeidlich. Der alte, noch unbesiegte Tilly griff des Königs linken Flügel, der ganz aus Sachsen bestand, mit jugendlichem Ungestüm an und rieb ihn auf, Pappenheim stürmte siebenmal mit der entschlossensten Opferung gegen

den König an; doch litten sie am 7. September 1631 eine entschiedene Niederlage. Schwer verwundet Beide, mußten sie fliehen; sie hatten kein Glück mehr seit Magdeburg. Die moralische Wirkung dieser Schlacht war bei weitem größer als der wirkliche Verlust. Das bisher erhaltene unbedingte Zutrauen auf das kaiserliche Hauptheer ging verloren. Gustav Adolph erschien unüberwindlich. Er wendete sich nun gegen das Innere von Deutschland, das seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in seinem Schooße gesehen hatte. Von jeher genoß dieses Reich das zweideutige Vorrecht, nur sein eigner Feind zu sein; auch jetzt war es blos die Uneinigkeit seiner Glieder, was dem schwedischen Eroberer die Brücke in seine innersten Staaten baute. Tilly, der bald wieder eine Armee gesammelt hatte, legte sich an den Lech, um Baiern zu beschützen. Maximilian selbst schloß sich und seine Mannschaft in Tilly's unüberwindliches Lager ein. Der König wagte doch den Uebergang zu erzwingen. Eine Falconetkugel zerschmetterte Tilly den Schenkel, eine andere verwundete Altringer am Kopf; die Truppen ihrer besten Führer beraubt, fingen an zu wanken; der Kurfürst wider seinen Willen mußte sich zum Rückzug entschließen. Er erreichte unverfolgt das feste Ingolstadt, wo Tilly starb, und ihm noch mit dem letzten Worte den trefflichen Rath gab, Regensburg zu besetzen.

Der Schwedenkönig zog in München ein, der Kurfürst von Sachsen am 11. November in Prag,

die Franzosen waren als offenbare Feinde eingerückt, und hatten das Kurfürstenthum Trier besetzt, alle protestantische Fürsten waren mit Gustav Adolph im Bündniß, er hatte Verstärkung von 8000 Schweden und 6000 Engländern erhalten, und benahm sich als Herr und Gesetzgeber von Deutschland. Die katholischen Fürsten konnten sich kaum oder gar nicht selbst vertheidigen, keiner einen Mann zu Ferdinands Verstärkung entbehren. Minder kraftvolle Regenten wären unter solchen Verhältnissen eine Beute der übermüthigen Feinde geworden, hätten auf den Thron Verzicht geleistet, und sich mit einer Pension abgefunden; denn nach Tilly's Tod war kein Feldherr von großem Namen da, und wenn sich auch ein solcher gefunden hätte, so fehlte es an einer Armee.

Der standhafte Ferdinand that, was allein zu thun übrig war; er bot dem tiefgekränkten Wallenstein das Obercommando wieder an. Der Stolze besann sich, machte Bedingnisse, nur mit ganz unbedingter Unabhängigkeit wollte er es sich gefallen lassen. Alles mußte zugestanden werden.

Als wenn ein Zauber an seinen Namen gebunden wäre, stand er nach drei Monaten in Mähren an der Spitze von 40,000 Mann. Von dem Laufe der Donau bis an die Weser und den Oderstrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Gestirns. Ein neuer Geist fängt an, die Soldaten des Kaisers zu beseelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Frische Hoffnun-

gen schöpfen die Papisten und die protestantische Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Laufe der Dinge entgegen. Wallenstein wirft die Sachsen aus Böhmen, und seine Absicht ist, in Sachsen einzudringen, um den Kurfürsten von seinem Bündniß mit Schweden abzubringen. Maximilian lag dem Kaiser dringend an, ihm Wallenstein zu Hülfe zu schicken, und wendete sich auch an diesen selbst. Nun mag es sein, daß er an Maximilian, der zu Regensburg vorzüglich auf seine Absetzung gedrungen, und seine Wiedereinsetzung auch jetzt zu hindern gesucht hatte, sich rächen wollte, denn er ließ sich eine Zeitlang nicht dazu bewegen und antwortete dem Kaiser, er könne Böhmen nicht entblößen, bis es ganz unterworfen, und er vor Sachsen sicher sei, es kann dieses aber auch der einzige und wahre Beweggrund seiner Weigerung gewesen sein. Nachdem er mit seinem Freund Arnheim, dem es aber so leicht nicht ward, seinen Herrn mit dem Kaiser wieder zu versöhnen, abgeschlossen, vereinigte sich Wallenstein mit dem Kurfürsten von Baiern. Gustav Adolph wollte nicht seinen Ruhm auf das Glück einer Schlacht wagen, und warf sich in Nürnberg. Wallenstein bezog ein verschanztes Lager über der Rednitz. Fünf und fünfzig Tage führten sie den kleinen Krieg um Proviant und Fourage. Von der wachsenden Noth gedrungen, wagte sich Gustav Adolph nun an das Unmögliche; das durch Natur und Kunst gleich unbezwingliche Lager zu stürmen. Deutsche waren es, denen Gustavs

Parteilichkeit die tödtliche Ehre des ersten Angriffs bestimmte, sie laufen Sturm gegen den Hügel, der einen eisernen Hagel ausspeit; hundert liegen todt, der Rest flieht. Jetzt führte er seine Finnländer zum Sturm; auch sie durch einen Feuerregen empfangen, wichen der überlegenen Macht, und ein frisches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich schlechtem Erfolg den Angriff zu erneuern. Dieses wird von einem vierten, fünften und sechsten abgelöst, so daß während des zehnstündigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriff kommen, und alle blutend und zerrissen von dem Kampfplatz zurückkehren; bis die Nacht ein Ende machte. Mißtrauisch gegen das Glück, das ihn an diesem entscheidenden Tag verlassen hatte, getraute der König sich nicht, am folgenden den Sturm fortzusetzen und zum ersten Mal überwunden, führte er seine Truppen über die Rednitz zurück. Diese Schlacht hat eine Familienähnlichkeit mit der von Aspern.

Noch ganze vierzehn Tage blieben die Armeen, einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andere zuerst zum Aufbruch zu nöthigen. Die steigenden Drangsale des Hungers lösten alle Bande der Zucht und Ordnung im schwedischen Lager auf. Ihr Deutschen vorzüglich — rief der König aus — seid Ursache, daß mich die Welt verflucht, daß ich öffentlich hören muß: der König, unser Freund, thut

uns mehr Uebels an, als unsre grimmigsten Feinde. Am 8. September 1632 zog der König ab, nachdem er gegen zwanzigtausend seiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt hatte. Nürnberg bezahlte den Jubel, Gustav in seinen Mauern zu haben, theuer. Es mußte sich über Vermögen anstrengen, um 60,000 Mann eilf Wochen lang zu ernähren, und hatte mehr als 10,000 seiner Einwohner begraben.

Der König theilte nun seine Armee, um Franken zu behaupten, und seine Eroberungen in Baiern in eigener Person fortzusetzen. Maximilian, der sich auf Wallensteins Strategie nicht verlassen wollte, eilte nach Baiern zurück. Wallenstein zog nach Sachsen, um dort seine Winterquartiere aufzuschlagen, und besetzte Leipzig nach einer kurzen Belagerung; der Weg nach Dresden war offen. Eines von Beiden mußte geschehen, der König mußte ihm Sachsen preisgeben, oder seine Hauptmacht von Baiern ab nach Sachsen ziehen. Das letzte geschah, er kam selbst, vereinigt mit Bernhard von Weimar. Wallenstein, mit Pappenheim vereinigt, ging ihm bis Weißenfels entgegen; der König aber, um die Verstärkungen zu erwarten, die ihm der Herzog von Lüneburg zuführte, verschanzte sich bei Naumburg. Die Vorkehrungen, welche dieser zu Befestigung seines Lagers traf, schienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens sei, es sobald zu verlassen. Eben so wenig erlaubte der eintretende Winter, eine der Ruhe so sehr be-

dürftige Armee durch fortgesetzte Campirung zu ermüden. Wallenstein bewilligte seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, daß sie aufs schnellste versammelt waren, wenn der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Pappenheim wurde mit einem großen Theil des Heeres entlassen, um der Stadt Cölln zu Hülfe zu eilen, die von den Holländern bedroht war.

Kaum hatte der König Pappenheims Abzug vernommen, als er in beschleunigtem Marsch gegen Weißenfels vorrückte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. Dieser Marsch konnte schwerlich mehr als einen halben Tag erfordert haben, Wallenstein hatte gegen die zwei berühmtesten Feldherrn jener Zeit zu kämpfen, er hatte — nach Schillers Angabe — einer Armee von zwanzigtausend geübten Soldaten nicht viel über zwölftausend entgegen zu setzen; die Sachsen im Rücken; er war so zu sagen im Winterquartier überfallen. Wenn man diese Umstände zusammengenommen erwägt, wird man sich kaum eines Feldherrn erinnern, der sein Genie bewundernswürdiger erwiesen hätte, als Wallenstein in der Schlacht bei Lützen. Auf dem Schloß Weißenfels vorsichtig aufgestellte Kanonen signalisirten ihm des Königs Anmarsch; die Truppen waren versammelt, Eilboten nach Pappenheim davon gesprengt, die Armee auf der Ebene von Lützen in Schlachtordnung aufgestellt, ehe der König ankam.

Den ganzen folgenden Tag am 6. November 1632 schwankt der Sieg in mörderischer Schlacht von einer Seite zur andern. Die Kaiserlichen streiten gegen doppelte Uebermacht, der linke Flügel, das Centrum weichen dem Ungestüm der vom König selbst angeführten Schweden. Wallenstein stellt die Ordnung im Centrum wieder her, und schlägt den schwedischen linken Flügel. Diesem zu Hülfe zu kommen, führt des Königs Tapferkeit ihn zu nahe an die kaiserliche Infanterie, ein Musketenschuß zerschmettert ihm den Ellenbogen, Schmerz und nahende Ohnmacht zwingen ihn umzukehren, da erhält er einen Schuß in den Rücken, er stürzt vom Pferd, und stirbt als Held. Ergrimmt über den Tod des Königs werfen sich die schwedischen Regimenter mit Wuth auf den linken Flügel, und schlagen ihn vollends aus dem Feld. Herzog Bernhard von Weimar übernimmt das Obercommando, und erneuert den Angriff. Der Zufall verschwört sich mit ihm; Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, Bomben und Granaden fliegen von rückwärts her, die bestürzte Mannschaft glaubt sich von hinten durch die Sachsen angegriffen, und neigt sich zur Flucht — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfeld mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Pappenheim sammelt die zerstreuten Leute des linken Flügels, und fortgerissen von seinem wilden Muth bricht er fürchterlich in die schwedi-

schen Schaaren ein, die ermattet vom Siege nach männlichem Widerstand unterliegen. Schnell benutzt Wallenstein den günstigen Augenblick, das Treffen zu erneuern. Die dichtgeschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefecht über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen ihnen zum zweiten Mal entrissen. Das ganze gelbe Regiment, das trefflichste von allen, lag todt dahingestreckt; das blaue hatte Pappenheim zu Boden geworfen. Wallenstein selbst sah man mitten unter dem feindlichen Kugelregen mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert, er selbst kaum verwundet. Siebenmal wiederholte Pappenheim den Angriff, sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, zwei Musketenkugeln durchbohrten die narbenvolle Brust, gewaltsam mußten ihn die Soldaten aus dem Mordgewühl tragen. Tags darauf starb er in Leipzig; der tapferste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche.

Pappenheims Fall entmuthigte die Kaiserlichen, die schwedische Infanterie benutzt ihre Bestürzung, zieht sich in eine Linie zusammen, setzt zum dritten Mal über die Gräben. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnun-

gen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft; keine versteht zu siegen, keine zu weichen. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Gränze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft auseinander. Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatz verlassen stehen.

Das nennt nun derselbe Schiller eine Niederlage Wallensteins, weil Herzog Bernhard am folgenden Morgen früher als Wallenstein die stehen gebliebenen Kanonen abholen ließ, bei der Gelegenheit die kaiserlichen auch mitnahm, also das Schlachtfeld eroberte; und weil Wallenstein sogleich aus Sachsen abzog. Schiller vergißt nur bei diesem Urtheilsspruch, was er auf demselben Blatte selbst sagt: Von beiden Armeen lagen über neun tausend Mann todt auf dem Wahlplatze, noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die Eroberung des Schlachtfeldes am Tage nach der Schlacht in Abwesenheit des Feindes ist leichter noch als die Besitznahme einer unbewohnten Insel. Wallenstein hatte dringendere Angelegenheiten an jenem Morgen als einige Kanonen abholen zu lassen; von dem größeren Theil können sich unmög-

lich die Pferde verlaufen haben. Mit einer Armee von achttausend Mann Verwundeter konnte Wallenstein nicht zwischen den Schweden und den Sachsen Winterquartiere beziehen. Der Ausspruch der unparteiischen Geschichte ist: die Schlacht von Lützen wurde unentschieden aufgegeben. Allein, daß Wallenstein unter den bestandenen Verhältnissen nicht geschlagen worden, daß er unverfolgt, unangefochten nach Böhmen ziehen konnte, ist seine bewundernswürdigste Kriegsthat.

Gustav Adolph starb in seinem 38. Jahr. Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem deutschen Reiche die Freiheit, und ihm selbst seinen schönsten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn gewaffnet zu sehen. Er stritt offenbar nicht für sie sondern für sich. Ferdinand vergoß Thränen beim Anblick von Gustavs durchschossenem Goller, den Wallenstein aus der Schlacht von Lützen geschickt hatte. Er stand hoch in seinen Augen, als Feldherr, noch mehr als frommer Mann. Gustav fiel oft im freien Felde auf die Knie, Gott um Schutz zu bitten oder dafür zu danken, in seinen Lagern wurde täglich Morgen- und Abendgebet, Sonntags Gottesdienst gehalten, seine Soldaten sangen geistliche Lieder. Man lacht jetzt darüber; allein die schwedische Tapferkeit ist doch selbst von den ungläubigsten Soldaten noch nicht übertroffen worden.

Das Benehmen Wallensteins während dem Jahr 1633 brachte es dahin, daß die Welt ihn als Hoch-

verräther betrachtete. Später entstanden Zweifel, ob er nicht mehr als Verrückter denn als Verräther gehandelt habe. Wenn man die drei dicken Bände Originalbriefe, die Förster herausgegeben, mit aller Aufmerksamkeit durchgelesen hat, bleibt doch noch Zweifel übrig. Ums Neujahr 1634 häuften sich die schwersten Inzichten; der Kaiser setzte ihn ab, und befahl dem General Gallas, ihn gefangen zu nehmen. Aus Besorgniß vor einem nahenden schwedischen Corps tödtete man ihn. Auf dem Rathhaus zu Eger hängen zwei große Bilder mit der Unterschrift »Execution, so den 25. Februar 1634 zu Eger geschehen.« Eines stellt den Tod Wallensteins, das andere den seiner Freunde vor. Unter den Füßen seiner Mörder steht geschrieben »Herr Hauptmann von Walter, Herr Hauptmann Dionisius.« Auf dem andern Bilde sind die Getödteten bezeichnet: »Feldmarschall Illo, Graf Terzky, Baron Kinsky, Rittmeister Neumann. Unter den Mördern steht »Oberst Buttler, Oberstlieutenant Cordon, Oberstwachtmeister Geroldin, Oberstwachtmeister Lesle.« Diese Bilder dürften für die Namen derjenigen, welche die Execution ausgeführt, mehr Authorität haben, als die verschiedenen Angaben verschiedener Schriftsteller.

Nach Wallensteins Tod wurde Ferdinand König von Ungarn, des Kaisers Erstgeborner, zum Generalissimus ernannt. Nachdem er Regensburg und Donauwerth erobert, siegte er bei Nördlingen am 16. August 1634 über die Schweden un-

ter Horn und Bernhard von Weimar. Beinahe die ganze schwedische Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftausend Mann bleiben todt auf dem Wahlplatz; achtzig Kanonen, gegen viertausend Wägen und dreihundert Standarten und Fahnen fallen in kaiserliche Hände. Gustav Horn selbst geräth nebst drei andern Generalen in Gefangenschaft. Herzog Bernhard rettet mit Mühe einige schwache Trümmer der Armee, die sich erst zu Frankfurt wieder unter seine Fahnen sammeln. Das war der glänzendste Sieg im ganzen dreißigjährigen Krieg, von größeren Folgen als die Schlacht am Breitenfeld bei Leipzig. Die Feinde wurden bestürzt, die Wankenden wieder gewonnen, der Muth der Freunde gesteigert. Graf Maximilian Trautmannsdorf erneuerte den Vertrag mit Baiern, das nach Schillers Bericht bereits im Bündniß mit Frankreich war; und schloß am 20. Mai 1635 den Prager Frieden mit dem Kurfürsten von Sachsen und mit mehr andern protestantischen Ständen. Die Kurfürsten erwählten 1636 des Kaisers Sohn zum römischen König.

Ferdinand II. starb, 58 Jahr alt, am 15. Februar 1637, in dem tröstlichen Bewußtsein, daß Gott ihn nicht verlassen hat, und in der frohen Hoffnung, daß Deutschland bald ruhig und von Feinden frei sein werde; ein großartiges Beispiel von festem Glauben und starken Willen. Er liegt begraben zu Gratz neben seiner geliebten ersten Gemahlinn, der

bairischen Anna. Seine zweite Gemahlinn war Eleonora, eine Tochter des Herzogs Vincenz des ältern von Mantua. Er verließ nebst seinem Nachfolger noch drei Kinder aus der ersten Ehe. Maria Anna war von vorzüglicher Schönheit, viele Fürsten, darunter auch Bethlen Gabor, hielten um sie an, doch wurde sie erst mit 27 Jahren, bei der Wiedervereinigung mit Baiern ihrem Oheim Maximilian zu Theil, Renata einem spanischen Prinzen. Leopold Wilhelm bei des Vaters Tod erst 20 Jahr alt, war ernannter Bischof von Passau, Straßburg und Halberstadt.

Ferdinand III.

Ferdinand III., bei des Vaters Tod 29 Jahr alt, war groß und schlank gewachsen, von schwarzem Haar und Bart, verständig, ernst, verschwiegen, auf Ehre haltend, seiner Mutter Bruder dem Kurfürsten Maximilian sehr ähnlich. Sein Wahlspruch war (ne quid nimis) nichts zu viel. Vermählt war er mit Philipps III. von Spanien Tochter Maria.

Die Nördlinger Schlacht hatte ihn im Reich in großes Ansehen gesetzt; er durfte hoffen, den Frieden bald zu Stande zu bringen, indem es dem Kanzler Oxenstirna, der nach Deutschland kam, die schwedischen Angelegenheiten im Namen der minderjährigen Königinn Christina zu leiten, an Armeen und an Geld fehlte. Jedoch so lange Richelieu lebte, war nicht an Frieden zu gedenken; die Schweden wollten doch auch nicht umsonst gekommen sein,

und Schiller berichtet: Wie viel sich auch die protestantischen Fürsten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und der Einigkeit ihres Eifers wußten, so waren es doch größtentheils sehr eigennützige Triebfedern, aus denen sie handelten; und die Begierde zu rauben, hatte wenigstens eben so viel Antheil an den angefangenen Feindseligkeiten, als die Furcht, sich beraubt zu sehen. Damit die Schweden und die Reichsfürsten, welche dem Pragerfrieden nicht beigetreten waren, behalten konnten, was sie der Kirche und dem Kaiser entrissen hatten, mußte der Krieg fortgesetzt werden. Das war jetzt ohne Frankreichs Hülfe nicht möglich. Richelieu hatte darauf gewartet, ließ sich aber seine Hülfe gut bezahlen. Oxenstirna, dem es wenig kostete, Deutschlands Rechte und Besitzungen zu verschenken, hatte schon die Reichsfestung Philippsburg und die noch übrigen verlangten Plätze an Richelieu abgetreten; jetzt schickten die oberdeutschen Protestanten auch in ihrem Namen eine eigene Gesandtschaft ab, das Elsaß und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüssel zu Deutschland waren, unter französischen Schutz zu stellen.

Der Krieg wurde noch durch 12 Jahre mit dem wildesten Charakter und abwechselnden Glücke geführt. Im Jahre 1637 waren die Schweden bis an die See zurückgedrängt, 1642 im Mai hatten sie unter dem berühmten Torstenson die Kaiserlichen in Schlesien geschlagen und Olmütz genommen; Erzher-

zog Leopold Wilhelm und Ottavio Piccolomini drängten sie nach Sachsen zurück, verloren aber im November die Schlacht bei Leipzig.

Noch hatte Wien seit 1620 keinen Feind gesehen; jetzt aber schlug Torstenson am 6. März 1645 die uneinigen kaiserlichen und liguistischen Generalen bei Jankau. In seinem Stolze gedachte er dem Kaiser in Wien den Frieden zu dictiren, und eilte an die Donau. Er schickte einen Trompeter in die Stadt, um über die Ranzionirung der gefangenen kaiserlichen Generale und Officiere zu unterhandeln.

Wien war in höchster Gefahr; es waren nur wenige Truppen vorhanden, um den Schweden den Uebergang über die Donau zu verwehren. Hätten sie den Uebergang erzwungen, so wäre eine längere und schärfere Belagerung als die türkische, und da es an Vorräthen aller Art mangelte, die Uebergabe in Feindes Hand zu erwarten gewesen. Die kaiserliche Familie, die Schatzkammer, das Archiv wurden nach Gratz geflüchtet; reiche Leute flüchteten bis nach Venedig; der Kaiser, wie einst sein Vater, blieb in Wien; sein jüngerer Bruder Leopold Wilhelm stellte sich an die Spitze der Truppen. Eben so muthvoll, wie 16 Jahr früher auf den Mauern Wiens gegen die Türken, stritten die Bürger, und neben ihnen wieder die Studenten, nun an der Donau gegen die Schweden. Der überall siegreiche Torstenson, der kein Blut schonte, keine Anstrengung scheute, um in die Stadt zu gelangen, konnte auf keinen Punct, so oft und wo überall er es ver-

suchte, über die Donau setzen; und zog sich wieder nach Mähren zurück. Wenn sie die wichtigste Schlacht gewonnen hätten, könnte es den Wienern nicht zu größerer Ehre gereichen. Ehe Torstenson abzog, warf er in der Wolfsau eine große Verschanzung auf, und ließ darin eine Besatzung zurück; Leopold **Wil**helm schlug ihr gegenüber sein Lager auf. Am Brigittentag 8. October 1645 Morgens betete er in seinem Zelt, eine Kanonenkugel flog hindurch, ohne ihn zu verletzen; er beschloß, auf der Stelle, wo das Zelt stand, der heiligen Brigitta zu Ehren eine Capelle zu bauen, zugleich aber auch, sich der lästigen Gäste zu entledigen. Er griff die Verschanzung an, nahm sie mit Sturm, und brachte die schwedische Besatzung kriegsgefangen ein. Seither heißt die Wolfsau Brigittenau, und das jährliche Volksfest daselbst ist nicht sowohl ein Kirchweihfest, als eine fröhliche Erinnerung an die tapfern Thaten der Wiener in jener Zeit, durch welche die der Stadt drohende Gefahr abgewendet wurde. Uebrigens ist derselbe Erzherzog der Stifter der kaiserlichen Bildergallerie, und in deren Eintrittssaal links sein Bildniß in Lebensgröße. Das Land Oesterreich jenseits der Donau litt jedoch in den letzten Jahren des verderblichen Krieges, als die Gesandten auf dem Friedenscongreß schon versammelt waren, am meisten; schwedische Streifparteien brandschatzten und plünderten an allen Orten und Enden; und Räuberbanden bildeten sich, daß man ohne starke Bedeckung nicht reisen konnte; es war wie in den Zeiten des Faustrechts.

Man kann sich den Jubel der Wiener vorstellen, als endlich unter dem Geläute aller Glocken, Kanonendonner und Trompetenschall der Oberst Ranft, der Krems gegen Torstenson vertheidigte, mit der Nachricht von dem am 14. Oct. 1648 abgeschlossenen allgemeinen westphälischen Frieden einritt.

Die noch übrigen 9 Jahre von Ferdinand III. Regierung verflossen für Wien ruhig aber freudenleer. Durch 30 Jahre hatte sich alles Bestreben nur auf theologischen Streit und auf Krieg bezogen; Künste und Wissenschaften geriethen in Verfall; der Handel nach und durch Deutschland war zwischen Raub und Mord und Brand unmöglich; die Sitten verwilderten selbst in Wien. Das Wegschaffen der Handwerksabfälle, der Weintrebern, des Eises vor den Häusern mußte neuerdings befohlen werden; die Nachtmusiken wurden nur Studenten gegen Zeugniß des Rectors, und höchstens bis 8 Uhr erlaubt; Durchhäuser und enge Gäßchen und der Stephansfreythof wurden schon mit der Dämmerung gesperrt, damit die Stadtquardia das Gesindel, welches die Nächte unsicher machte, zu Paaren treiben konnte.

Den Kaiser traf das Unglück, daß er seinen ältesten Sohn Ferdinand IV., der schon zum römischen König, so wie in Ungarn und Böhmen gekrönt war, am 9. Jul. 1654 mit 21 Jahren an Kinderblattern verlor. Von diesem Schlage, der die schönsten Hoffnungen zertrümmerte, konnte er sich nicht mehr erholen; er schmachtete in peinlichem Krankheitszustande bis an seinen Tod am 15. Febr. 1657.

Von ihm wurde Kirche und Kloster der Augustiner auf der Landstraße erbaut; und auf dem Hof eine marmorne Säule zu Ehren Mariä aufgerichtet; an deren Stelle unter Leopold I. 1667 die heutige kam. Der Cardinal Pazman stiftete und baute ein Collegium zur Bildung des ungrischen Clerus; die Jesuiten traten ihm den Platz dazu ab, auf dem die Studentenburse, der Goldberg stand; die Burse übertrugen sie in die Johannisgasse in ein Haus, das ihnen geschenkt wurde.

Leopold I.

Leopold I., Ferdinands III. zweitgeborner Sohn, kam in einer Zeit zur Regierung seiner Erblande und zur Kaiserkrone, die einen kraftvollen, kriegserfahrnen, gewandten Regenten auf seinem Platz erforderte; denn ihm stand das mächtige Frankreich mit seinem kriegerischen vergötterten Ludwig XIV., mit ausgezeichneten Ministern und Feldherrn, in voller Blüthe der Wissenschaften und Künste, und mit dem nie vergessenen Plane Heinrichs IV., Oesterreich zu zerstücken, entgegen. Allein Leopold war für den geistlichen Stand erzogen, war ein Gelehrter, gutmüthig, wohlthätig, aber fremd in Staats- und Kriegsgeschäften, und erst 16 Jahr alt.

Schon in dem vierten Jahr seiner Regierung entstand wieder Türkenkrieg. Ludwig XIV. wollte sich rächen, daß man ihn nicht zum Kaiser gewählt,

trat wie Franz I. mit den Türken in den Bund, und hetzte die ungrischen Mißvergnügten auf. Man besorgte in Wien eine Belagerung, die Gonzagabastey, also genannt von dem Stadtcommandanten Fürsten Gonzaga, und das äußere Rothenthurmthor, wurden erbaut, und manche andere Vorbereitung angeordnet. Allein **Montecucoli** schlug die Türken am 1. Aug. 1664 bei St. Gotthard so nachdrücklich, daß sie Frieden, oder vielmehr Waffenstillstand auf 20 Jahre schlossen.

Montecucoli's Beschwerden, daß ihm die Ungarn in diesem Krieg sehr schlechten Beistand geleistet, verleitete den Hof zu einem Benehmen gegen sie, woraus großes Mißvergnügen entstand. Der kühne Palatinus **Wesseleny**, der Banus **Niklas Zriny** und sein Bruder Peter, Urenkel des heldenmüthigen Vertheidigers von Szigeth, **Nadasdy**, der ungrische Crösus, dessen Schatzkammer zu Pottendorf allein 4 baare Millionen enthielt, der junge Fürst **Rakoczy**, und **Tököly**, der furchtbarste von Allen, wollten dieses Mißvergnügen für ihre hochstrebenden Zwecke benützen. Ihr Vorsatz war, den Kaiser auf die Seite zu schaffen, anfangs ein Wahlreich unter türkischem und französischen Schutz zu constituiren, dann in Verbindung mit den Pohlen die Türken aus dem Reich zu jagen, und es unter sich zu theilen. Schon hatten sie den Schutz der Pforte angerufen, als Wesseleny in voller Mannskraft starb, und Niklas Zriny auf der Jagd von einem Eber zerrissen wurde. Die Verschwörung war zu weit vorgeschrit-

ten, um zurück zu können; Peter Zriny zog den Bruder seiner Frau **Frangipani** Markgrafen des Küstenlandes, einen heftigen, in Italien gebildeten Jüngling, und Beide den Statthalter von Steier, den reichen Grafen Tattenbach, mit hinein; der durch seine Gemahlinn, eine Gräfinn Forgacs, allen Häuptern der ungrischen Mißvergnügten verwandt war. Ein vertrauter Diener Tattenbachs, der wegen eines Diebstahls dem Criminalgericht verfallen war, verrieth, um sich zu retten, was er wußte. Tattenbach, Zriny und Frangipani wurden verhaftet; Tököly, von General Heister in Arva belagert, starb, ehe er sich ergab; sein Sohn Emmerich rettete sich nach Siebenbürgen; für den jungen Rakoczy erbat seine Mutter durch die Jesuiten Gnade. Erst ein halbes Jahr später, nachdem die durch Herzog Carl von Lothringen in Murany belagerte Witwe Wesselenys sich ergeben, und man die dort gefundenen Papiere untersucht hatte, wurde auch Nadasdy bei nächtlicher Weile aus seinem Bette zu Pottendorf geholt.

Die Untersuchungs-Commission über die Verschwornen bestand aus Richtern von beiden Religionsparteien; als Vertheidiger wurden ihnen die berühmtesten Advocaten Wiens gegeben; und die Acten dem Reichskammergericht zu Speier, den Universitäten Ingolstadt, Tübingen und Leipzig zugesendet. Unter allen eingelangten Urtheilssprüchen, unterschrieb Leopold den gelindesten: Verlust des Adels, der Güter, der rechten Hand und des Kopfes; und ließ

auch als Begnadigung das Abhauen der Hand weg. Tattenbach wurde in Gratz, Zriny und Frangipani in Neustadt, Nadasdy in Wien am 30. April 1671 enthauptet; dieser jedoch nicht öffentlich, sondern in der Bürgerstube des Rathhauses. Er starb männlich und erbaulich; das Richtschwert, auf dessen erstem Streich sein Haupt fiel, und der Stuhl auf dem er saß, sind im bürgerlichen Zeughaus.

Diese Verschwörung stürzte auch des Kaisers ersten Minister, Fürsten Wenzel Eusebius von Lobkowitz. Seine Gestalt und sein Benehmen waren überaus angenehm und gefällig; in Frankreich gebildet, war er eigentlich der Mann, welcher französischer Sprache und Sitte (trotz der spanischen Etiquette des Hofes) in Oesterreich Eingang und Uebergewicht verschaffte. Ein Meister der Vergnügungen war er, aber auch ein Sclave derselben; an Geschmack alle Andern weit übertreffend, von großer Lebhaftigkeit, und glücklichem Intriguengeist; stets fröhlich, und sehr beliebt beim Volk. Er arbeitete mit hellem Blick und Feinheit, und verband zweckmäßig Milde mit Nachdruck; allein er war höchst leichtsinnig, und von so entschiedener Arbeitsscheue, daß er nur selten einmal zum Schreibtisch kam. Dabei hatte er durch stechenden Witz und die unglückliche Gabe, Alles ins Lächerliche zu ziehen, sich unzählige Feinde gemacht. Er hatte die Verschwörung früh entdeckt, und es war ein pikanter Zeitvertreib für ihn, ihrer Verzweigung und ihren Schritten zuzusehen, während es jeden Tag in seinem Belieben

stand, das Netz zufallen zu lassen. Der Verrath von Tattenbachs Diener kam ihm unberechnet; doch ergriff er auf der Stelle die wirksamsten Maßregeln. Die Verschwornen waren lange hingerichtet, als seine Feinde in den Acten Spuren und endlich Beweise fanden, daß er von ihren Absichten unterrichtet gewesen und sie so lange ungehindert und unangezeigt gehen ließ, bis sie in Gratz entdeckt wurde. Am 17. Oct. 1673 wurde er in seinem Pallaste verhaftet, aller seiner Aemter und Würden entsetzt, nach seinem Schloß Raudnitz gebracht, dort streng bewacht, und bald vergessen. Seine Jovialität verließ ihn selbst bei diesem schrecklichen Glückswechsel nicht; die Hälfte seines prächtigen Saales ließ er als eine armselige Hütte zurichten und unterhielt sich damit, heute in der einen Hälfte als Fürst, morgen in der anderen als armer Mann zu leben; und alle Wände mit lächerlichen und scandalösen Anekdoten aus dem Leben seiner Gegner voll zu schreiben.

Erst die dritte Gemahlinn Leopolds, die pfälzische Prinzessinn Eleonore erfreute ihn und Stadt und Land mit der Geburt des Kronprinzen Joseph am 26. Juli 1678; schnell hingegen verschwand diese Freude über die Nachricht, in Ungarn sei die Pest ausgebrochen. Im nächsten Frühjahr zeigte sie sich in der Leopoldstadt, und schlich von da in die übrigen Vorstädte, welche, so wie die Bevölkerung Wiens überhaupt, seit den letzten 40 Jahren sehr angewachsen waren. Der Hof hielt lange aus, erst um die Mitte des Augusts machten Kaiser und Kaiserinn eine Wallfahrt nach Mariazell, und verlegten dann das

Hoflager nach Prag. Jetzt aber ergriff die Seuche auch die Stadt und erreichte den furchtbarsten Grad. Die leiseste Berührung steckte an, wer angesteckt war, starb in 24 Stunden. Ein Bürger warf einem Bettler ein Almosen zu, und schleuderte damit einen Brief aus der Tasche; der angesteckte Bettler reichte ihm den Brief; am folgenden Tag waren sie beide verschieden. Bekannte und Freunde wichen einander von weitem aus; der Adel eilte aus der Stadt. Nur Fürst Ferdinand Schwarzenberg blieb; ritt täglich Vor- und Nachmittag auf Gassen und Plätzen herum, spendete viele tausend Gulden aus Eignem, hielt streng auf Ordnung, ließ die Räuber, die neben Kranken und Sterbenden die Wohnungen plünderten, vor den Stadtthoren hängen. Gar wenige einzelne Häuser blieben unangesteckt, kaum dreißig in Allem; ganze Gassen starben aus. Die Unmöglichkeit, genau anzugeben, wie Viele überhaupt gestorben, leuchtet wohl Jedermann ein, welcher bedenkt, daß, als die Seuche am heftigsten wüthete, die Todten nicht mehr begraben, sondern von eigenen Pestknechten aus den Häusern und auf den Straßen auf große Leiterwägen gesammelt, und in ungeheure Gruben in den Vorstädten geworfen wurden. Den Inhalt dieser Gruben findet man nur in runden Zahlen angemerkt, z. B. die Gruben des alten Lazareths faßten 25,000 Leichen, die am Bergel daneben 17,000, die in der Brigittenau 9000 u. s. w. Daß einige Menschen selbst bei unmittelbarer anhaltender Berührung nicht angesteckt werden, beweisen

die ersterwähnten Pestknechte, und ein damals sehr bekannter Dudelsackpfeifer und Bänkelsänger, der versoffne Augustin genannt. Die Pestknechte fanden ihn vor dem Burgthor bei Nacht ganz starr auf dem Wege, warfen ihn auf ihren Wagen und in die Grube zu St. Ulrich; erst als sie des Morgens wieder mit einem vollen Wagen kamen, hörten sie ihn, der seinen Rausch ausgeschlafen hatte, ganz verzweifelt schreien, und halfen ihm aus der tiefen Grube, er sang und trank noch lange Jahre.

Mit dem November ließ die Pest nach, am Ende des Monats hörte sie auf; am Christtage wurden schon wieder bei St. Stephan allein 95 Paare getraut. Auf der Donau schwammen aus dem Reich ganze Colonien von neuen Einwohnern auf einmal herunter; nach anderthalb Jahren war an der Bevölkerung Wiens die Pest nicht mehr zu kennen. Zur Danksagung für das Aufhören derselben, errichtete Kaiser Leopold die marmorne Dreifaltigkeitssäule auf dem Graben.

Bald aber zog ein anderes fürchterliches Ungewitter über Wien. Noch weniger als der Minister Lobkowitz waren seine Nachfolger zu ihren hohen Posten berufen; die Wirksamkeit der Milde war ihnen unbekannt; sie betrachteten die bestrafte Verschwörung nicht als das Verbrechen Einzelner, sondern hielten sich dadurch für berechtiget, Ungarn auf eine Art zu behandeln, die nur noch eine viel größere Anzahl von Mißvergnügten erzeugen mußte. Emmerich Tököly stellte sich an ihre Spitze, er warb

Truppen in Pohlen, verstärkte sie mit Tataren, und suchte Beistand zu Constantinopel, Ludwig XIV. eiferte die Türken ebenfalls an. Nicht ohne Widerspruch der Ullemas brachen sie wieder den 1664 geschlossenen Waffenstillstand, und der Großvezier Kara Mustapha zog 1683 mit 200,000 Mann und vielem Geschütz gegen Wien. Mit 33,000 Mann, (mehr konnte man nicht aufbringen) war dieses Heer, dem Tököly mit seinem Anhang noch beistand, nicht aufzuhalten. Das flache Land von Oesterreich litt so viel und mehr als bei der ersten Belagerung; bis tief ins Gebirge streiften die Unholden, über 7000 Weiber, 5000 Männer, 23,000 Knaben, und bei 9000 Mädchen wurden in die Sclaverei getrieben; was sich widersetzte, ermordet. Die Gemeinde von Bertholdsdorf widerstand lange in ihrem Kirchhof und starken Thurm; aus Hunger mußte sie sich ergeben, alle mit Weib und Kind wurden grausam niedergemetzelt. Wien war etwas besser daran, als bei der ersten Belagerung, durch die ordentliche Befestigung Ferdinands I., welche unter den folgenden Regierungen zwar vermehrt, aber seit dem Waffenstillstand mit den Türken wieder so verwahrloset war, daß es unsägliche Anstrengung kostete, sie herzustellen. Leopold erfuhr die Rüstung der Türken früh genug, um noch ein Bündniß mit dem tapfern Pohlenkönig Johann Sobiesky abzuschließen, und sich der Hülfe des deutschen Reiches, besonders von Sachsen, Baiern und Brandenburg zu versichern; auch der Papst schickte über eine Million Gulden.

Das Commando der Stadt vertraute der Kaiser dem Feldzeugmeister Grafen Rüdiger von Stahremberg, die Armee dem Herzog Carl von Lothringen; er hätte nicht glücklicher wählen können. Der Graf von Stahremberg that Wunder der Anstrengung, der Umsicht, des Muthes und der Standhaftigkeit; der Herzog von Lothringen, Gemahl von des Kaisers gelehrter Schwester Eleonore, besaß alle Eigenschaften eines großen Generals und eines ausgezeichneten Prinzen. Dem Grafen von Stahremberg gebührt das höchste Lob der Vertheidigung, dem Herzog von Lothringen das Verdienst des Entsatzes.

Es war schon lange beschlossen, daß die kaiserliche Familie, im Fall einer Belagerung sich nach Linz begeben sollte; in der Nacht vor dem 7. Juli sah man von der Leitha bis zum Kahlenberg die Feuersäulen der brennenden Ortschaften empor steigen. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren, und die Reise auf der gewöhnlichen Straße dießseits der Donau schon zu gefährlich. Nachmittags ließ der Kaiser die Vorsteher der Bürgerschaft nach Hof berufen, beurlaubte sich von ihnen, empfahl standhafte Gegenwehr, und verhieß bald möglichsten Entsatz. Die junge Kaiserinn, im siebenten Monat der Schwangerschaft, konnte ihnen nur ihre drei Kinder zeigen, wovon der fünfjährige Kronprinz der älteste war. Von den stummen Thränen der schönen Frau tief bewegt, schworen die Männer von Wien, für ihr theures Herrscherhaus und für das Heil der Chri-

stenheit Gut und Blut aufzusetzen. Um 8 Uhr Abends erfolgte die Abreise über die Brücken nach Korneuburg in dumpfer Stille; das gegenüber auf dem Kahlenberg brennende Kamaldulenser-Kloster war eine furchtbare Beleuchtung des Weges.

Die Erzählungen der Flüchtlinge vom Lande, die durch das Stuben- und Kärnthnerthor herein strömten, verbreiteten allgemeines Schrecken; den ganzen Vormittag des 8. Juli fuhr Wagen an Wagen über die Brücken hinaus, Tausende der Fußgänger drängten sich dazwischen. Nicht mehr als 1000 Mann vom Regiment Kaiserstein hatte Wien nebst der Stadtquardia zur Besatzung. Es war ein überaus glücklicher Gedanken des Herzogs von Lothringen, daß er noch an diesem Tag mit seiner ganzen Reiterei, 10,000 Mann auserlesenen Volkes, unter Trompeten und Paukenschall, zum Stubenthor herein, zum Schottenthor hinaus, durch die Stadt ritt, das hob den gesunkenen Muth wieder. Die Studenten bildeten wieder ein Regiment von 700 Mann, der gelehrte und beherzte Niederländer Paul Sorbait, Leibarzt der Kaiserinn Witwe, war ihr Anführer. Der Freiherr von Kielmannsegge errichtete ein Jägercorps. Der siebzigjährige Staatsbuchhalter Wolfgang Reuschel sammelte die hofbefreiten Gewerbsleute und die Hofdiener in ein Regiment von 1000 Mann; Graf Max Trautmannsdorf übernahm das Commando davon. Ambros Frank vom äußern Rath brachte die Wirthe in eine Freicompagnie, die vortreffliche Dienste leistete. Die Handwer-

ker thaten deßgleichen; die Niederleger und Handelsleute bildeten auch eine eigene Compagnie. Außerdem bestand die Bürgerschaft in acht Compagnien; und alle bewaffneten Wiener zusammen in 8094 Mann. Der Herzog von Lothringen schickte noch neun Infanterie-Regimenter und neun Schwadronen Kürassier in die Stadt, wonach ihre Besatzung 13,866 Mann Linientruppen, im Ganzen 21,960 Mann zählte.

Noch haben sich Männer den Wienern zu Liebe mit in die Stadt einschließen lassen, deren Namen nicht vergessen werden darf. Vor allen Leopold Graf von Kollonics, Bischof von Neustadt. Er war in seiner Jugend Maltheser, und diente als solcher zur See gegen die Türken mit allgemein bewunderter Tapferkeit. Sein Heldenruhm, sein begeisternder Zuruf, sein Beispiel selbst ermunterte die Streitenden; er trieb die Verzagten und Saumseligen auf ihre Plätze, lenkte die Löschanstalten, wachte gegen Theurung und Mangel, pflegte die Verwundeten und Kranken, tröstete die Sterbenden in den überfüllten Spitälern, wo der Tod am fürchterlichsten drohte. Fürst Ferdinand von Schwarzenberg, der Helfer in der großen Pest, und Graf von Szecheny, Fürst-Primas von Ungarn, halfen mit so fürstlicher Freigebigkeit, daß es zum Sprichwort wurde, sie hätten eben so Wien durch Gold erhalten, wie Stahremberg durch Eisen.

Am 13. Juli rückten Spahis in bedeutender Stärke von St. Marx und dem Hundsthurm, die noch außer der Vorstadt lagen, heran; jetzt ließ

Stahremberg die Vorstädte auf der Landseite abbrennen; die Leopoldstadt wurde verschont, weil noch kaiserliche Truppen zwischen den Brücken hielten.

Am 14. war die ganze türkische Macht, 216,000 Mann, vor Wien angekommen. Der Wind trug das Feuer aus der noch brennenden Roßau in den Schottenhof; Kirche, Kloster, vier benachbarte Häuser standen bald in den Flammen; sie griffen das Zeughaus an, und die dort befindlichen Pulvervorräthe drohten der Stadt unermeßlichen Schaden. Des Commandanten Neffe und Adjutant, der 26jährige Hauptmann Graf Guido Stahremberg, dieser nachmals so berühmte Feldherr, eilte der erste herbei; er stand zwischen 1800 gefüllten Pulvertonnen und einem, nur vierzig Schritte entfernten, brennenden hölzernen Gang, und faßte den heldenmüthigen Entschluß, mit Hülfe des Zeuglieutenants Cumpert, die Pulvertonnen so lang mit Wasser anzugießen, bis die zusammengelaufene Menge dem Feuer Meister wurde.

Als das Feuer in den Vorstädten von den Türken gelöscht war, schlugen sie ihr Lager um die Stadt herum auf; 25,000 Zelten konnte man zählen, und in der ungeheuren Wagenburg wimmelte es von Menschen, Pferden, Kamehlen und Schlachtvieh. Bei St. Ulrich stand das Zelt des Großveziers mit mehreren Abtheilungen, und von solcher Pracht, daß man es eine Million werth hielt.

Alle einzelnen Heldenthaten während dieser über zwei Monate anhaltenden Belagerung anzuführen,

erlaubt der Raum hier nicht; man kann nur sagen, Commandanten, Officiere und Gemeine, Bürger und Studenten machten sich des ewigen Nachruhms würdig. Der Feind hatte sich durch seine Uebermacht in den Besitz der Leopoldstadt gesetzt, hinter dem Kloster der Barmherzigen seine Bombenbatterien aufgestellt, alle übrigen Gebäude zerstört; und von da aus Bomben in die Stadt geworfen. Sein Hauptangriff war aber gegen die Burg und Löbelbastei gerichtet, und auf dem Spitelberg standen zahlreiche Kanonen von schwerstem Kaliber; aus welchen er unaufhörlich feuerte. Noch gefährlicher waren die unzähligen Mienen, die er gegen die genannten Bastionen anlegte. Mit unermüdeter Anstrengung und beispielloser Tapferkeit arbeitete die Besatzung den Minen entgegen, machte häufige Ausfälle, schlug die Stürme ab. Stahrembergs Beispiel und beständige Gegenwart belebte den Muth, daß er oft in Uebermuth ausartete; Bürger und Studenten, Becher in der Hand, auf den Parapeten herum tanzten, und den Türken mit verkehrtem Leib verhöhnende Complimente machten, was Einigen übel bekam.

Die Belagerung hatte aber endlich schon sechs Wochen angehalten, und die abgeschickten Kundschafter kamen noch immer mit der Nachricht zurück, die Pohlen seien noch gar nicht, die Reichshülfe nur zum Theil eingetroffen; mit der kleinen Macht den Entsatz wagen, würde ihn für immer unmöglich machen. Viele Tapfere waren in den Ausfällen verloren; der ganz in Schutt geschossene Burgravelin nicht mehr zu

halten. In den angegriffenen Bastionen befanden sich so viele Breschen, daß man die Schotten- und Teinfaltstraße, die beiden Schenkenstraßen, die Kreuz- und Schauflergasse mit Ketten und von allen Fenstern abgerissenen Gittern, mit Pallisaden und Wolfsgruben sperrte. Die Freiung und der Michaelerplatz waren mit Abschnitten, Gräben und Verschanzungen durchkreuzt. Als nun noch, obschon es an Lebensmitteln nicht mangelte, eine bösartige Ruhr einriß, worin Tausende von Einwohnern starben, und selbst Stahremberg schon litt; als die ausgesendeten Kundschafter dem Feinde in die Hände fielen, und keiner zurückkehrte, die Boten des Herzogs von Lothringen aufgefangen waren und die Wiener in der niederdrückenden Ungewißheit über die Stärke, die Zeit, ja selbst über die Möglichkeit des Entsatzes sich befanden, da stiegen jede Nacht mehr und mehr Raketen als Nothzeichen vom Stephansthurm auf.

Am 11. September, bei einbrechender Dämmerung, bis wohin nur die bewunderungswürdigste Tapferkeit mit genauer Noth noch die Trümmer der Burg- und Löbelbastey erhalten hatte, stiegen rasch nacheinander ganze Garben von Raketen vom Stephansthurm auf zum Zeichen, die Stadt liege in den letzten Zügen. Plötzlich fuhr vom Hermannskogel ein ganzer feuriger Busch Raketen empor, und drei gewaltige Kanonenschüsse folgten darauf, die sogleich von der Melkerbastey beantwortet wurden. Das Entsatzheer hatte den Kahlenberg von rückwärts erstiegen; Tausende von Feuerzeichen schim-

merten als willkommne Hoffnungssterne durch die letzte Nacht der Noth und Qual. Ein Augenblick verkehrt allgemeine Angst in lauten Jubel; Freunde und Feinde umarmen einander mit herabstürzenden Thränen; die einen rennen in die Kirchen, Gott zu danken, Andere auf die Sammelplätze, jetzt schon einen Ausfall ungestümm begehrend; Viele auf die Dächer, auf den Thurm von Mariastiegen, um am folgenden Tag einen guten Platz zum Sehen zu haben; ganz unbekümmert um die jetzt noch heftiger tobenden feindlichen Kugeln und Bomben.

Der Großvezier hatte am 7. September Nachricht von der Annäherung des Entsatzes bekommen, er musterte sein Heer und fand nur noch 168,000 Mann; über 48,000 hatte ihm bereits die Belagerung gekostet. Er wüthete und verdoppelte seine Anstrengung, die Stadt noch in den letzten Augenblicken zu gewinnen. Das Entsatzheer bestand aus 27,100 Oesterreichern, 26,600 Pohlen, 11,400 Sachsen, 11,300 Baiern, 8,400 aus dem schwäbischen und fränkischen Kreis, zusammen 84,800 Mann und 186 Kanonen. Der Herzog von Lothringen commandirte eigentlich das Ganze; war aber groß genug, dem König von Pohlen den Ruhm und die reichste Beute zu überlassen. Nebst dem König und den vornehmsten des polnischen Adels, den Fürsten Jablonowsky, Lubomirsky, Sapieha ꝛc. ꝛc. standen bei dem Entsatzheer die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, die Herzoge von Sachsen-Lauenburg, Eisenach, und Weißenfels, ein Herzog von Würtemberg, ein an-

derer commandirte in der Stadt sein Regiment, ein Herzog von Braunschweig, von Holstein, von Pfalzneuburg, 2 Brüder der Kaiserinn, der Herzog von Croy, der große Eugen von Savoyen, damals ein neunzehnjähriger Oberstlieutenant, der Markgraf von Baireuth, die Markgrafen Herrmann und Ludwig von Baden, der Landgraf von Hessen, die Fürsten von Waldeck, Anhalt, Hohenzollern, und Salm; ein glänzender Heldenkreis, Alle voll ritterlichem Sinn und ernstlichen Willen, gegen doppelte Uebermacht das theure Wien, die Vormauer der Christenheit zu entsetzen.

Am 12. September, es war ein Sonntag, vor Tages Anbruch versammelten sich die Fürsten in der Capelle am Leopoldsberg; Marcus Avianus ein Capuciner, der in dem Ruf der Heiligkeit und der Gabe der Weissagung lebte, las die Messe, und reichte ihnen das Heilige Abendmahl, der König von Pohlen ministrirte; der Priester segnete sie, und verhieß ihnen gewissen Sieg; sie reichten einander die Hände und begaben sich an ihre angewiesenen Posten. Der rechte Flügel der Türken stand vom Kahlenbergerdörfel bis Grinzing, der linke von Hernals bis Dornbach, der Großvezier in der Mitte, entschlossen jetzt noch während der Schlacht, es koste was es wolle, die Stadt zu erstürmen. Der Herzog von Lothringen nahm den Angriff gegen den rechten Flügel mit den Oesterreichern auf sich. Fünf Stunden lang wehrten sich die Türken hier mit vieler Tapferkeit von Schritt zu Schritt; wurden aber doch

bis Döbling herabgedrängt, wo sie unter dem Schutz der noch kenntlichen großen Batterie ober dem Hohlweg Stand hielten. Nun griffen die Sachsen sie in der Flanke an, und die Oesterreicher benutzten den Augenblick, ihnen diese große Batterie wegzunehmen. Inzwischen hatte der König von Pohlen den ganzen linken Flügel der Türken umgangen, konnte aber erst gegen 2 Uhr aus den Wäldern hinter Dornbach hervorbrechen. Die Türken sammelten ihre Infanterie in Massen, das freie Feld begünstigte die Bewegungen ihrer zahlreichen Cavallerie, und die Wirkung ihrer in Bereitschaft gestandenen Kanonen. Der Sieg war zweifelhaft; der Großvezier eilte mit der Reserv, ihn zu entscheiden. Da ersah der Herzog von Lothringen den rechten Augenblick, befahl allgemeinen Sturm auf den Feind; jagte ihn durch Döbling, Währing, Weinhaus, nahm dort die Türkenschanze mit Sturm, und machte so den Pohlen Luft; die jetzt mit unglaublicher Wuth in die Massen der Türken drangen. Der Markgraf von Baden mit einigen Schwadronen Dragoner unter freudigen Trompeten- und Paukenschall kam an die Contrescarpe vor dem Schottenthor; der Graf von Stahremberg machte einen mächtigen Ausfall. Schrecken überfiel die von allen Seiten umgebenen Türken; unaufhaltsam flohen sie über den Wienerberg in einem fort bis an die Raab. Um 6 Uhr war kein bewaffneter Türke mehr in der Nähe; 25000 lagen todt auf dem Platz.

Der Herzog von Lothringen schickte den Grafen Auersberg als Courier an den Kaiser nach Dürn-

20 *

stein bei Krems. Den Siegern war außerordentliche Beute in die Hände gefallen: die große Fahne des Propheten, viele Standarten und Roßschweife, 15,000 Gezelte, in vielen noch die Speisen auf dem Tisch, 570 Kanonen, unzählige Gewehre, Bogen, Pfeile, Säbel und Dolche, ganze Magazine von Leinwand, Leder, Pelzwerk, eisernen Platten, und eine, den Glauben übersteigende Zahl von Munition und Kriegsvorrath. Dem König von Pohlen wurde die reichste Beute überlassen, Kara Mustaphas, von Gold und Edelsteinen strotzendes Gezelt, mit einem baaren Schatz von zwei Millionen in Gold, und 600 Beutel mit Piastern. Den Soldaten ward die Plünderung des Lagers erlaubt; sie fanden soviel Geld und Kostbarkeiten, daß sie 20,000 Ochsen, Kamehle und Maulthiere, bei 10,000 Schafe, 100,000 Malter Korn, ungeheure Vorräthe von Caffee, Zucker, Honig, Oehl, Reis, Schmalz, Baumwolle den Wienern überließen. Viele Hausherrn, indem sie die Ruinen ihrer abgebrannten Häuser aufsuchten, fanden ihre Keller mit Vorräthen aller Art so vollgepfropft, daß sie leicht wieder aufbauen konnten, und schöner.

Während aber Alles dem Zusammenraffen eroberten Reichthums mit lauter Freude sich überließ, zog der Bischof **Kollonits** auch auf Beute in das Lager und auf das Schlachtfeld hinaus. Seine Beute waren über 500 verlassene herumirrende Christenkinder, deren Aeltern vor Anbeginn der Schlacht, auf des Großveziers unmenschlichen Befehl nieder-

gesäbelt worden waren, und denen er Allen ein Retter und Vater wurde.

Am folgenden Tag, 13. September, hielten die Sieger ihren Einzug zu Wien. Das Getöne aller Glocken erfreute die Menschen, denn während der ganzen Belagerung hörte man nur Eine Glocke von St. Stephan, womit man bei Feuersbrünsten und Stürmen Signale gab. Der Zug ging zum Stubenthor herein, der König voraus, dann alle Fürsten, Feldherrn und Obersten, die bei der Vertheidigung und bei dem Entsatz Wiens commandirten; durch die Wollzeil, Kärnthnerstraße, über den Neuenmarkt zogen sie an die Augustinerkirche, wo sie von den Pferden stiegen, der Messe in der Lorettocapelle beiwohnten, und der König dann sogleich selbst vor den Hochaltar trat und das Tedeum anstimmte. Dreihundert Kanonenschüsse während demselben verkündigten weit und breit die freudige Nachricht. In seine Größe eingehüllt, führte indessen der Herzog von Lothringen das ganze Heer aus dem verwüsteten Türkenlager hinweg und breitete es von St. Marx über Simmering bis gegen Schwechat aus, Abends kam auch der König mit den Uebrigen dahin.

Am 14. kam der Kaiser auf einen Tag, um den Befreiern Wiens zu danken, und Verdienste zu belohnen, ging aber dann wieder nach Linz, da die stark durchlöcherte Burg lange Reparation bedurfte. Stahremberg ward Feldmarschall, Conferenzminister, erhielt 100,000 Reichsthaler, einen kostbaren Ring und in seinen Wappenschild den Stephansthurm.

Der König von Spanien schickte ihm das goldne Vließ, die österreichischen Stände beschenkten ihn reichlich, die Wienerbürgerschaft befreite sein Haus in der Krügerstraße von allen Abgaben. Der Bischof Kollonitz erhielt von Rom den Cardinalshut; der edle Bürgermeister von Liebenberg war ein Opfer der Seuche geworden, die übrigen Vorsteher und Mitglieder des Stadtrathes erhielten goldene Ketten, den Rathstitel, einige den Adel. **Kolschützky** ein Pohle, der als kühner Kundschafter treffliche Dienste geleistet hatte, erhielt, nach seinem Wunsche die Erlaubniß, ein Caffehhaus zu errichten. Das erste, das er eröffnete, steht noch dem großen Thor der Stephanskirche gegenüber. Er bezog aber bald ein zweites im Schlossergäßchen, zum Bruderherz genannt, weil er Jedermann Bruder Herz begrüßte. Caffeh und Zucker gab es eben im Ueberfluß; so wurde schon das erste Caffehhaus in der europäischen Christenheit ein einträgliches Gewerbe.

Die Reichsarmee kehrte nun zurück, die kluge Behandlung des Königs von Pohlen aber trug nun ihre Früchte. Er liebte den Ruhm und das Geld, und setzte den Krieg gegen die Türken mit dem Herzog von Lothringen fort. Um zu zeigen, wie wenig er der Deutschen bedürfe, zog er immer mit den Pohlen voraus, griff auch 1684 vor Barkan die Türken an. Tod oder Gefangenschaft würde aber sein, seines Sohnes und der ersten Wojwoden Loos gewesen sein, wenn ihn nicht der Herzog von Lothringen gerettet hätte. Er erkannte es zwei Tage darauf,

stellte sich unter dessen Commando, und ließ seine Truppen unter die Deutschen eintheilen; dadurch wurde am 25. December 1685 der herrliche Sieg erstritten, der den Türken über 20,000 Mann und das wichtige Gran kostete. Durch 150 Jahre hatte ein türkischer Pascha in Ofen residirt; zehnmal wurde es vergeblich belagert, Carl von Lothringen eroberte es 1686 nach einem Verzweiflungskampf, in welchem der Pascha selbst auf dem Platze blieb. Der Preßburger Reichstag 1687 erklärte Ungarn für ein Erbreich; fünf Jahre später rächte Carl durch einen entscheidenden Sieg bei Mohacs die 161 Jahre früher erlittene Niederlage; Belgrad mußte sich ergeben. Dort ließ er den strangulirten Großvezier Kara Mustapha ausgraben, und schickte dessen Kopf an den Cardinal Kollonitz, weil jener Wütrich gedroht hatte, den Kopf des frommen Mannes auf einer Stange an den Sultan zu schicken. Der Cardinal übergab dieses gräßliche Angedenken der Stadt, die es nebst anderen türkischen Trophäen im bürgerlichen Zeughaus verwahrt.

Carl von Lothringen starb am 18. April 1690 inmitten seiner glänzenden Heldenbahn, Ludwig von Baden und der große Eugen setzten seine Siege fort, durch den Carlowitzer Frieden 26. Jänner 1699 kam Siebenbürgen bleibend an Oesterreich, ward Ungarns Befreiung vollendet, und Wien auf immer gegen Türkengefahr gesichert.

Leopold und seine treuen Alliirten England, Holland und der große Kurfürst von Brandenburg

hatten zwei Jahre früher den rühmlichen Ryßwicker Frieden geschlossen; Europa lag im Frieden, als 1700 Carl II. König von Spanien ohne Nachkommenschaft starb. Leopolds I. Successionsrecht stand außer Zweifel; er war der einzige männliche Nachkomme jener Johanna, welche Spanien an das Haus Habsburg brachte. Ludwig XIV. hingegen suchte, Spanien an sein Haus zu bringen, obwohl seine Gemahlinn, Carls II. Schwester, feierlichst auf die Nachfolge Verzicht geleistet und Ludwig die Verzichtleistung beschworen hatte. Daraus entstand ein neuer Krieg mit Frankreich sowohl, als mit einigen durch dasselbe aufgehetzten ungrischen Mißvergnügten, an deren Spitze Franz Rakoczy stand. Leopold erlebte das Ende dieses Krieges nicht; er starb am 5. Mai 1705 im 65. Jahr seines Lebens und im 48. seiner Regierung.

Unter Leopold I. hatte das allgemeine Waffentragen viele unangenehme Folgen, selbst die Handwerksbursche trugen Degen, und die Lederer erfreuten sich dieses Vorrechts bis in die neuesten Zeiten. Die Wildheit der Studenten trieb den meisten Unfug, förmliche Treffen mit der Stadtquardia fielen vor, wobei es nicht ohne Todtschlag ablief. Ausgepichte Raufbolde, denen das freie Studentenleben gefiel, blieben oft 20 Jahr und länger auf der Universität. Bald ging es über die Handwerksbursche, bald über die Juden her, die tapfere Hülfe der Studenten in den Tagen der Noth hatte ihnen viele Nachsicht erworben. Vor allen mit den Schneidern

gab es häufigen Streit, einst waren deren 60 zu einem festlichen Mahle versammelt; ein Dutzend Studenten trat ein, jagte die Schneider alle davon, und ließ sich die schon aufgetragenen Speisen schmecken.

Die Zweikämpfe waren häufig besonders unter den höheren Ständen, und fielen selbst auf offner Gasse vor. Die Todesstrafe wurde darauf gesetzt, für Inländer auch noch die Confiscation des Vermögens dazu, wer auch nur den Degen gezogen hätte, sollte ohne Gnade auf dem Pranger stehen; es half wenig.

Dagegen wurde die aus alter Zeit stammende Passionsprocession, mit theatralischen Vorstellungen aus der heiligen Schrift für immer abgeschafft, die Asylrechte der Kirchen und Klöster beschränkt, das Spazierengehen, Kaufen und Verkaufen in den Kirchen verboten, eine strengere Todtenbeschau eingeführt, den Gerichten Mäßigung in den Hexenprocessen vorgeschrieben.

Der alte orientalische Handel Wiens war schon größtentheils in die Hände der Griechen übergegangen, deren eine große Zahl sich auf dem alten Fleischmarkt und den Hafnersteig hinab angesiedelt hatte. Leopold errichtete eine orientalische Handelscompagnie, die in den ewigen Kriegen, und weil die meisten Griechen wegen Einverständnissen mit den Feinden weggewiesen wurden, wieder einging.

Der Leopoldstag wurde 1663 zum Landesfeiertag erhoben. Der Kaiser vergrößerte die Burg

durch Erbauung des Tractes, wo die Burgwache sich jetzt befindet. Durch die Unvorsichtigkeit eines Tischlers entstand den 23. Februar 1668 in der Nacht Feuer, das diesen Tract bis auf das unterste Stockwerk verzehrte. Der Hof flüchtete theils nach Eberstorf, theils in die Favorita; so hieß damals der Pallast beim Augarten, den später die Türken zerbrachen. Haß und Neid des Volkes gegen die Juden bezeichnete sie, nebst allen alten Beschuldigungen, als Anstifter dieser Brunst. Zu läugnen ist nicht, daß sie auf sichere Pfänder ungeheure Zinsen nahmen, und gefährlicher Unterschleife im Krieg sehr verdächtig waren. Das Alles zusammen bestimmte den Kaiser, sie aus dem Lande zu treiben; zuerst waren die Haussässigen ausgenommen, die Verordnung vom 14. Februar 1670 aber beschränkte die Ausnahme auf den einzigen Judenrichter Marcus Schlesinger; alle übrigen wurden aus Wien und aus ganz Oesterreich vertrieben. Am 18. August 1670 legte Leopold den Grundstein zur Pfarrkirche des heiligen Leopold an der Stelle der niedergerissenen Synagoge, von nun an hieß die ehemalige Judenstadt Leopoldstadt. Sie erhielt zwei Jahrmärkte und einen Wochenmarkt, der Tandelmarkt (Trödelmarkt) wurde vom Kärnthnerthor dahin übersetzt, das Zucht- und Arbeitshaus 1671 daselbst gegründet. Der Magistrat löste die confiscirten Judenhäuser von der Kammer ein, und bald waren sie durch die Thätigkeit des Bürgermeisters Lazarus Springer mit arbeitsamen Bürgern besetzt.

Nach dem Entsatz Wiens wurden die Festungswerke wieder hergestellt, die Vorstädte aber noch weiter hinausgerückt; erst 600 Schritte vom Graben durften wieder Häuser aufgebaut werden. Der Magistrat beklagte sich, daß ihm von 5200 bürgerlichen Häusern kaum mehr 1000 übrig geblieben, er verlor sie theils durch Abreißen, um für die Festungswerke unter Ferdinand I. Platz zu gewinnen, theils durch das Hinausrücken der Vorstädte, und in der Stadt durch den eingerissenen Luxus bei Privatgebäuden. Mancher Fürst kaufte sechs bis sieben Bürgershäuser zusammen und baute einen Pallast an ihre Stelle, der dann ein ständisches Haus war. Um den Magistrat zu entschädigen, dehnte der Kaiser den Umfang der Vorstädte bis an die heutigen Linien aus, und verbot das Zusammenbauen von bürgerlichen Häusern. So kamen die nächsten Dörfer, Erdberg, St. Marx, Reinprechtstorf, Margarethen u. s. w. in den Umfang von Wien.

Die Barnabiten hatten bei ihrem Freithof im Dorfe Schöff eine kleine Kapelle mit einem Frauenbilde erbaut, das viele Andächtige versammelte; die Türken zerstörten die Kapelle. Im Jahr 1686 wurde der Grundstein zu der jetzigen schönen Kirche und einem Barnabitenkloster gelegt. Seither heißt das ehemalige Dorf Schöff Mariahülf. Der Feldmarschall Graf Söreny baute das Capucinerkloster zu St. Ulrich wieder auf. Den Carmeliten auf der Laimgrube wurde 1687 Kirche und Kloster erbaut. Am Pfingstabend 1688 ward die nächtliche Beleuch-

tung der Stadt eingeführt. Das große Armenhaus (jetzt allgemeines Krankenhaus) fing Leopold 1693 an zu bauen; und legte 1695 den Grundstein zu Kirche und Kloster der Trinitarier (Weißspanier, jetzt Minoriten). In diesen Jahren kamen auch die Brücken über die Donau, die vorher weiter links lagen, an ihre jetzigen Stellen.

Der große Zar Peter, 26 Jahr alt, und schon 9 Jahr Beherrscher von Rußland, kam am 26. Juni 1698 nach Wien und hielt mit großer Pracht seinen Einzug zwischen 8 und 9 Uhr Abends vom Tabor durch die Leopoldstadt und die Stadt in den Königseckischen Pallast zu Gumpendorf; der nebst benachbarten Häusern für ihn und sein Gefolge herrlich eingerichtet worden. Der Hof gab ihm glänzende Feste, unter andern einen Ball, auf welchem 60 Paare des ersten Adels in kostbaren Charaktermasken allerlei Nationen, Gewerbe und Stände vorstellten; Kaiser und Kaiserinn waren als Wirth und Wirthinn gekleidet. Peter als Friesischer Bauer, tanzte mit allen Damen unermüdbar durch die ganze Nacht, sang russische Liedchen dazu, und wollte nicht recht begreifen, daß er die ihm auserkorne Friesländische Bäuerinn, die schöne Gräfinn Thurn, nicht gleich bei sich behalten sollte. Um ein Hofceremoniell zu sehen, wohnte er selbst einer feierlichen Audienz seines Botschafters als Unterbeamter bei; die Botschaft mußte ganz in altrussischer Nationaltracht erscheinen, und seine Geschenke für den kaiserlichen Hof überreichen. Diese Geschenke waren kostbares Pelzwerk, persische Shawls und Tep-

piche, Silber- und Goldstoffe, Sättel, Reitzeug und Säbel mit morgenländischen Steinen verziert. Sie wurden von 40 ganz gleich in schwarzen Sammt gekleideten Wienerbürgern des äußeren Rathes getragen, an die der Zar unzählige Fragen stellte. Auf die Nachricht von dem Aufruhr der Strelizen eilte er spornstreichs nach Moskau.

Einen anderen Einzug sahen die Wiener im folgenden Jahr am 24. Februar 1699. Die Prinzessinn Amalie von Braunschweig zog als Braut des geliebten Kronprinzen Joseph, nachdem sie in Modena durch Procuration vermählt worden, von der neuen Favorita (Theresianum) zum Stubenthor herein, unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute aller Glocken, und der Beleuchtung der ganzen Stadt, durch drei Triumphpforten zur Trauung bei den Augustinern. Die Ungarn verdunkelten dabei Alles mit ihrer Pracht.

Im Juli desselben Jahres ging das (an der Stelle der heutigen Redoutensäle) neuerbaute Burgtheater in Flammen auf; ein alter Thurm rettete nur wie 1668 den Schweitzerhof.

Am 13. August starb im Rufe der Heiligkeit, der durch tiefe Menschenkenntniß, scharfen Verstand und sanfte Tugend berühmte, von Hohen und Niedern verehrte Kapuciner Marcus Avianus. Der Kaiser drückte ihm die Augen zu; die Damen plünderten alle Gärten, um die Leiche auf Blumen zu betten.

Mit dem Neujahr 1700 fing die Wienerzeitung

(damals Wiener Diarium und noch vor nicht vielen Jahren so genannt) an, regelmäßig heraus zu kommen. Noch sind aus jener Zeit merkwürdig, die Einführung des Tabakapalto 1694; die Stiftung der ständischen Akademie zur Bildung adeliger Jugend, in der Alsergasse, wo jetzt die Kaserne steht; die erste Tragsesselordnung, worin die Preise festgesetzt und verboten wurde, dabei Ausländer zu gebrauchen, und Kranke, Livreeleute oder gar Juden zu tragen, die sich schon wieder zahlreich eingefunden hatten; endlich die Abschaffung aller bei Erziehung der Jugend verwendeten Franzosen und Französinnen.

Im Juli 1700 entstand aus einer Büberei sehr ernsthafter Tumult. Am Peter vor dem Hause des Hoffactors Oppenheimer verhöhnten und neckten zwei Rauchfangkehrerbuben einen Juden; die Rumorwache verjagte sie mit ein paar Streichen. Unberufene Richter äußerten laut ihre Mißbilligung, daß ein Christenkind wegen eines Juden geschlagen worden; Gassenjungen warfen mit Eyern der dort sitzenden Bauernweiber dem Oppenheimer die Fenster ein; die Weiber flüchteten, man lachte, die Buben griffen nach Steinen. Der Platz war bald mit Menschen angefüllt; solide Schelme brachen in das Haus ein, raubten Geld und Kostbarkeiten, besoffen sich in dem Keller, schlugen die Böden der Fässer ein. Der Tumult brachte die ganze Stadt in solche Bewegung, daß man Kanonen auf die Plätze aufführte. Endlich rückte zureichende Mannschaft an; zwei der ärgsten Räuber knüpfte man an die Fenstergitter

des Judenhauses auf, und verkündete Allen Amnestie, welche das Geraubte auf die Schranne zurückbringen würden. So ward wieder Ruhe.

Man erkannte, daß es die Unentbehrlichkeit der Juden, so oft es sich um Geld handelte, war, was sie nach so vielen Vertreibungen immer wieder zurückführte; man dachte an die Schiffbarmachung der March, an die Verbindung der Oder mit der Donau, an eine nordische Handelsgesellschaft, wozu überall Geld erforderlich war. Das veranlaßte den reichen Fürsten Hanns Adam Lichtenstein, einen, den größten Geschäften gewachsenen, Mann, die Errichtung einer **Wienerbank** (Banco) vorzuschlagen. Sie hätte seiner Meinung nach zugleich eine Hypothekenbank werden sollen, was von unberechenbaren Nutzen gewesen wäre. Der ausgebrochene spanische Successionskrieg hinderte es; die Bank wurde 1705 der gemeinen Stadt Wien übertragen, von ihr und von den Ständen garantirt.

Mit eben jenem Krieg erhob sich auch die ungrische Empörung unter Rakoczy; sein Anhang und seine Streitkräfte hatten sich 1704 so drohend vermehrt, daß man Vorkehrungen gegen eine Belagerung Wiens machte. Der Bürgermeister **Peickart** begab sich zu dem Prinzen Eugen, und bat, die Vorstädte nicht zu verbrennen oder zu schleifen; die Bürgerschaft sei bereit, sie bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und der Kaiser könne auf ihre treue Anhänglichkeit in jedem Falle fest vertrauen. Der Prinz umarmte den Bürgermeister freudig, führ-

te ihn selbst ins Zeughaus, und stellte ihm frei, für seine edle Bürgerschaft an Wehr und Waffen zu nehmen, was er wolle.

Rakoczys Kriegsvolk umschwärmte bereits Wien; am Ostersonntag 1704 kam ein Haufen Reiter über die Landstraße herein, erschoß den Hahnenwirth, setzte Alles in Schrecken, und war plötzlich wieder verschwunden. Dergleichen Anfälle geschahen mehrere; auch stahlen sich durch die ganz offenen, oder nur mit Gartenzäunen verschlossenen Vorstädte oft nächtliche Räuber in die Stadt, wie denn vor nicht vielen Jahren erst die eisernen Gitter von den Fenstern verschwunden sind. Gegen solche Gefahren wurden 1704 die **Linien**, ein zwei Klafter breiter und 1 ½ Klafter tiefer, ausgemauerter Graben rings um die Vorstädte gezogen, und vor den Hauptstraßen mit Aufziehbrücken versehen. Diese Linien bewirkten zugleich, daß die Häuser in den Vorstädten nun schöner und häufiger emporstiegen, und der Fürst Hanns Adam Lichtenstein z. B. aus dem Dorfe Altlichtenwerd die Vorstadt **Lichtenthal** herstellte und seinen prächtigen Pallast in der Roßau erbaute; der Magistrat aber die Gründe der Marchese Malaspina kaufte, dort eine neue Vorstadt anlegte, und sie dem römischen König zu Ehren **Josephstadt** nannte.

Am 13. August 1704 erfochten Eugen und Marlborough bei **Höchstadt** und **Blindheim** den weltberühmten Sieg über Franzosen und Baiern; 12,000 blieben auf dem Platz, der Marschall **Tallard** mit 25

Generalen und 15,000 Mann wurden gefangen, alles Geschütz und Gepäck erobert.

Graf Sigbert Heister trug seinen Taufnamen nicht umsonst; in Wiens Belagerung hatte er schon sich ausgezeichnet, jetzt mit Hülfe des tapfern Landvolkes Vendome und die Baiern aus Tirol gejagt, am 26. December 1704 einen Hauptsieg über Rakoczy erstritten. Beide große Siege dieses Jahres wurden in Wien mit Jubel gefeiert; dem keine nahe Gefahr mehr drohte, als Kaiser Leopold starb.

Joseph I.

Von Joseph I. kann man im strengsten Verstande sagen, sein einziger Fehler als Regent war, daß er nicht länger gelebt hat. Er war tapfer, verständig, leutselig, gütig, der glücklichste Herrscher Oesterreichs, seit es eine Geschichte hat. Die kurzen sechs Jahre seiner Regierung schwanden unter beständigen Kriegen; aber auch unter herrlichen Siegen hin. Ob er sonach nun gleich seine ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg verwenden mußte, und zweimal persönlich als Sieger aus dem Feld heimkehrte, stiftete er doch die Akademie der Künste, am 8. Dec. 1705 eröffnet, gab eine Brennholzordnung 1707, errichtete, dem Wucher zu steuern, in demselben Jahr ein Versatz- und Fragamt in dem Hause des Statthalters Grafen von Welz in der Annagasse, der es dem Armenhaus in der Alsergasse vermachte; baute das Elisabethinerinnenkloster zur Pflege armer

kranker Weibspersonen, und besetzte es 1709 mit Nonnen von Gratz; ließ aus den 1683 eroberten türkischen Kanonen durch Johann Achamer die große Glocke bei St. Stephan 1711 gießen, welche sammt dem Schwengel 402 Ct. wiegt.

Am 12. April 1711 ergriffen den Kaiser die Pocken, und rafften ihn am 5. Tag im 33. Jahr seines Lebens dahin. Weise und glücklich übertrug er die Regentschaft, bis zur Ankunft seines in Spanien abwesenden Bruders und Nachfolgers Carl, seiner Mutter Eleonora, einer Frau von großer Seele. Sie bestätigte ohne Zaudern den noch in demselben Monath geschlossenen Szathmarer Frieden; wodurch den Ungarn ihre constitutionsmäßigen Freiheiten, die Reichswürden nur Eingebornen, den Protestanten die vertragsmäßige freie Religionsübung gesichert, und Niemand — selbst Rakoczy nicht — von der allgemeinen Amnestie ausgeschlossen wurde. Dieser Act von Mäßigung und Gerechtigkeit gewann die edelstolze Nation der Ungarn für immer.

Carl VI.

Durch den Tod Josephs I. vereinigten sich, dem Erbrechte gemäß, die Kronen Oesterreichs und Spaniens auf Carls Haupt. Eine Macht von solcher Größe hätte sich ganz Europa zu Feinden gemacht. Oesterreichs Alliirte ließen sogleich die Hände sinken; sie schloßen Separatfrieden, Carl mußte es auch. Ihm fielen die Niederlande zu, Neapel,

Sardinien, Mayland und Mantua; dem Urenkel Ludwigs XIV. Philipp von Anjou Spanien und Indien; dem Herzog von Savoyen Sicilien, welches er jedoch, weil er gar zu politisch war, bald gegen Sardinien vertauschen mußte.

Carls erster Weg aus Spanien ging nach Frankfurt, wo er am 12. Oct. 1711 zum Kaiser erwählt und gekrönt wurde. Am 26. Jänner 1712 kam er nach Wien, eben 26 Jahr alt; eine schöne Gestalt, ein trefflicher Reiter, seit dreiviertel Jahren erwartet, wurde Er mit allgemeinem Jubel empfangen. Die Etiquette des Hofes war spanisch, die Gesinnung deutsch; Carl VI. war ernst, er verschmähte es, mit kleinen Künsten, um die Gunst des Volkes zu buhlen, er erwarb sie durch Gerechtigkeit, Milde, Beförderung des Handels, der Industrie, der Wissenschaften. Als der Graf Tarovcca ihm einwendete, »beschränkte Geister seien am leichtesten zu regieren«, antwortete er mit einem spanischen Sprichwort: »Freilich schlechte Reiter können nur Schindmähren brauchen.« Mit minder derben Worten ausgedrückt, lautet diese ewige Wahrheit: **Unter verständiger und kraftvoller Regierung ist das gebildetste Volk das beste.**« Das war Carls Regierungsmaxime; Thür und Thor öffnete er den Kenntnissen und der Thätigkeit, rief fremde Gelehrte ins Land, munterte die inländischen auf, öffnete seine Archive den Geschichtsforschern; gründete das weltberühmte **Münzkabinet**, und die **Hofbibliothek**, deren prächtiges Gebäude, wie er sich äußerte, er deßwe-

gen unmittelbar an die Burg gebaut, weil er die edelsten Talente in seiner Nähe wünsche. Selbst ein gründlicher Meister in der Musik, that er so viel für diese schöne Kunst, daß wir die hohe Stufe, auf welche sie hier gebracht war, Ihm verdanken. Er legte die Kunststraßen (Chausseen) durch die ganze Monarchie über die höchsten Berge an; baute den Freihafen von Triest, und die von Fiume Buccari und Porto Re, stiftete die Handelscompagnie von Ostende. Durch Engländer und Hamburger ließ er Kauffahrtheyschiffe und Kriegsfahrzeuge von 36 bis 60 Kanonen auf der Donau bauen, und bemannte sie mit Matrosen aus Genua, Hamburg und Livorno; schaffte der österreichischen Flagge Sicherheit vor den Barbaresken. So sorgte er dafür, den Handel nach Italien, nach den Niederlanden, nach der Levante, der einst Wien reich gemacht hatte, wieder zu beleben. Zum Behuf der inländischen Industrie gründete er die Wollenzeugfabrik zu Linz 1715, brachte durch kunsterfahrne Venetianer und Niederländer die Spiegelfabrik zu Neuhaus in Aufschwung; ein anderer Niederländer Claude du Paquier errichtete 1718 die Porzellanfabrik in der Roßau. Alle Gebäude Carls VI., die Reichskanzlei, die Reitschule, die Redoutensäle, die Bibliothek, die Ingenieur-Akademie, die kaiserlichen Ställe ꝛc. sind noch immer die schönsten in Wien unter den modernen. Er zierte den Hofplatz mit 2 Springbrunnen, den Hohenmarkt mit der schönen Marmorsäule und einem Springbrunnen, den Neuenmarkt

mit einem achtfachen Springbrunnen und eben so vielen meisterlichen Figuren von Raphael Donner. Sein großartiger Baugeist theilte sich auch Privaten mit; viele Palläste Wiens sind aus jener Zeit; das Belveder z. B. der Eugenische Pallast in der Himmelportgasse, das Lichtensteinische Majorathaus rc. rc. auch das bürgerliche Zeughaus auf dem Hof und alle Prälaturen im Lande; wodurch viel Geld in Umlauf kam.

Eine arme Weibsperson brachte im Jänner 1713 die Pest aus Ungarn nach Wien; das Uebel hielt über ein Jahr an; der Kaiser verließ die leidende Stadt nicht. Seiner Gegenwart, seinen Vorschriften und Anstalten nicht nur hier für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft in Ungarn und längst der türkischen Gränze, ist es zu verdanken, daß diese siebenzehnte Pest zu Wien die letzte war, und nur 8644 Menschen ihr zur Beute wurden. Zum Dank für die endliche Abwendung derselben baute Carl die prächtige Kirche dem heiligen Carl Borromeus zu Ehren.

Der 1716 wieder ausgebrochene Türkenkrieg verbreitete Mißmuth unter den Wienern; als aber die Kaiserinn Elisabeth, eine Prinzessinn von Braunschweig, nach 8 Jahren kinderloser Ehe am 13. April 1716 den Kronprinzen Leopold gebar, verkehrte sich der Mißmuth schnell in allgemeine Freude; bis tief in den Sommer hinein währten die Freudenfeste; sie wurden erhöht und verlängert als Eugens Generaladjutant Graf Khevenhüller

mit der Nachricht von dem, am 15. August bei Peterwardein erfochtenen großen Siege ankam.

Am 4. November verblich der Kronprinz wieder; der Verlust war so schmerzlich, daß sich bis in unser Jahrhundert herüber Vermuthungen erhielten, er sei nicht natürlichen Todes gestorben.

Am 13. Mai 1717 ward **Maria Theresia** geboren. Welche Freudenfeste würden die Wiener gefeiert haben, hätten sie ahnen können, was ihnen geboren worden! An eben diesem Tage legte Amalia, die Witwe Kaiser Josephs I., von welcher der **Amalienhof** den Namen hat, den Grundstein zu Kloster und Kirche der **Salesianerinnen**. Die Nachricht von der durch Eugen am 16. August desselben Jahres gewonnenen Hauptschlacht bei Belgrad verbreitete große Freude in Wien, noch größere der im folgenden Jahr am 21. Juli abgeschlossene **Passarowitzer Frieden**, in welchem Temesvar und Belgrad, mit einem Theil von Bosnien, Servien und der Wallachey an Oesterreich abgetreten wurden.

Dieser Krieg veranlaßte den Kaiser, 1718 die Ingenieur-Akademie zu stiften. Ludwig XIV. war bereits am 1. September 1715 gestorben; es war also Aussicht auf langen Frieden. Wirklich währte er 15 Jahre. Carl benutzte diese Zeit, seinen Einrichtungen Festigkeit zu geben, und seine Gebäude auszuführen; an der Vollendung der herrlich entworfenen Vorderseite der Burg gegen die Stadt hinderten ihn wieder ausgebrochene Kriege.

Neben den Segnungen des Friedens genossen

die Wiener in dieser Zeit auch manche Augenweide. Der als k. k. Botschafter bei der Pforte ernannte Feldzeugmeister Graf Virmond hielt am 26. April 1719 einen Einzug in die Burg in aller der Ordnung und Pracht, wie er später in Constantinopel selbst vor sich ging. Seine Abfahrt am 17. Mai von der Schlagbrücke auf den Kriegsschiffen unter großem Gepränge war ebenfalls ein anziehendes Schauspiel. Unbeschreiblich aber war der Zulauf, als von Constantinopel, an das man seit zweihundert Jahren nur mit Schrecken dachte, ein freundschaftlicher Botschafter erschien. Er hatte ein Gefolge von beinahe 800 Personen aus allen, der Pforte gehorchenden Völkerschaften bei sich, mit unzähligen Pferden, Maulthieren und Kamehlen. Der Fürst von Schwarzenberg und der Marschall Graf Daun empfingen ihn den 14. August 1719 auf der Simmeringer Heide; der ganze Zug, von kaiserlichem Fußvolk und Reiterei begleitet ging durch die Favoritenlinie, an der Favorita (Theresianum), wo der Kaiser den Sommer über wohnte, vorüber, zum Kärnthnerthor herein, über den Josephsplatz, Kohlmarkt, Graben, St. Stephan, zum rothen Thurm hinaus in die Leopoldstadt zum goldenen Lamm. Das Militär machte Spalier in den Vorstädten, in der Stadt standen die Bürgercorps in Parade.

Am 26. desselben Monats vermählte sich die Erzherzoginn Josepha, ältere Tochter Kaiser Josephs I. 19 Jahr alt, mit Friedrich August Kurfürsten von Sachsen. Der Anwerbungs-Botschafter

Graf von Flemming gab überaus kostbare und prächtige Feste. Am 17. October 1722 wurde ihre jüngere Schwester Amalia mit Carl Albrecht Kurfürsten von Baiern vermählt, der Botschafter Graf von Törring suchte seinen Vorgänger Flemming noch zu übertreffen. Es sind Foliobände mit großen meisterlichen Kupferstichen über die Pracht dieser Feste geschrieben, und sie blieben lange in dem Gedächtniß der Wiener.

Der Kaiser stiftete 1722 das spanische Spital für diese von ihm geliebte Nation. Er hatte die Erhebung der Wiener Diöcese zu einem Erzbisthum in Rom erwirkt; Graf Kollonits, ein Neffe des oftерwähnten, später ebenfalls Cardinal, hielt am 24. Februar 1723 als erster **Erzbischof von Wien** seinen feierlichen Einzug.

Am 11. Mai 1727 hielten die Armen, dunkelblau und weiß gekleidet, ihren Einzug in das reichgestiftete Johannisspital (jetzt Invalidenhaus.)

Carls Sonne neigte sich endlich gegen ihren Untergang. Der 1733 ausgebrochene Krieg mit Frankreich ging in Italien schlecht, und selbst der am Rhein commandirende **Eugen** war leider schon ein Greis. Um die Garantie der pragmatischen Sanction zu erwerben, ließ sich Carl im Wienerfrieden vom 3. October 1735 den Tausch von Neapel und Sicilien gegen Parma und Piacenza, von Lothringen gegen Toscana, und die Abtretung von Novara und Tortona an Sardinien gefallen.

Am 15. Februar 1736 wurde **Maria Theresia**

mit Franz Herzog von Lothringen, dem Enkel des hochverdienten Herzog Carl, vermählt. Zwei Monate später starb der, den Wienern unvergeßliche Prinz Eugen von Savoyen; ein Herr von hoher Religiosität ohne Andächtelei, der ausgezeichneteste Feldherr und Minister seiner Zeit, Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künste, mild von Charakter, liebenswürdig im Umgang. Er pflegte sich Eugenio von Savoye zu unterschreiben, weil, wie schon Carl V. sagte, der Soldat einen italienischen Kopf, ein deutsches Herz, und französische Beine haben sollte. Der Kaiser verordnete das Begräbniß wie für einen Erzherzog; 14 Feldmarschalllieutenante trugen die Bahre, weil Eugen in 14 Hauptschlachten gesiegt hatte. Der Zug ging von der Himmelportgasse über den Neuenmarkt, Spital-, Josephs- und Michaelsplatz, Kohlmarkt und Graben nach St. Stephan; wo ihm die Gemahlinn seines Vetters, Emanuel von Savoyen, des Fürsten Hanns Adam von Lichtenstein Tochter, das Grabmahl in der Kreuzcapelle setzte. Von ihr ist auch das Damenstift in der Johannesgasse, und die mit dem Theresianum jetzt vereinigte Emanuelische Stiftung.

Die Türken, die überall vor Eugen geflohen waren, schlugen nun die österreichischen Generale einen nach den andern; der Frieden von Belgrad wurde am 18. September 1739 geschlossen; diese Hauptfestung und fast Alles, was Eugen erobert hatte, wieder verloren.

Den Kaiser verzehrte der Schmerz über so viele

Verluste, von welchen er das getreue Barcellona am wenigsten vergessen konnte; er welkte hin und starb in der Nacht vom 19. zum 20. October 1740, im 55. Jahre. Mit ihm erlosch, gerade 40 Jahre nach der spanischen, die österreichische Linie des Hauses Habsburg. 467 Jahr waren verflossen, seit Rudolph I. die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt hatte.

Maria Theresia.

Die pragmatische Sanction ist ein Haus- und Staatsgesetz, daß die österreichische Monarchie niemals getheilt, und nach dem Recht der Erstgeburt in männlicher Abstammung, nach deren gänzlicher Ermanglung aber auch in weiblicher Abstammung, vererbt werden soll. Dieses Staatsgesetz wurde von den Ständen aller Reiche und Provinzen des Hauses Oesterreich anerkannt und beschworen; Carl VI. opferte Länder und Schätze auf, um zu bewirken, daß die europäischen Mächte es anerkannten und garantirten, und um damit auch nach seinem Tode von seinen Unterthanen das Unglück eines Krieges über die Erbfolge abzuwenden. Es wurde auch garantirt von Spanien 1725, England 1731, deutschem Reich 1732, Frankreich 1735. Kaum aber hatte er die Augen geschlossen, als Spanien, Frankreich, Preußen, Savoyen, Baiern und Sachsen die österreichische Monarchie von allen Seiten anfielen; die junge Königinn Maria Theresia nannten sie nur mehr Großherzoginn von Toscana. Der König von

Preußen Friedrich II. war mit 60,000 Mann der erste in Schlesien eingefallen; man konnte ihm nur 30,000 entgegen stellen. Die Schlacht von Mollwitz ging verloren, er drang weit in Mähren vor, seine Streifcommando's kamen bis gegen Stockerau und Korneuburg. Franzosen und Baiern standen bereits in St. Pölten, schleppten den würdigen Abt Bessel von Göttweih als Geisel fort, und schickten einen Parlamentär nach Wien, die Stadt zur Uebergabe aufzufordern. Der Kurfürst von Baiern Carl Albrecht empfing in Linz die Huldigung als Erzherzog von Oesterreich, wurde in Prag als König von Böhmen, in Frankfurt als römischer Kaiser Carl VII. gekrönt. Dazu kamen noch Wolkenbrüche und außerordentliche Ueberschwemmungen, welche die Gegend von Wien verwüsteten. Nicht nur die Donau, auch die Wien schwoll zu außerordentlicher Höhe an, verheerte Schönbrunn und die Wienervorstädte; mehrere Elisabethinerinnen kamen bei der Rettung ihrer Kranken um's Leben.

Alles dieses brach den Muth der großen Maria Theresia nicht, und niemals verläßt der Himmel Diejenigen, die sich selbst nicht verlassen. Die Sache der erhabenen Frau bewegte Alles, was einer edlen Begeisterung fähig war. Das englische Volk eröffnete für sie Subscriptionen; die Damen voran, eine davon unterzeichnete 50,000 Pfund Sterling allein. England, Rußland, Holland, traten auf ihre Seite. Die Bürgerschaft von Wien rüstete sich gegen die angedrohte Belagerung, und gegen

den ganzen, durch seine Ungerechtigkeit empörenden, Angriff mit noch mehr Eifer, als sie einst gegen Kara Mustapha gethan. Das Stadtquardia Regiment wurde zu einem Linienregiment gemacht; die Schüler der Akademie der Künste bildeten eine eigene Compagnie, desgleichen die Hofbefreiten, die Studenten ein Corps, so auch die Jäger und Heiducken; die Bürger errichteten unter sich verschiedene Corps, selbst Greise nahmen dabei noch das Gewehr auf die Schulter. Alles schämte sich irgend einer Exemtion; jedes Freihaus stellte mehr Mannschaft, als es ohne Freiheit schuldig gewesen wäre, ja sogar Frauen von Magistratsräthen und reichen Bürgern sah man für ihre junge Königinn, die zugleich die schönste Frau ihrer Zeit war, bei Herstellung der Festungswerke helfen. So gründete sich jene wechselseitige Liebe zwischen Thron und Volk, welche durch ihre ganze vierzigjährige Regierung ungeschwächt anhielt.

Zu Preßburg trat Maria Theresia, den sechs Monat alten Kronprinzen Joseph auf dem Arm, am 11. September 1741 vor den versammelten Reichstag Ungarns, mit mildem Ernst der Majestät, aber auch mit dem rührenden Blicke des Vertrauens. In geläufigem Latein sprach sie von ihrem heiligen Rechte, von der Treulosigkeit ihrer Widersacher, von der Gefahr und Noth in Oesterreich und in Böhmen, und wie ihr von ihrem großen Erbe so wenig übrig geblieben, daß nichts retten könne als die Treue der Ungarn; ihnen vertraue sie, diesen empfehle sie ih-

ren Säugling, ihre Krone und ihre Ehre. Diese Worte ergriffen die ritterlichen Herzen; »Blut und Leben für unsern König Maria Theresia!« brauste es durch die ganze, mit blitzenden Säbeln zur Rettung und Rache aus einander stürmende Versammlung. Und sie schritten ungesäumt zur That; sechs neue Infanterie-Regimenter, drei Regimenter Husaren wurden gestellt, die ganze Nation rüstete sich. Wie denn auch später der Palatin Palffy mit 44000 Mann Infanterie und 33,000 Mann Cavallerie zu Hülfe kam.

An demselben Tage, 24. Jänner 1742, an welchem der Kurfürst von Baiern zu Frankfurt die Kaiserkrone erhielt, zog Theresias Feldherr, Graf Ludwig Khevenhüller in München ein. Friedrich II. schloß am 11. Juni 1742 zu Breßlau Frieden gegen Abtretung des größten Theils von Schlesien; brach ihn aber 1744 wieder. Dieser Friedensbruch kostete beiderseits einige Tausend Menschen, und im folgenden Jahre wurde der Dresdner Frieden geschlossen, der lediglich den Breßlauer bestätigte. Inzwischen war Carl VII. gestorben, und Theresiens Gemahl ward am 4. October (seinen Namenstag) 1745 als römischer Kaiser zu Frankfurt in ihrer Gegenwart gekrönt. Das Kaiserpaar kam zu Wasser auf einer prächtigen Yacht unter zahlreicher Begleitung nach Wien zurück. Mit dem Augenblick der Landung ertönte das Geschütz von den Wällen; Glocken, Trompeten und Pauken von allen Thürmen. Der Einzug ging nach altem Brauch zum Stubenthor herein,

durch drei herrliche Triumphporten, wovon eine in der Wollzeil, die andere am Stockimeisen, die dritte am Kohlmarkt stand. Die Bürgercorps paradirten auf den Plätzen, der Rath ließ von einem Gerüste neben der Hirschenapotheke am Graben Brot und Braten auswerfen, und rothen und weißen Wein springen. Durch drei Tage nach einander waren die Triumphporten und die ganze Stadt beleuchtet; es waren drei allgemeine Feiertage in Lust und Freude begangen.

Am 30. April 1748 schloß endlich **Fürst Kaunitz** zu Aachen auch den Frieden mit Frankreich gegen Abtretung von Parma und Piacenza an den spanischen Prinzen Don Philipp.

Die Jahre des allgemeinen Friedens verwendete Maria Theresia nun auf treffliche Einrichtungen im Innern; wovon nur ein Ueberblick vorzüglich in Bezug auf Wien gegeben werden kann. Eine würdige umständliche Geschichte ihrer langen Regierung würde allein ein großes Werk erfordern.

Sie stiftete das erste Invalidenhaus zu Wien, gründete hier die, später nach Neustadt übersetzte, Cadetten-Akademie, erweiterte und verbesserte die Ingenieur-Akademie, vollendete die Casernen in der Leopoldstadt, am Salzgries, am Getreidemarkt, und baute die größte von allen in der Alsergasse von Grund auf. Sie errichtete das Sappeur-Tschaikisten und Pontonierscorps, und erhob ihre Artillerie zur ersten in Europa. Sie gründete die **Militär-Erziehungshäuser**. Sie verbes-

serte die Dominicaner- und die spanische Bastei, und baute zu größerer Sicherheit der Stadt das Theresienthor. Durch mehrere Verordnungen setzte sie die Pflichten und Rechte zwischen Bürger und Soldaten in Krieg und Frieden fest. Sie stellte alte Festungen her, und erbaute neue; regulirte die Gränzmiliz in Croatien, Slavonien und Siebenbürgen. Sie stiftete endlich den Theresienorden für militärisches Verdienst.

Dem Bauernstand, als Grundsäule der Staaten, widmete sie vorzügliche Aufmerksamkeit. Sie regulirte die Grundsteuer und die Abgaben der Unterthanen an die Grundherrn; führte die Kreisämter zum Schutz der Unterthanen ein, erleichterte ihre Lasten mit mütterlichem Sinn, munterte sie zum Seidenbau, zur Schaf- Obst- und Bienenzucht durch Prämien auf, sorgte für Unterricht in diesen Culturgegenständen, errichtete hier und in allen Provinzen Landwirthschafts-Gesellschaften, und wies ihnen Einkünfte an.

Auch der Juden vergaß sie nicht; statt der unter früheren Regierungen wiederholten Vertreibungen verlieh ihnen Maria Theresia die älteste bürgerliche Duldung in Europa, älter als die vielgepriesene englische Parlamentsacte von 1753.

Unterricht erkannte Sie als unerläßliches Bedingniß von Cultur und Wohlstand; Sie verbesserte Schulen und Studien, stiftete das Theresianum, die orientalische und die Real-Akademie; aufgemuntert von Ihr entstand die Ritter-Akademie zu

Kremsmünster und das Löwenburgische Convict bei den Piaristen. Die Akademie der Künste erhielt eine Kupferstecher-, Bossir- und Graveur-Schule, neue Statuten und Freiheiten; die Thierarzneischule wurde errichtet.

Armen- und Versorgungs-Anstalten lagen ihr vorzüglich am Herzen; die Widmung des Schlosses und der Herrschaft Ebersdorf zu einem Armenhause, das große Waisenhaus am Rennweg, die Verbesserung und Vermehrung der Vorstadtspitäler, das Taubstummen-Institut und eine fast unbegränzte Freigebigkeit sind Beweise davon.

Sie unterstützte Fabriken, errichtete einen Commercienrath, beschränkte die große Anzahl der Feiertage, untersagte die Visitationen der Nuntien, die Kundmachung päpstlicher Bullen ohne placetum regium, und Ordensgelübde vor dem 24. Jahr, stellte Tortur, Hexenprocesse und Exorcismen ab; belohnte tapfere und gelehrte Männer mit Gütern und Ehrenstellen, stiftete für bürgerliches Verdienst die goldene Medaille, für verdiente Staatsmänner den Stephansorden.

Gebäude, die an sie erinnern, weil sie von ihr oder unter ihr und in ihrem Geiste erbaut wurden, sind übrigens in Wien; die ungrisch-siebenbürgische, die böhmisch-österreichische, die niederländische und lombardische Hofkanzlei (jetzt Polizeihofstelle), die Banco-Deputation (jetzt Universal-Zahlamt), die Staatskanzlei, die Nuntiatur, die Universität, Hauptmauth, Regierung, (jetzt

Appellation und Landrecht), das Rathhaus, die Kirchen im Waisenhaus, im Sonnenhof und zu Gumpendorf.

Im Jahr 1756 schloß Sie ein Bündniß mit Frankreich, und gewann damit die Freundschaft einer Macht, die durch 280 Jahre Oesterreichs heftigster Feind war.

Friedrich II. hatte an Schlesien nicht genug, er wollte auch Sachsen und die Lausitz haben, und den Kurfürsten dafür mit Böhmen entschädigen. Sieben Jahre währte der neue Krieg, verwüstete mehrere Provinzen, kostete viele Millionen an Geld und das Leben von mehr als hundert tausend Menschen; und hatte keinen andern Erfolg als großen Schaden von beiden Seiten. Im Frieden zu Hubertsburg 15. Jänner 1763 blieben die Gränzen, wie sie vor dem Krieg waren.

Während des Krieges kam ein türkischer Gesandter nach Wien, der Kaiserinn die Hochachtung und Freundschaft der Pforte zu versichern.

Am 29. December 1768 wurde die adelige deutsche Arcieren Leibgarde errichtet; die ungrische adelige Leibgarde bestand schon 1760. Beide begleiteten den Kronprinzen Joseph zu Anfang 1764 nach Frankfurt, wo Er als römischer König gekrönt wurde.

Am 18. August starb zu Insbruck, wohin der Hof sich begeben hatte, um die Vermählung des Erzherzogs Leopold mit der spanischen Prinzessinn Ludovica zu feiern, Kaiser Franz I. plötzlich. Ihren

Sohn, jetzt Kaiser Joseph II. erklärte Maria Theresia zum Mitregenten und übertrug ihm die ausschließende Leitung des Kriegswesens, damit zugleich das Großmeisterthum des Theresienordens. Von dem Todestag ihres Gemahls legte sie die Trauer nicht mehr ab. Der Erzherzog Leopold reiste nach Florenz ab, um dort als Großherzog von Toscana die Regierung anzutreten.

Joseph II. war 1767 von seiner zweiten Gemahlinn Witwer geworden, ohne einen Sohn zu haben, und wollte sich, obschon erst 26 Jahr alt, nicht wieder vermählen; die erste Frucht der Ehe des Großherzogs war auch eine Prinzessinn, nämlich die letzt verstorbene Königinn von Sachsen; man fing an für die Thronfolge besorgt zu seyn. Da ereignete sich etwas, das für den Geist jener Zeit zu charakteristisch ist, um übergangen zu werden. Um die Mitte des Februars 1768 wurde das im Burgtheater versammelte Publicum gegen Ende des Stückes durch ein Geräusch in der, seit dem Tod Franz I. immer leeren, kaiserlichen Loge aufmerksam gemacht; Lichter wurden gebracht; man war in gespannter Erwartung; man wußte, daß die Kaiserinn beschlossen hatte, das Schauspielhaus nicht mehr zu besuchen: plötzlich erschien sie doch. Sie mußte lange mit beiden Händen freundlich winken, um den Jubel der ganzen Versammlung zu beschwichtigen. Ueber die Loge herausgelehnt zeigte sie einen entfalteten Brief, da ward es stille, und sie sprach nur die Worte: »Der Leopold hat einen Sohn«. So verkündigte die erhabene

Frau ihren lieben Wienern gleich in der ersten Aufwallung des großmütterlichen Herzens die gesegnete Geburt des geliebtesten Monarchen. In ferne Gänge schallte der wieder verschwundenen Kaiserinn das Jubelgeschrei nach; das Stück war aus vor seinem Ende; Alles lief davon, die Freudenspost in der Stadt zu verbreiten.

Im Jahr 1772 mußte sie der von Rußland und Preußen lange beschlossenen Theilung Polens beitreten, und erwarb Galizien; 1775 die Bukowina. Dem 1778 über die Erbfolge in Baiern ausgebrochenen Krieg machte sie ein schnelles Ende.

Maria Theresia starb nach einer kurzen Brustkrankheit am 29. November 1780 Abends im 64. Jahre ihres Lebens, nachdem sie 40 Jahre regiert hatte. Von allen königlichen Frauen, welche die Jahrhunderte kennen, war keine in so hohem Grade auf dem Throne ein **König** (wie die begeisterten Ungarn mit Recht sie nannten) und zugleich eine **Mutter ihrer Völker.**

Joseph II.

Schon als Mitregent bewies **Joseph II.** seine Liebe für die Wiener, indem er die **Eröffnung des Praters** für das ganze Publicum erwirkte, den Augarten ebenfalls für das Vergnügen desselben herstellte, das **Hoftheater** auf seine Rechnung nahm, das **Glacis** mit **Alleen** besetzte, **Fahrstraßen** und eigene **Wege** für die **Fußgeher** nach den **Vorstädten**

anlegte. Die heutige schöne Gestalt des Raums zwischen Stadt und Vorstadt ist jedoch ganz das Werk Seiner jetzt regierenden Majestät.

Die Vortheile, welche die Anwesenheit eines großen Hofes den Hausbesitzern der Residenz gewährt, waren die Ursache, daß jedes bürgerliche Haus in Wien seit zweihundert Jahren eine freie Wohnung für Beamte und Hofleute ablassen mußte; es war eine der ersten Verfügungen Josephs, daß er den Hausbesitzern diese Last gegen eine verhältnißmäßige Ablösung in baarem Gelde abnahm.

Die Ankunft des **Herzogs von Würtenberg** mit seiner Gemahlinn, dem Prinzen **Ferdinand** und der Prinzessinn Elisabeth, bestimmten Braut des damaligen Kronprinzen Franz; die zweimalige Anwesenheit des **Großfürsten Paul von Rußland** mit seiner Gemahlinn, älteren Schwester der Prinzessinn Elisabeth, und die bei diesen Gelegenheiten gegebenen Hochfeste; so wie der Besuch des **Papstes Pius** VI., und die unerhörte Erscheinung eines **Marokkanischen Gesandten** verbreiteten in Wien Lebhaftigkeit und Interesse.

Der Kaiser verlieh dem **Carl Marinelli**, der das **Theater in der Leopoldstadt** erbaute, dem **Emanuel Schikaneder**, der im stahrembergischen Freihaus Schauspiele gab, und dem erst im Jahre 1830 verstorbenen **Carl Mayr in der Josephstadt** förmliche landesherrliche Privilegien; dem Letzteren das ausgedehnteste, er allein durfte Ballete geben.

Sechs Nonnenklöster wurden aufgehoben, die

Salesianerinnen und Ursulinerinnen, welche sich dem Unterricht weiblicher Jugend widmen, und die Elisabethinerinnen, welche Kranke pflegen, blieben allein. Aeltere Nonnen, welche von früher Jugend an im Kloster gelebt hatten, außer demselben mit ihrer Pension von 200 Gulden sich nicht zu helfen wußten, hätten wohl gewünscht, es wäre ihnen nur ein Kloster übrig geblieben, und nur auf einige Zeit, um dort sich zu versammeln und in altgewohnter Lebensweise abzusterben. Hätte man es dem Kaiser so vorgestellt, er würde es zugestanden haben; es war aber nur großes Geschrei von der Kerkersprengung der Unglücklichen, wovon die meisten es doch erst wurden.

Nachdem die Jesuiten noch unter Maria Theresia 1773 aufgehoben worden, wurden nun von Männerklöstern, die Trinitarier (Weißspanier), die Theatiner (Cajetaner), die Congregation des Philippus Nerius, die Hieronymitaner und die Minoriten, aufgehoben; letztere jedoch, nach dem Verkauf ihrer besten Realitäten, bald wieder zusammengerufen und ihnen das Kloster der Trinitarier angewiesen. Die Benedictiner von Montserrat (Schwarzspanier) wurden mit dem Stift Schotten, die Dorotheer mit dem Stift Klosterneuburg vereiniget. Nebst diesen und den Minoriten blieben noch die Schotten, die Barnabiten in der Stadt und zu Mariahülf, die Augustiner in der Stadt und auf der Landstraße, die Dominicaner, Franciscaner, Capuciner in der Stadt und zu St. Ulrich, Piari-

sten in der Josephstadt und auf der Wieden, Carmeliten auf der Laimgrube und in der Leopoldstadt, die barmherzigen Brüder, Paulaner und Kreuzherrn bei St. Carl. Es blieben also in Wien, gegen vier sehr unbedeutende aufgehobene Männerklöster, deren 18 stehen; nur wurden einigen die Gärten weggenommen, und zum Bau von neuen Häusern an Private verkauft. Wenn man erwägt, daß unter der gegenwärtigen Regierung fünf bedeutendere Männerklöster aufgehoben wurden, und neun Nonnenklöster doch gewiß eine übermäßige Anzahl waren, so erscheint die vielbesprochene Klösteraufhebung Josephs II. wenigstens in Wien mehr schonend als strenge. In der ganzen Monarchie wurden von 2100 Klöstern 614 aufgehoben. Zu bedauern ist aber, daß mit dem Verkauf der Klosterrealitäten und Einrichtungen, und der Kostbarkeiten der Kirchen so sehr geeilt worden, denn man hat eigentlich ein Spottgeld dafür bekommen. Und zu tadeln sind diejenigen, denen die Ausführung aufgetragen war, daß sie gewiß gegen den Willen des Kaisers mit einer Art Vandalismus verfuhren; wodurch manches kostbare Monument alter Kunst und viele unersetzliche Documente für die ältere Geschichte zu Grunde gingen.

Das Toleranzedict Josephs räumt den Griechen und den Juden nichts weiter ein, als was ihnen schon von Maria Theresia zugestanden war. Die Protestanten aber, die zwar schon früher aller bürgerlichen Rechte genoßen; denen im Civil und Militär die Stellen jedes Ranges offen standen, die je-

doch ihren Gottesdienst nur in den Capellen der Gesandten halten konnten; erhielten das Recht, sich Kirchen zu bauen. Allein diese Kirchen durften keinen Eingang von der Gasse, keinen Thurm, keine Glocke, keine äußere Gestalt einer Kirche haben. Die Lutherischen und die Reformirten bauten in vorgeschriebener Form ihre Kirchen neben einander auf der Stelle des ehemaligen königlichen Klosters, und der Zufall wollte, daß man gerade gegenüber in der Kirche der aufgehobenen Dorotheer, ohne ihre äußere Gestalt zu verändern, die Pfänder des Versatzamts aufbewahrte.

Die Bruderschaften wurden aufgehoben, und dafür das Armeninstitut eingeführt, die Capellen in den Privathäusern wurden geschlossen, die drei alten Pfarren der Stadt in deren acht eingetheilt; sämmtliche Freithöfe vor die Linien hinaus verlegt.

Der alte Stadtrath von **Wien** wurde in einen Magistrat umgestaltet; in den politischen Civil- und Criminal-Senat abgetheilt, das Stadtgericht ihm einverleibt. Die Gerichtsbarkeiten des **Hofmarschallamts**, des **Consistoriums** und der **Universität** aufgehoben, eine neue **Gerichts-** und **Concursordnung** eingeführt.

Das Theresianum wurde aufgehoben, die Stiftlinge erhielten Stipendien. Der unentgeltliche Unterricht auf Schulen, Gymnasien und Universität hörte auf, es wurden Schul- und Collegiengelder eingeführt, und daraus Stipendien gebildet.

Fabriken und **Gewerbsindustrie** suchte Jo-

seph eifrig zu befördern; hob allen Zunftzwang auf, unterstützte bedeutende Unternehmungen, verbot die Einfuhr aller ausländischer Fabrikate und vieler roher Erzeugnisse. Eine Fabrik nach der andern erhob sich, Tausende von geschickten und fleißigen Händen vermehrten die Bevölkerung. Auf den zerstückten Klostergärten wuchsen neue Häuser schnell empor; der Abt des Schottenstifts verkaufte das inner den Linien gelegene Schottenfeld zum Häuserbau; jetzt steht eine von 16,400 Menschen, meistens Fabrikanten, bewohnte Stadt da, die an ansehnlichen Gebäuden jede Landstadt übertrifft.

Joseph vergrößerte noch das große Armenhaus, das er zum allgemeinen Krankenhaus bestimmte; baute daran das Irrenhaus, das Militärspital und an dieses die prächtige Medicinisch-chirurgische Akademie, welche ganz als seine Schöpfung, bestimmt Aerzte für die Armee zu bilden, auch seinen Namen trägt, und nach langer Ruhe vor wenigen Jahren wieder in's Leben getreten ist.

Uebrigens wurden mit den öffentlichen Gebäuden viele Veränderungen vorgenommen. Alle Krankenspitäler, die der barmherzigen Brüder und der Elisabethinerinnen ausgenommen, kamen in das zum allgemeinen Krankenhaus umstaltete Armenhaus, die Invaliden in das Johannisspital. Die Pfründner dieses Spitals und des Armenhauses bekamen einige Kreuzer täglich auf die Hand, und mußten für ihre Unterkunft selbst sorgen. In das Theresianum kam die Ingenieurakademie, an ihre Stelle die Artillerie.

Das große Waisenhaus am Rennweg kam in das spanische Krankenspital in der Alservorstadt; in das Waisenhaus die Militär-Oekonomie-Commission. Die Pfründner des Bürgerspitals kamen nach St. Marx, wo früher das Irrenhaus war; ihr Haus in der Stadt wurde zu Zinswohnungen vier Stock hoch aufgebaut. Das Findelhaus kam aus dem Strudelhof in die Alsergasse; in die Kirche der aufgehobenen Schwarzspanier das Militärverpflegsmagazin (jetzt Bettenmagazin).

Die jährlich am 14. September übliche Procession zum Andenken der Befreiung Wiens von der türkischen Belagerung 1683 wurde abgestellt; so auch der den Bäckern, wegen ihres tapfern Benehmens jährlich zu Pfingsten gestattete feierliche Umgang mit Federhüten und Degen an der Seite. Die verpachtete Zahlenlotterie wurde auf Staatsrechnung genommen; der Cours der Ducaten von 4 fl. 16 oder 18 kr. zuerst auf 4 fl. 22½, dann auf 4 fl. 30, die Kreuzthaler von 4 fl. 14 auf 4 fl. 16 kr. gesetzt; die Häusersteuer von dem siebenten Theil des Miethbetrages auf den sechsten Theil erhöht.

Außerdem hat Joseph II. noch manche Veränderung eingeführt; da Er sie jedoch theils selbst beschränkte oder zurücknahm, theils in der Folge gänzlich davon abgegangen worden, müssen sie hier wegbleiben.

Am 6. Jänner 1788 erfreute die Wiener das Fest der Vermählung Seiner jetzt regierenden Majestät mit der Prinzessinn Elisabeth von Würtenberg.

Der Kaiser nahm so innigen Antheil daran, daß Er den Hofgalatag vom Neujahrstag, den Er statt der zahlreichen Galatage allein dazu bestimmt hatte, auf diesen 6. Jänner verlegte.

Am 29. Februar reiste Er sammt dem Erzherzog Franz zur Armee gegen die Türken. Obschon Joseph, um die Mannschaft anzueifern, sich selbst jedem Ungemach aussetzte, ging der erste Feldzug doch unglücklich; die herrliche Armee litt ohne eine Schlacht große Verluste, und kam nicht vorwärts. Die Unzufriedenheit der Wiener äußerte sich laut, besonders darüber, daß Laudon kein Commando hatte. Im zweiten Feldzug erhielt Laudon das Obercommando; eine türkische Festung nach der andern fiel; er griff das berühmte Belgrad an; in weniger als 14 Tagen hatte er es erobert. Unerhört war der Jubel der Wiener über diese Nachricht; unaufgefordert war Abends den 14. October 1789 die ganze Stadt herrlich erleuchtet, viele Häuser prächtig verziert, manche mit witzigen Transparenten versehen; der Türke am Heidenschuß allein im Trauerflor.

Der Kaiser war aus dem Feldzuge krank zurückgekommen. Leiden mancher Art vergrößerten das Uebel. Die blutige französische Revolution war ausgebrochen; die Niederlande standen in offener Empörung; das Mißvergnügen in Ungarn hatte einen sehr hohen Grad erreicht, und fing in allen übrigen Provinzen an, sich zu äußern. Die neue übereilte Steuerregulirung nahm den Grund- und Zehentherrn große Einkünfte, und legte doch den Unter-

thanen 30 Procent vom Brutoertrag (eine unerschwingliche Steuer) auf; wozu gleich anfangs noch ein Zuschlag für Regiekosten kam.

So brachte jeder Tag unangenehme Nachrichten von allen Seiten; Josephs bereits angegriffene Kräfte erschöpften sich. Nun kam der härteste Schlag dazu; des Erzherzogs Franz Gemahlinn Elisabeth starb nach der Geburt einer Prinzessinn; dieser Verlust brach des Kaisers Herz; am 20. Februar 1790, im 49. Lebensjahre gab er seinen thätigen Geist auf.

Die unparteyische Nachwelt wird Joseph II. nicht freisprechen von Mißgriffen und Uebereilungen; aber sie wird anerkennen, daß er es mit den Menschen im Allgemeinen und insbesondere mit den Wienern herzlich gut gemeint hat; und unvergeßlich wird Er den Wienern bleiben.

Leopold II.

Leopold des II. durch seine 25jährige Regierung von Toscana erworbener Ruhm ließ viel erwarten; allein es blieb ihm kaum die Zeit, Frieden mit den Türken zu schließen, um einen Krieg mit Preußen zu vermeiden, die Niederländer zu beruhigen, die Gründe der Unzufriedenheit in den übrigen Provinzen zu erforschen und zu heben, als Er am letzten Februar 1792 von einer Entzündung sich ergriffen fühlte, und am folgenden Mittag, 44 Jahr alt, in voller Mannskraft, todt lag! — Für Wien fiel unter dieser kürzesten Regierung nichts Merkwürdigeres vor

als die österreichische Erbhuldigung nach uralter Ceremonie, die Vermählung des Thronfolgers mit Maria Theresia von Neapel, die Feste für den neapolitanischen Hof, Blanchards erste Luftfahrt, und der Einzug der türkischen Botschaft.

Ehrenkränze der Wiener.

Der Verfasser dieses Aufsatzes wünscht von Herzen, und hat gute Hoffnung, das Ende unserer gegenwärtigen väterlichen Regierung nicht zu erleben; auch ist sie so reich an Thaten und Ereignissen, daß nur eine geübtere Feder sich daran wagen darf. Die immer grünen Ehrenkränze aber, welche die Wiener unter derselben sich bisher erworben, können hier noch ihren Platz finden.

Es war ein alter Brauch, dem von der Krönung zu Frankfurt in seine Residenz zurückkehrenden Kaiser Triumphporten zu errichten; hölzerne Gebäude für ein paar Tage, die dem ungeachtet viele tausend Gulden kosteten. Die Bürgerschaft, nach eingeholter Genehmigung, verwendete die dazu erforderliche Summe und mehr, um die Reihe kleiner Häuser zwischen der Stephanskirche und der Brandstadt, welche die Straße verengten und entstellten, zu kaufen, abzubrechen und den schönen Stephansplatz herzustellen. Ein ewiges Denkmahl der hellen Ansicht der Bürgerschaft und ihres Zutrauens zu der Gesinnung des Monarchen, daß er eine Zierde der Hauptstadt und die Bequemlichkeit ihrer Einwohner vergänglichen Ehrenbogen vorziehen werde.

Drei Wochen nach Leopolds Tod erklärten die Machthaber Frankreichs Oesterreich den Krieg. Kaiser Franz wollte so bald nach dem Türkenkriege seinen Unterthanen nicht wieder eine Kriegssteuer auflegen; Er gab Millionen aus dem von seinem Vater geerbten Familien-Vermögen; selbst der goldne Tafelservice ward nicht verschont. Die Wiener blieben hinter diesem großen Beispiel nicht zurück; freiwillig brachten sie größere Beiträge, als man ihnen würde aufgelegt haben. Die Zünfte und Innungen, ungefähr 100 an der Zahl, hatten große silberne Willkommsbecher, aus alter Zeit, sowohl die Meister wie die Gesellen; sie wurden alle in die Münze gebracht. Der Kaiser schätzte dieses Opfer nicht nach dem Werth des Silbers, sondern ihn rührte die Bereitwilligkeit, sich von Gegenständen, die man Jahrhunderte verwahrt hatte, zu trennen. Er übergab in feierlicher Audienz eigenhändig dem bürgerlichen Officierscorps und den Vorstehern der Innungen einen prächtigen, mit seinem Bildniß und einer passenden Inschrift versehenen, schweren silbernen Becher; bewirthete sie an großer Tafel, und besuchte sie dabei mit der Kaiserinn, die 12 Tage darauf den Kronprinzen gebar. Der Becher, aus dem auf das Wohl des geliebten Herrscherhauses getrunken wurde, ist nun auf dem bürgerlichen Zeughaus verwahrt; und Niemand auf der Welt ist reich genug, ihn den Wienerbürgern abzukaufen!

Fünf Wiener, der Fürst Carl Lichtenstein, Cabinetsdirector unter Leopold II., der Appellati-

onsrath von Fillenbaum, der Hofsilberarbeiter Würth, der Baumeister Gerl, der Tuchhändler Biedermann entwarfen 1794 den Plan zu Errichtung eines eigenen Freicorps, und führten ihn aus. Dieses Freicorps, in der Folge das Wurmserische genannt, zeichnete sich in den Feldzügen am Rhein aus, besonders bei der Bestürmung der Mainzer Linien.

Im Jahr 1796 bildete sich wieder ein Corps von Wiener Freiwilligen, welches nur Waffen vom Staate forderte, alles Uebrige durch sich selbst, oder durch Beiträge Andrer bestritt.

Als im April 1797 das französische Heer schon mitten in Steier stand, kam das Wiener Aufgebot zu Stande; eine erstaunenswürdige Erscheinung, nur der außerordentlichen Thätigkeit des damaligen Regierungspräsidenten Grafen Saurau, und dem unübertrefflichen Patriotismus der Wiener möglich. Binnen 11 Tagen wurden die Zugbrücken an den Thoren hergestellt, der bedeckte Weg mit Pallisaden besetzt, Wien für sechs Wochen mit allen Erfordernissen approvisionirt. 14000 Menschen arbeiteten täglich, um selbst die weitläufigen Linien gegen einen ersten Anlauf in Stand zu setzen, die waffenfähige Mannschaft wurde aufgefordert, organisirt, exercirt. So reichliche Beiträge an Geld kamen zusammen, daß den zurückgelassenen ärmeren Familien auf drei Monate der Unterhalt, den Witwen der vor dem Feind Bleibenden Pensionen gesichert waren. Am 11. Tag, 17. April, marschirten acht

Brigaden, worunter 1000 uniformirte Studenten, und ein uniformirtes Corps des Handelsstandes, nebst einem Cavalleriecorps und drei Compagnien Jäger nach Klosterneuburg. Der inzwischen zu Leoben abgeschlossene Waffenstillstand führte dieses Aufgebot wieder zurück; am 3. Mai paradirte es unter seinem Obercommandanten, dem Prinzen Ferdinand von Würtemberg auf dem Glacis, legte die Waffen ab und ging ruhig an seine Geschäfte.

Im Jahr 1799 wurden durch den Magistrat mittelst freiwilliger Beiträge zwei Wasserleitungen am Platz der Alsergasse und am Vorplatz der chirurgischen Akademie hergestellt, und mit ehernen Statuen geziert. Sie waren höchst nöthig, denn dem allgemeinen Krankenhaus und dem Militärspital mangelte es an Wasser.

Bei dem unglücklichen Gange des Krieges von 1805 wollte Kaiser Franz nicht sein Wien der Gefahr einer Belagerung aussetzen, die französische Armee rückte also am 13. November ungehindert ein. Während ihres Aufenthalts von sieben Wochen hat die Stadt, theils militärisch gezwungen, theils aus Mitleid mit Gefangenen und Verwundeten viel, außerordentlich viel geleistet, am meisten das 10,000 Mann starke Bürgermilitär. Diese Leistungen erscheinen in dem glänzendsten Lichte durch zwei öffentliche Acten. Vor dem Abmarsch der französischen Armee versicherte Napoleon in einer eigenen Proclamation die Wiener seiner durch ihr Betragen erworbenen Achtung, und stellte ihnen zum Beweise derselben ihr

Arsenal unberührt zurück. Und Kaiser Franz sagt ihnen vor seiner Ankunft in einem förmlichen Patent: »Keine Pflicht habt ihr unerfüllt, keine Tugend habt ihr unausgeübt gelassen.« Die unermeßlichen Forderungen des Feindes stehen im offenbaren Widerspruch mit dem eigenen Interesse und den Pflichten des Unterthans; nur hoher Verstand und die strengste Rechtlichkeit können in solcher Lage Ehrenkränze von beiden Seiten verdienen.

Bei der Vermählung des Kaisers 1808 gaben die Wiener ein Fest in ihres Landesfürsten eigener Art; sie statteteu 80 arme Mädchen aus, worunter 4 Israelitische; bereiteten den Armen im Bürgerspital ein reichliches Mittagsmal; bedachten selbst die Gefangenen in ihren Kerkern.

Nach der französischen Invasion von 1809, die leider ein halbes Jahr dauerte, erhielten die Wiener keinen Lobspruch von dem Beherrscher der Franzosen, denn er konnte es ihnen nicht verzeihen, daß sie 6 Bataillons Landwehr gestellt, und daß eben die Wiener Landwehr ihm bei dem verunglückten Uebergang von Nußdorf gegen die schwarze Lacke viel Schaden gethan. Dagegen rühmen französische Schriftsteller den auch bei dieser Invasion bewährten vortrefflichen Charakter der Wiener, und führen rührende Züge an, wie dieses edle Publicum, jedes gerechte Rachegefühl vergessend, die Leiden von vielen Tausenden blessirter Franzosen hülfreich zu lindern bemüht war, Kaiser Franz aber ließ 6 neue Kanonen gießen, worauf zu lesen ist: »Franz I. den Bürgern der

Stadt Wien für erprobte Treue, Anhänglichkeit und Biedersinn 1810.« Diese ließ er an seinem Namenstag ins bürgliche Zeughaus führen.

Als Seine Majestät Kaiser Franz I. aus den glorreichen Feldzügen von 1813 und 1814 zurückkehrten, vereinigten sich 12 Wiener zu einem außerordentlichen Beitrag für die Invaliden dieser Feldzüge; die Frucht davon war, laut Ausweis von 1819, ein bereits vertheilter Betrag von 62368 fl. C. M. und ein Capital von 454,900 fl. C. M. zu 5% für alljährliche Vertheilung.

Wien hat viele Armenanstalten, und die ganze, auch hier wie in allen großen Städten beträchtliche, Zahl von Armen wird, ohne irgend eine vorgeschriebene Umlage, durch diese Anstalten und durch freiwillige Beiträge erhalten. Immer sind die Wiener bereit zu wohlthätigen Beiträgen, nicht nur für ihre Mitbewohner; auch für fremde Verunglückte; selbst für die Missionen am Ohio im fernsten Nordamerika. Niemand besitzt die Summe an Einkünften, die jährlich hier im Stillen von Hand zu Hand gegeben wird. Den höchsten Kranz erreichte ihr wohlthätiger Sinn aber bei Gelegenheit der Ueberschwemmung am 1. März 1830. — Nach Mitternacht, als die Menschen im tiefsten Schlafe lagen, stürzte sich plötzlich unter heulendem Sturm die Fluth mannshoch mit ungeheuren Eisblöcken und Balken zertrümmerter Hütten und Brücken über die an der Donau gelegenen Vorstädte her; so plötzlich, daß die Wächter sich selbst kaum retten konnten, daß

die Erdgeschoße in den niedersten Lagen binnen fünf Minuten über die Fenster im Wasser standen. Von 50,000 Menschen sind diese Vorstädte bewohnt. Jenseits ergoß sich der Strom über das flache Land; zehn Dörfer standen in der Fluth, Eismassen stießen die schwachen Gebäude nieder; Tausende von Nutzvieh ertranken; mit Hunger und Durst rangen die Menschen in Todesgefahr. Da war Hülfe nöthig, schnelle, mächtige Hülfe. Die Wiener ließen es nicht daran fehlen; sie halfen von den höchsten Personen durch alle Stände bis zu dem Taglöhner herab, nach eines Jeden Kräften, mit großen Geldsummen, mit Sorgfalt, mit Liebe, mit Aufopferung, mit Lebensgefahr.

Vier und siebenzig Menschen ertranken in der ersten Verwirrung der schrecklichen Mitternacht; achthundert fünfzig wurden gerettet, größtenheils durch den Heldenmuth des Pionier- und Pontoniercorps, die, den mit Treibeis, Balken und Bäumen herantobenden Wellen entgegen, bis in die entferntesten, zum Theil in den Auen zerstreuten, Wohnungen vordrangen, und Menschen zu hunderten retteten, für die sonst keine Hülfe gewesen wäre. Leute der untersten Classen, denen man so wenig zutraut, haben, blos von ihren guten Herzen angetrieben, mit nicht minderer Gefahr ganz unbekannte Menschen gerettet.

Man weiß, was zur Unterstützung der Bedrängten durch die Hände der öffentlichen Behörden ging: 68000 Fleisch- und Brotportionen, 356000 fl. C. M. Das Größere ist, was von Privaten den Armen

unmittelbar zu Gutem kam, darunter Geldgeschenke von 100 bis 1000 fl. Lebensmittel, Kleider, Wäsche, Bettzeug, Trinkwasser wurde ihnen unter persönlicher Beschwerde und Gefahr von den Vornehmsten und Reichsten mit einer Thätigkeit zugebracht, als gelte es, Millionen zu gewinnen.

Man darf keinen einzelnen Namen nennen, sonst muß man ein Buch schreiben. Unter dem Titel **Wiens Tage der Gefahr von D. Sartori** besteht schon ein solches Buch.

Es gibt Städte, die größeren Umfang haben als Wien, und stärkere Bevölkerung, und viel mehr Reichthum; nirgends aber gibt es edlere Bewohner.

Inhalts=Verzeichniß

des zweiten Bandes.

Seite

Albrecht III. mit dem Zopf

theilt die Lande mit seinem Bruder Leopold II., Stifter der Steirischen Linie 3
Baut Lachsenburg 5
Das Büßerinnen=Kloster (jetzt Franciscaner) . . 6
Große Pest 1370 7
Die Wiener schießen 1381 die Feste Leonstein mit Kanonen in den Grund 8
Kaiser Wenzels erste Gefangenschaft 9
Christoph von Lichtenstein in Frankreich, Johann von Traun in England berühmt durch tapfere Thaten 10
Albrechts III. Tod 11

Die Leopoldinische oder Steirische Linie.

Leopold II. unternimmt einen Preußenzug . . . 12
Vermehrt seine Besitzungen 13
Bleibt bei Sempach gegen die Schweitzer . . . 14

Albrecht IV. die Wunder der Welt zugenannt,

nimmt seinen Vetter Wilhelm zum Mitregenten an 17
Unternimmt eine Pilgerfahrt ins heilige Land . . 18
Wird vergiftet und stirbt 19
Entstehung des Namens Stadtgut 20
Kaiser Wenzels Gefangenschaft zu Wien . . . 21

Albrecht V. als Kaiser der II.

Leopold III. von der steirischen Linie wird sein Vormund 23

Seite

Auch Ernst dessen Bruder wird dazu berufen . . 24
Der Bürgermeister Vorlauf und einige Rathsherrn werden hingerichtet 26
Remprecht von Waldsee befreit Albrecht V. aus Leopolds Händen 28
Albrecht wird als Herzog ausgerufen, sein Einzug in Wien 29
Seine Eigenthümlichkeit und merkwürdige Verordnungen 30
Die ersten Brücken über die entfernteren Donauarme 32
Spielwuth der Wiener 33
Vertreibung und Hinrichtung der Juden . . . 34
Das Schottenstift wird deutschen Mönchen übergeben 35
Stiftung der Dorotheer 36
Vermählung Albrechts mit Elisabeth, Kaiser Sigmunds Tochter . . . . —
Charakter Kaiser Sigmunds 37
Concilium zu Constanz 38
Herzog Friedrich II. von Tirol rettet den Papst Johann XXIII. 39
Hussitenkrieg 41
Albrechts V. Tod 44

Ladislaus Posthumus genannt.

Ursprung des Hauses Huniady 45
Charaktere Friedrichs III. und Albrechts VI. . . 47
Friedrich wird zum Kaiser gewählt des Namens der IV. 48
Wladislav von Pohlen wird König von Ungarn. Schlacht bei Varna 50
Bruderkrieg in Oesterreich 51
Schilderung Wiens vor 400 Jahren . . . 52
Andreas Baumkirchers Heldenthat vor Wienerisch Neustadt 55
Friedrich muß den jungen Ladislaus aus seiner Vormundschaft entlassen . . . . . . —

Seite
Friedrich nimmt den Titel Erzherzog 1453 an . . 56
Graf Cilly als Landesverwalter von Oesterreich . 57
Ritter Eytzinger stürzt ihn 58
Der heilige Johann von Capistran . . . 59
Ladislaus stirbt 63

Friedrich III., als Kaiser der IV.

Erbschaftsstreit mit seinem Bruder Albrecht VI., und seinem Vetter Sigmund von Tirol . . . 64
Mathias Corvinus wird König von Ungarn . 65
Friedensschluß mit ihm 68
Georg Podiebrad wird König von Böhmen . . —
Raubritter stehen auf, schlechte Münze Schinderlinge 69
Albrecht verbindet sich mit Raubrittern und Mathias Corvinus 70
Wolfgang Holzer macht sich zum Bürgermeister . 73
Die Wiener belagern den Kaiser in seiner Burg . 75
Georg Podiebrad befreit ihn 77
Holzers Ende 78
Albrechts Tod und Wiens Unterwerfung . . 80
Die Wiener erobern Oberlaa und schießen Rauhenstein in Trümmer 82
Heiligsprechung Leopolds 84
Wiederherstellung des Bisthums Wien . . . —
Baumkirchers Enthauptung 85
Der St. Georgen Orden 87
Erste Belagerung Wiens durch Mathias Corvinus 90
Maximilians Vermählung mit Maria von Burgund 91
Zweite Belagerung durch Mathias Corvinus; Wien muß sich ergeben 92
Mathias Corvinus residirt durch fünf Jahre als Landesfürst in Wien 95
Sein Tod 98

Seite
Vergleichung Georg Podiebrads mit Mathias Corvinus 98
Friedrichs Tod 100
Rückblick auf ihn und seine Regierung . . . 101

Maximilian I.

Treibt die Ungarn aus Wien und verfolgt sie bis zum Plattensee 103
Errichtet seinem Vater ein prächtiges Grabmahl bei St. Stephan 104
Einrichtung der Staatsverwaltung . . . 105
Grausame Bestrafung der Kuruzen 107
Johanna von Arragonien und Castilien . . . 108
Wechselheirath zwischen Maximilians Enkeln, und Wladislavs Königs von Ungarn und Böhmen Kindern 109
Sigmunds von Dietrichstein prächtiges Hochzeitfest 113
Maximilians Zeit, Wirksamkeit, Charakter und Tod 114

Ferdinand I.

Wiens Empö ung und Strafe 121
Bauernkrieg 126
Türkenkrieg . . . . —
Belgrad geht verloren 127
Schlacht bei Mohacz 129
Ferdinand wird König von Ungarn . . . 130
Erste türkische Belagerung Wiens 132
Die Türken fallen abermal ein 144
Merkwürdige Vertheidigung von Güns . . . 145
Wien wird eine starke Festung 147
Das Haus Habsburg erreicht binnen 32 Jahren große Macht 148
Ferdinands Bauführungen . . . . . —

Seite

Der Heilige Geist Orden 150
Einführung der Jesuiten 153
Petrus Canisius 155
Ferdinands Tod, seine Kinder 157
Wien vor 300 Jahren 159

Maximilian II.

Seine, und seiner Brüder Ferdinand und Carl Eigenthümlichkeit 175
Der Stephansthurm beleuchtet 177
Der erste Elephant in Wien . . . . . . —
Bemühungen Maximilians die Türken aus Europa zu treiben und die Religionsparteien zu vereinigen 178
Herzog Johann Friedrich von Sachsen wird durch Wien in ewiges Gefängniß geführt . . . 181
Heinrich III. von Frankreich in Wien . . . 182
Stiftung des königlichen Klosters 184
Ursprung des Namens Prater 185
Ursprung von Schönbrunn 186
Freiherr von Hoyos macht den Wienercanal wieder schiffbar 187
Große Kleiderpracht 188
Maximilians Tod 190

Rudolph II.

Verlegt die Residenz nach Prag. Sein Charakter und seine Lebensweise 190
Uebermacht der Protestanten in Wien 199
Bauernkrieg unter Georg Steinhauer . . . 201
Rudolphs jüngster Bruder Albrecht wird souveräner Statthalter in den Niederlanden . . . 202
Türkenkrieg bricht wieder aus 203
Grausame Executionen in Wien 204
Schwarzenberg und Palffi erobern Raab . . . —

Seite
Siebenbürgen wird gewonnen und verloren . . 205
Erzherzog Mathias wird zum Haupt des Hauses und Gubernator von Ungarn ernannt . 206
Zwingt dem Kaiser Oesterreich und Böhmen ab . . 207
Rudolphs Tod . . . . —

Mathias I.

Die Residenz kommt wieder nach Wien, Einzug des Kaisers 208
Er hat beide Parteien gegen sich 209
Die Stände von Oesterreich geben eine aufrühreriſche Erklärung 211
Mathias adoptirt den steyrischen Ferdinand . . 212
Thurn beginnt die Empörung zu Prag und den dreißigjährigen Krieg 213
Cardinal Klesel wird verhaftet 214
Mathias stirbt 215

Ferdinand II.

Thurn belagert Wien 216
Ferdinands Rettung aus den Händen der Stände . 217
Die katholischen Wienerbürger und Studenten bewaffnen sich für ihn . . . . —
Bethlen Gabor und Thurn belagern abermal Wien 218
Ferdinand wird als Kaiser gekrönt 219
Verbindet sich mit Maximilian, die Schlacht am weißen Berg, Böhmen, und die übrigen Provinzen unterwerfen sich 220
Protestanten müssen auswandern 221
Die kaiserliche Gruft, die Klöster der Capuciner, Barnabiten, Carmeliten, Paulaner u. a. m. werden erbaut 222

Seite

Die Juden werden in die Leopoldstadt verwiesen . 223
Der Fürstbischof will den zweiten Stephansthurm ausbauen . . . . —
Ferdinands Lebensweise 224
Seine Hofhaltung 229
Die Staatsbehörden 230
Die Einkünfte 234
Zustand der Stadt 235
Verlauf des dreißigjährigen Krieges 238
Die Protestanten schwören die Union ab . . 239
Mannsfeld ergreift zuerst die Waffen wieder . . 240
Nach ihm auch Herzog Christian von Braunschweig 242
Bauernaufruhr in Oberösterreich unter Stephan Fadinger 245
Der niedersächsische Kreis ruft den König von Dänemark zu Hülfe, und fängt den Krieg wieder an 250
Wallenstein tritt auf 252
Jagt Mannsfeld nach Siebenbürgen 253
Tilly's Sieg bei Lutter 255
Der Kopenhagner Frieden . . . . . . —
Der Bauernkrieg in Oberösterreich erreicht sein Ende 256
Das Restitutionsedict 257
Richelieu gibt dem Kriege neue Nahrung . . . 260
Wallenstein wird abgedankt 265
Gustav Adolph landet 268
Der Leipziger Convent 270
Plünderung Frankfurts durch Gustav Adolph . 272
Tilly's Verheerung Magdeburgs 273
Seine Niederlage bei Leipzig . . . . . . —
Sein Tod am Lech 274
Wallenstein wird wieder Generalissimus . . . 275
Schlacht bei Nürnberg 276
Schlacht bei Lützen 279

Seite
Gustav Adolph bleibt 280
Pappenheim bleibt 281
Wallensteins Tod 284
Schlacht bei Nördlingen . . . . —
Prager Frieden 285
Ferdinands II. Tod 1637 . . . . —

Ferdinand III.

Richelieu setzt den Krieg fort 287
Schweden rücken an die Donau bei Wien. Tapfere Vertheidigung 288
Ursprung des Festes in der Brigittenau 289
Verkündigung des westphälischen Friedens 1648 . 290
Stiftung der Augustiner auf der Landstraße, und der Pazmaniten 291
Ferdinands III. Tod 1657 . . . . —

Leopold I.

Montecucoli schlägt die Türken bei St. Gotthard 292
Verschwörung in Ungarn und ihre Bestrafung . —
Fürst Wenzel Eusebius von Lobkowitz 294
Die große Pest 1679 295
Zweite türkische Belagerung 297
Der Entsatz 304
Die reiche Beute 308
Die Belohnungen 309
Ungarns gänzliche Befreiung 310
Der Carlowitzer Frieden 1699 311
Die spanische Succession . . . . —
Leopolds Tod 1705 312
Gebräuche und Verordnungen . . . . —
Die Juden werden vertrieben, die Leopoldstadt erhält ihren Namen 313

Seite
Ursprung von Mariahülf 315
Wiens Beleuchtung wird eingeführt . . . . . —
Zar Peter I. in Wien 316
Die Wienerzeitung fängt an 317
Die erste Wienerbank 319
Entstehung der Linien, des Lichtenthals, der Josephstadt 320
Großer Sieg bei Höchstadt 1704 . . . . . —

Joseph I.

Stiftet die Akademie der Künste, das Versatzamt, die Elisabethinerinnen 321
Sein Tod 1711 322

Carl VI.

Seine Eigenthümlichkeit 323
Emporbringen der Wissenschaften, Künste, des Handels, der Industrie, Prachtgebäude . . 324
Die Pest 1713 325
Der Passarowizer Frieden 1718 326
Stiftung der Ingenieur-Akademie. . . . . —
Erste türkische Gesandtschaft 327
Stiftung des spanischen Spitals 328
Erzbisthum Wien . . . . —
Der Wienerfrieden 1735 . . . . —
Prinz Eugens Tod 329
Der Belgrader Frieden 1739. . . . . . . —
Carls VI. Tod 1740 330

Maria Theresia.

Die pragmatische Sanction 330
Der österreichische Successionskrieg 331
Der ungrische Reichstag 1741 332

Seite
Der Breßlauer Frieden 1742, der Dresdner Frieden 1744 333
Franz I. von Lothringen wird Kaiser . . . —
Der Aachner Frieden 1748 334
Der Kaiserinn Stiftungen, Anstalten, Einrichtungen, Verordnungen, Gebäude . . . . . . —
Allianz mit Frankreich, siebenjähriger Krieg . 337
Errichtung der adeligen Leibgarden . . . . —
Des Kaisers Tod . . . . —
Die Kaiserinn verkündet den Wienern persönlich die Geburt des gütigsten Landesfürsten . . 338
Galizien und die Bukowina vergrößern die Monarchie 339
Maria Theresia stirbt . . . . —

Joseph II.

Seine menschenfreundliche Gesinnung . . . 339
Der Herzog von Würtemberg, der Großfürst von Rußland, der Papst, der marokkanische Gesandte in Wien 340
Klösteraufhebung 341
Verschiedene Verordnungen und Veränderungen . 342
Türkenkrieg, Eroberung Belgrads 346
Josephs Tod 347

Leopold II.

Macht Frieden und stirbt 347

Ehrenkränze der Wiener.

Der Stephansplatz 348
Die Willkommsbecher der Innungen 349
Das wurmserische Freicorps 350
Die Wiener Freiwilligen . . . . —
Das Wiener-Aufgebot . . . . —

Seite

Die Wasserleitungen auf dem Platz der Alsergasse und vor die Josephinische Akademie . . . 351
Die erste französische Invasion . . . . —
Vermählungsfeier des Kaisers 1808 . . . 352
Die zweite französischz Invasion, die Wiener Landwehr . . . . . . —
Die Invalidenstiftung 353
Die Ueberschwemmung 1830 . . . . —

In der Mechitaristen = Congregations= Buchhandlung Singerstraße dem deutschen Hause gegenüber Nr. 896 ist neu erschienen und zu haben:

Der vollkommene Christ.

Eine

in alle Pflichten und Lagen jedes Christen eingehende gründliche Anleitung zur christlichen Vollkommenheit, nebst geistlichen Uebungen auf acht Tage und sechszehn Betrachtungen über das Leiden Christi.

Von dem Seligen

Alphons Maria Liguori.

Deutsch herausgegeben

von

Anton Passy,

Priester der Versammlung des heiligsten Erlösers.

8. Wien, 1834. 565 Seiten, ungeb. 48 kr. C. M.

Ueber

die moralische Erziehung

der höheren Stände,

von

Ignaz Wildner,

Doctor der Rechte und politischen Wissenschaften an der k. k. Universität zu Wien, und Concepts = Beamten der k. k. Hof= und n. ö. Kammerprocuratur.

gr. 8. Wien, 1834. ungeb. 1 fl. 30 kr. C. M.

Ferner sind zu haben:

Missale Romanum ex Decreto Sacrosancti Concilii Tridentini restitutum, Sancti Pii V. Pontificis Maximi jussu editum, Clementis VIII. et Urbani VIII. auctoritate recognitum, nunc denuo cum Missis Sanctorum pro Ecclesia universali novissime a Summis Pont. usque ad diem Sanctissimi Domini nostri Leonis XII. Pont. Maximi concessis, ac majori celebrantium commodo accurate suis locis dispositis, impressum. Folio. 1827. 11 fl.

Canon Missae. 30 kr.

Missae propriae SS. Patronorum Germaniae, Hungariae, Bohemiae, Poloniae, etc. Folio. 1 fl.

Missae Defunctorum. Folio. 1828. 1 fl. 30 kr.

Canon Missae ad usum Episcoporum, ac Praelatorum solemniter, vel private celebrantium. Folio. Venetiis 1790. 6 fl.

Pontificale romanum Clementis VIII. ac Ur-bani VIII. jussu editum, postremo a SS. Domino nostro Benedicto XIV. recognitum et castigatum. In tres partes divisum. Folio. Venetiis 1799. 15 fl.

Pontificale romanum Clementis VIII. ac Ur-bani VIII. jussu editum, postremo a SS. Domino nostro Benedicto XIV. recognitum et castigatum. 16. maj. Venetiis 1823. 1 fl. 36. kr.

Rituale romanum Pauli V. Pontificis Ma-ximi jussu editum, nunc vero a SS. Domino nostro Benedicto XIV. auctum et castigatum. In quo, quae Parochis ad administrationem Sacramentorum, Benedictiones, et Conjunctiones necessaria censentur, accurate sunt posita. 8. maj. Venetiis 1827. 1 fl. 6 kr.

Ceremoniale Episcoporum SS. Domini no-stri Benedicti Papae XIV. jussu editum et auctum. Cum Indicibus necessariis. Editio tertia Veneta. 8. maj. Venetiis 1794. 1 fl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrenberg, Johann Nepomuk Volkamer von, 1763-1837

Wien und seine Landesfürsten

Bd.: 2

Wien (1834)

Austr. 5131-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10011778-4